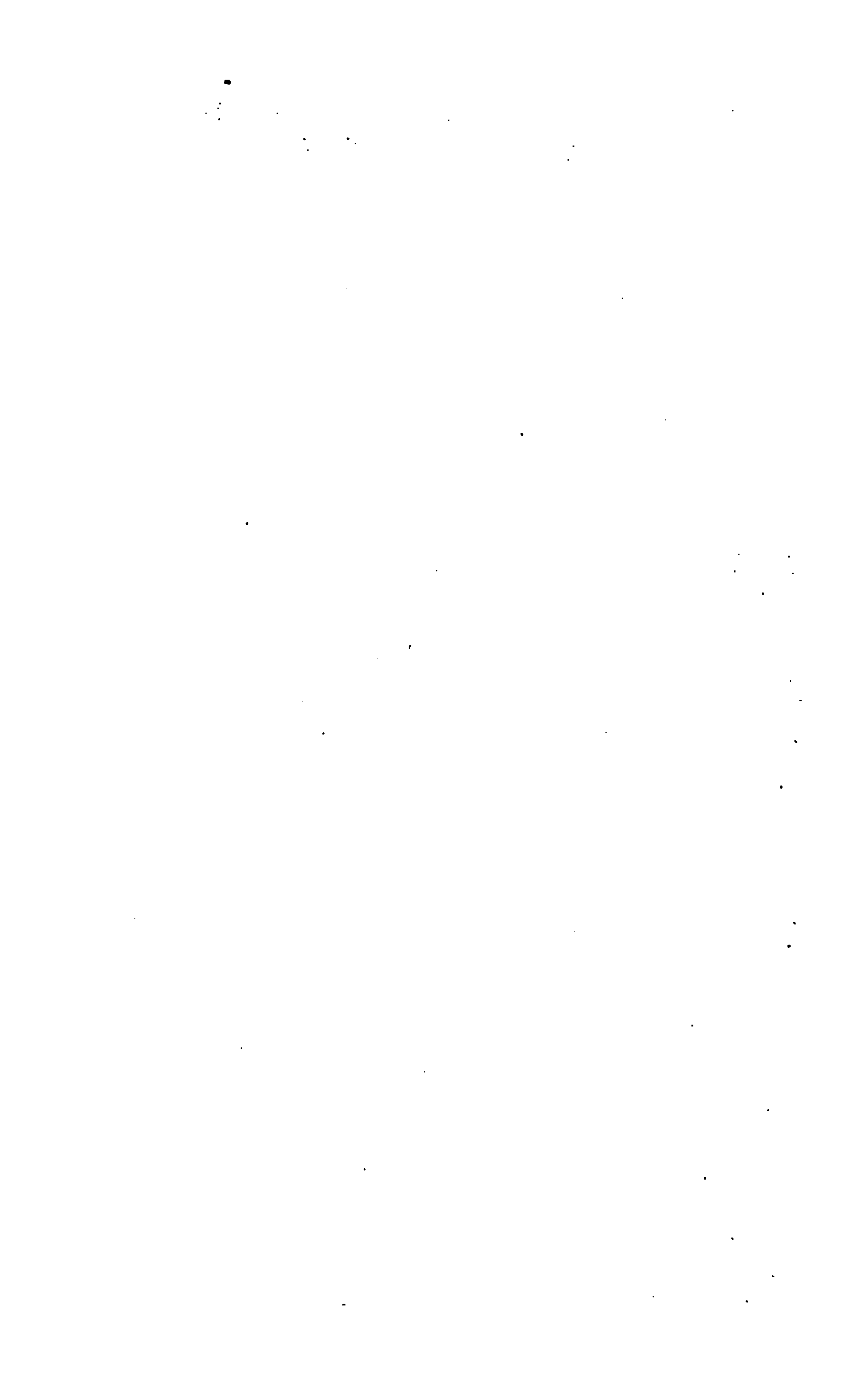
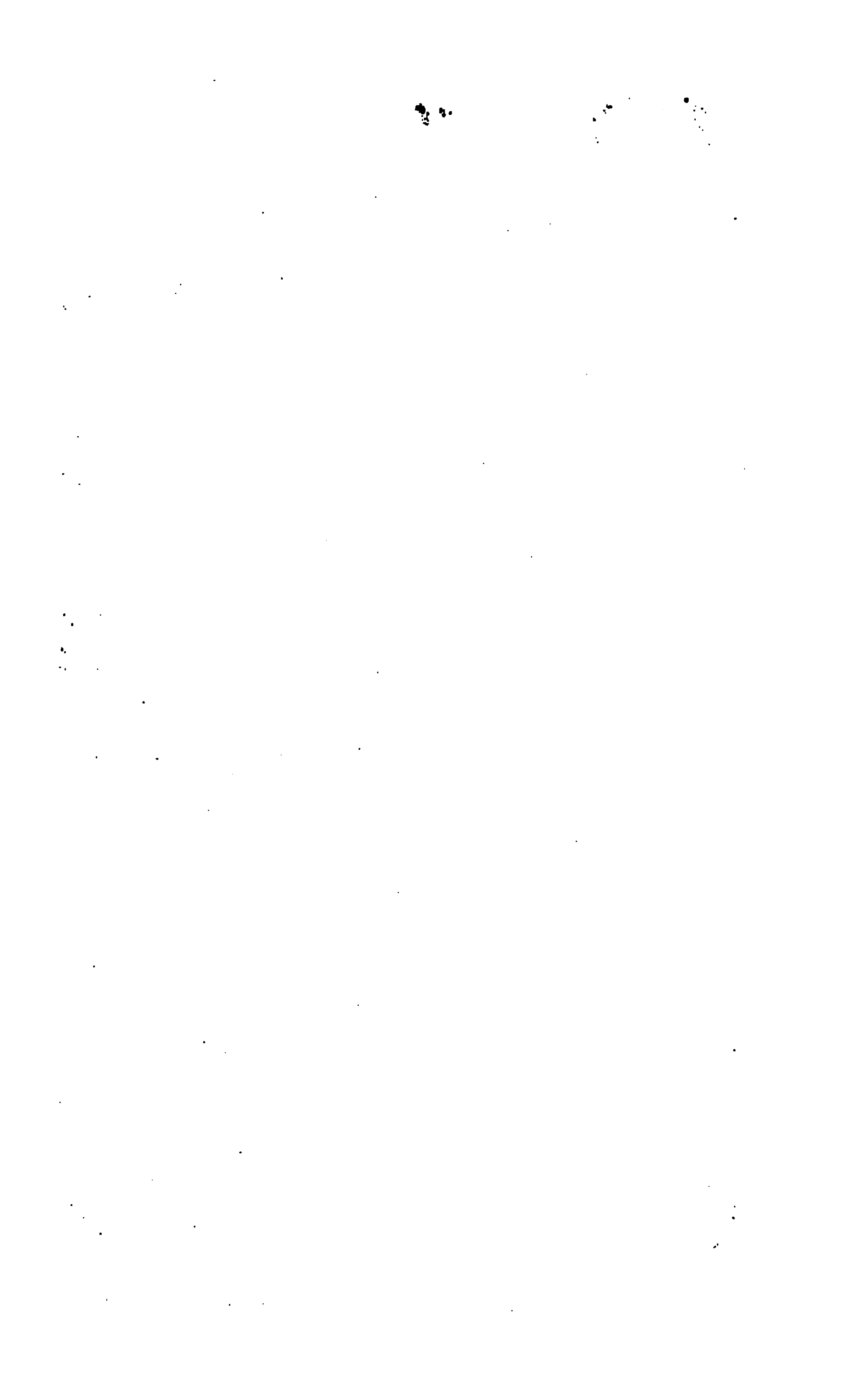



6000525510









# AUS MEXICO.

## REISESKIZZEN

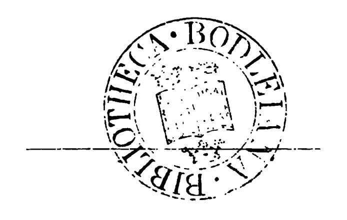
AUS DEN JAHREN 1874 UND 1875.

VON

**DR. FRIEDRICH RATZEL**

PROF. DER ERDKUNDE AN DER TECHN. HOCHSCHULE ZU MÜNCHEN.

MIT EINER KARTE IN FARBENDRUCK.




BRESLAU.

J. U. KERN'S VERLAG (MAX MÜLLER).

1878.

# VORREDE.

Unter allen aussereuropäischen Ländern nehmen die spanisch-amerikanischen eine der bemerkenswerthesten und eigenthümlichsten Stellungen ein, welche sie des Interesses der Europäer in besonders hohem Grade werth erscheinen lässt. Ihre Natur, dem Klima nach tropisch und subtropisch, wird durch mächtige Einflüsse der Lage und der Bodengestalt zu einer der mannigfaltigsten, die die Erde kennt. An Fülle und Verschiedenheit der organischen Wesen sind vielleicht nur die ostindischen Inseln mit Mittelamerika von Südmexico an und mit dem nördlichen und östlichen Südamerika zu vergleichen. Aber das ist nur eine Provinz des grossen Gebietes. Westlich davon kommen Hochgebirgsregionen von einer Mächtigkeit der Höhenentwickelung, die nur im Himalaya übertroffen wird und einem Reichthum vulkanischer Erscheinungen, der beispiellos ist. Während in der Nähe der hoch hinaufgeschobenen Schneegränze sich hier eine alpine Natur von freilich sehr eigenartigem Gepräge entfaltet, stehen die Hochebenen, die diesem mächtigen Gebirge theils vorgelagert, theils zwischengeschaltet sind, unter dem Einflusse von grossen, Hitze und Feuchtigkeit oft bis auf das Steppenniveau herabmildernden Faktoren und sind in weiten Gebieten nach Klima, allgemeinem Naturcharakter und Fruchtbarkeit

und in Folge dessen auch in vielen Culturbeziehungen sehr ähnlich verschiedenen Ländern der gemässigten Zone Europas und anderer Erdtheile. Höchst verschiedenartige Bevölkerungen helfen die Mannigfaltigkeit der Naturbedingungen, welche in dem Rahmen dieser grossen Unterschiede sich geltend macht, noch vermehren. Indianer, europäische Weisse und Neger sind in den verschiedensten Verhältnissen gemischt und bestimmen je durch das Vorwiegen eines oder des anderen Elementes oder durch die Mengenverhältnisse der Mischungen sehr weit auseinandergehende Variationen sowohl in den körperlichen als geistigen Eigenschaften und Bethätigungen. Nirgends beobachtet man so viele Varietäten des Menschengeschlechtes auf so engem Raume, nirgends hat man so viel Gelegenheit die Resultate ihres körperlichen (Mischung) und geistigen Aufeinanderwirkens zu studiren. Ueberall ist die europäische Cultur angepflanzt und die Bewohner jener Länder schmeicheln sich, zu ihren hervorragenden Trägern zu gehören. In Wirklichkeit ist es aber nur eine barbarische Entartung derselben, welche hier unter Verhältnissen aufgewachsen ist, die ärmer an zur Arbeit anreizenden nnd reicher an Kräften sind, welche die niederen, sinnlichen Leidenschaften nähren. Als Halbcultur, entstanden durch Rückgang eines einmal auf ungünstigen Boden verpflanzten und dann an und für sich nicht zu den gesundesten gehörenden Zweiges europäischer Cultur, des spanischen, ist dieser Complex von stehen gebliebenen oder verzerrten Entwickelungen einzig in seiner Art und verdiente schon wegen seines geschichtsphilosophischen und völkerkundlichen Interesses höhere Beachtung als ihm bis jetzt in Europa gezollt wurde. Noch unmittelbarere Wichtigkeit erlangt er aber durch die Rückwirkung, die er auf die Ent-

wickelung des ganzen Continentes übt. Es wird sich fragen, ob er fest genug steht, um dem Andrang zweier grosser Völkerwogen, der germanisch-amerikanischen, die von Norden und der chinesischen, die von Westen herdrängt, Stand halten zu können. Jedenfalls ist die Zeit nicht sehr fern, in der die Aufforderung, sich gegen diese drohenden Ueberschwemmungen zu wehren, gebieterisch an die Bevölkerungen Spanisch-Amerika's herantreten wird. Auch die europäische Einwanderung wird, wenn die gegenwärtige Zeit ihrer Ebbe vorbei sein wird, in manchen Theilen dieses Gebietes wieder beträchtliche Einflüsse auf den Gang der Culturentwickelung und der politischen und socialen Verwickelungen desselben ausüben. Schon heute brodelt es von El Paso bis Patagonien von dem nur erst vereinzelten Aufeinanderwirken der höchst verschiedenen Elemente, und an heftigeren Reaktionen, die ebenso folgenreich als belehrend sein werden, kann es nicht lange fehlen. Nimmt man die trotz aller inneren Unruhen doch immer fortschreitende Produktion dieser Länder und die hochgesteigerte Bedeutung, die sie in Folge dessen als Producenten wie Consumenten für den Weltmarkt gewonnen haben, so wird es unmöglich, in ihnen und ihren Völkern nicht eine Zusammenfassung von anziehenden und wichtigen Problemen zu erblicken, wie sie zum zweiten Male nirgends mehr auf der ganzen Erde zu finden sind.

Ohne Zweifel verdienen diese Verhältnisse genau gekannt zu sein, ebensowohl aus wissenschaftlichen als aus praktischen Gründen. Die europäische Literatur ist in der That auch verhältnissmässig nicht arm an bezüglichen Arbeiten und speciell derjenige Theil des romanischen Amerika's, über welchen dieses Buch sich verbreitet, Mexico, ist gerade in der deutschen Literatur

durch die gediegensten Werke geschildert, welche seit A. von Humboldt's *Essai politique sur la Nouvelle Espagne* veröffentlicht wurden. Mühlenpfordt und Burkart sind die Quellen für alle neueren Beschreibungen Mexico's, die in irgend einer europäischen Sprache erschienen sind. Diese Bücher sind fast in allen Theilen ebenso methodisch als gründlich abgefasst, aber gegenwärtig vielfach veraltet. Meine Skizzen machen keinen Anspruch darauf, ähnlich eingehende Beiträge zur Geographie und Ethnographie von Mexico zu liefern, sie wollen vielmehr nur unbefangene Bilder der Natur und des Lebens geben, wie sie einem Beobachter sich aufdrängten, der ohne wissenschaftlichen und literarischen Apparat, aber in der Erkenntniss der grossen Wichtigkeit dieser Verhältnisse mit dem Wunsche, möglichst selbständig und klar zu sehen, einige der interessantesten und nicht eben häufig besuchten Theile des Landes durchzog, um Schilderungen zu entwerfen, die im Feuilleton der *„Kölnischen Zeitung"* zu erscheinen bestimmt waren und der eben in demselben Masse als er sich nach der Natur seiner Mission das forschende Eingehen in die zahllosen Probleme versagen musste, die sich ihm boten, um so offener und klarer seine Augen zu halten suchte, für alles, was in Wald und Feld, in Städten und Dörfern, in den Ranchos und den Salons, an den Einheimischen und Fremden seiner Beobachtung sich darbot. Dabei wurden, wie sich von selbst versteht, die Gelegenheiten zur Berichtigung oder Vervollständigung des eigenen Urtheils nicht verschmäht, welche der Umgang mit diesen und jenen, und das Studium öffentlicher und privater Bibliotheken und Sammlungen bot. Diese Skizzen erheben daher keinen anderen Anspruch als den der Unmittelbarkeit, denn nur Selbstbeobachtetes wollte gegeben werden; den der Un-

befangenheit, denn ohne Voreingenommenheiten konnte ich ein Land durchreisen, das ich zu bestimmter Zeit wieder verlassen konnte und das also nur als Beobachtungsobjekt mein Interesse erwecken konnte; und den der Treue, denn alles, was nicht genau beobachtet oder erkundet werden sollte, blieb ausgeschlossen. So wie ich zur Zeit, als ich diese Skizzen schrieb, noch nicht daran dachte, einst Professor zu werden, so tragen sie auch gar nichts Gelehrtes an sich; aber ich hoffe, dass die Gewohnheit der sich selbst beschränkenden und unablässig sich scharf beaufsichtigenden Beobachtung, die der wissenschaftliche Arbeiter zuletzt sogar ohne Willen übt, an der Ausschliessung alles müssigen Geplauders, an der möglichsten Vermeidung des grossen Riffes aller Berichte von touristischen Reisen, der Oberflächlichkeit, und an der gebührenden Hervorhebung des Wesentlichen zu erkennen sein wird. Uebrigens hat das Buch für sich selbst zu sprechen. Mir erübrigt nur noch die Danksagung an die zahlreichen Freunde, die auf meiner mexikanischen Reise mich mit Rath und That unterstützten, in erster Linie an die Leiter der *„Kölnischen Zeitung,“* welche mich zu dieser Reise veranlassten und die Unkosten derselben trugen, dann an die zahlreichen Landsleute, die mir in Mexiko den Aufenthalt in der Stadt und der Provinz angenehm und lehrreich machten.

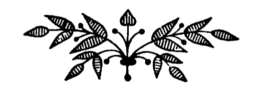
MÜNCHEN, 1. September 1878.

*F. RATZEL.*



# INHALTS-VERZEICHNISS.

## REISE VON TEHUANTEPEC NACH OAXACA UND TEHUACAN.



Sinnstörender Schreibfehler: S. 10, Z 4 von oben statt „etwa“ setze „höchstens.“






Mexiko hat immer eine hervorragende Stellung unter den spanisch-amerikanischen Staaten eingenommen, aber dieselbe hat sich seit Jahrzehnten nicht erhöht und ebenso ist das Interesse stabil geblieben, das man diesem Lande entgegenbringt. Mexico ist allerdings zu gross, um übersehen werden zu können. Die Erinnerung an seine alte Cultur oder Halbcultur verleiht ihm eine Würde, nach der andere Staaten dieser Gruppe, die fast unvermittelt aus dem Dunkel der Geschichtlosigkeit in die blendende Helle der modernen Geschichte eintraten, ein Ecuador oder Columbia z. B., vergebens streben würden. Mexico ist kein historischer Parvenü wie die meisten von diesen Staaten; es hat eine Vergangenheit und dieser Vergangenheit fehlt es nicht an grossen und schönen Zügen. Als einziger Grenzstaat der grossen nordamerikanischen Union im Süden, als einziger Staat, der deren Ausbreitung in dieser Richtung Schranken setzt, kann Mexico nicht unbeachtet bleiben. Mexico's Geschichte hat sich in den 6 Jahrzehnten, welche seit der Losreissung von Spanien verflossen sind, zwar auch nur im Kreise gedreht wie die der übrigen romanischen Freistaaten Amerika's, aber die bald schauerlichen und bald lächerlichen Katastrophen sind sich nirgends so rasch gefolgt und haben nur hier mehr als einmal europäische Interessen

enger in ihren tragikomisch bunten und unberechenbaren Wechsel verflochten. Es sind erst einige Jahre, dass als Schauplatz eines der erschütterndsten Trauerspiele der Weltgeschichte Mexico in Aller Munde war. Seit lange umgeben die Schätze seiner Berge seinen Namen mit einem Schimmer, der vor dem des silbernen Peru nicht erbleicht. Mit der Herrlichkeit tropischer Natur, die über einen Theil des Landes ausgegossen ist, mit der Grossartigkeit und dem Schrecken des Hochgebirges, der Vulkanriesen und der Steppen, die einem anderen eigen, mit den unerschöpflichen Möglichkeiten, die in der Zukunft aller dieser so reich und mannigfaltig begabten Gebiete des tropischen und subtropischen Amerika's schlummern, scheint dieses Land in der That soviel Vorzüge und soviel Anziehendes zu vereinigen, dass man es ohne Frage zu den merkwürdigsten und kennenswerthesten Ländern der Erde stellen wird. Und doch hat das Alles nicht genügt, um Mexico in unseren Gedanken eine andere und grössere Bedeutung zuzuweisen als die, welche eben genügt, um es nicht ganz vergessen zu lassen. Man vergleiche den Raum, welchen die Vereinigten Staaten von Nordamerika in dem Geiste eines Jeden einnehmen, der mitten in unserer Zeit steht und mit ihr lebt. Immer öfter, aus immer neuen Gründen, immer eingehender wollen sie beachtet und betrachtet sein und wenn wir Zeit und Geisteskraft zu messen vermöchten, die wir ihnen widmen, so würden Manche von uns finden, dass sie bereits nicht weniger für sie aufwenden, als für England oder Russland. In diesem Land geschieht so viel Neues und Bedeutendes, das Volk beweist soviel Thätigkeit und Tüchtigkeit, dass es unmöglich ist, darüber wegzusehen und Niemand wird läugnen, dass die nordamerikanische Union einer der grossen Factoren in der Geschichte unserer Zeit geworden ist. Wie ganz anders stehen wir Mexico gegenüber! Mit seiner ganzen Geschichte und all seinen Schätzen fällt es heute in der Wage, mit der wir die Wichtigkeit der Länder und Völker abwägen, nicht schwerer in's Gewicht, als vor hundert Jahren. Es ist wahrscheinlich, dass es als Bestandtheil der spanischen

Colonialmacht wirthschaftlich, und in den Jahren seiner Unabhängigkeitskämpfe politisch zukunftsreicher erschien als heute und es bietet ein in unserer Zeit seltenes Beispiel von Stehenbleiben, wenn nicht Rückgang, mitten in der Hochfluth fortschreitender Entwickelung, die unser Jahrhundert characterisirt. Während wir den Vereinigten Staaten von Nordamerika mit der Theilnahme zuschauen, die ein rüstiger Mann erweckt, welcher alle seine reiche Kraft aufwendet, um bestimmte, auch uns gesteckte Ziele zu erreichen, empfinden wir angesichts mexicanischer Wirren und Aussichtslosigkeit manchmal einen Wunsch, wie am Bett eines Fiebernden, der sich in zwecklosen Rasereien von einer Seite auf die andere wirft: uns von solchem unerfreulichem Schauspiel abzuwenden. Wir mögen verwöhnt sein durch das kräftigere und fruchtbringendere Völkerleben, das wir um uns sehen, und es wäre vielleicht gerechter, den Maassstab, den man an mexicanisches Staats- und Volksleben und mexicanische Entwickelung anlegt, erst auf spanische oder portugiesische Verhältnisse herabzuschrauben, als direkt von West- oder Mitteleuropa oder Nordamerika auf Mexico hinüberzublicken. Aber das, was wir Leben eines Volkes nennen, finden wir sicherlich in Mexico nicht. Es fehlt uns hier das Wachsthum, die kräftigende und bereichernde Verjüngung, die Zunahme nach allen Richtungen. Es ist eine tiefere Stufe von Leben, ein Vegetiren, das sich erhält, aber nicht fortschreitet. Diese Geschichte wiederholt sich zu viel, diese laut ausposaunten Fortschritte werden allzu regelmässig von sehr weitgehenden Rückfällen unterbrochen, diese Helden erinnern zu oft an den Spruch von dem Königthum der Einäugigen, diese Begeisterungen haben zu viel Flackerfeuer und zu wenig Gluth, diese Grossthaten schlagen zu leicht ins Barbarische um. Man hat uns zu oft enttäuscht von dieser Seite her, wo man mit den schönsten Freiheitsphrasen so verschwenderisch und mit den entsprechenden Thaten so karg ist; wir mögen uns kaum mehr hinwenden, wenn ein Schall von ihrer geräuschvollen Tagesgeschichte uns erreicht. Und doch sollte unser Interesse an diesen Dingen kein blos

pathologisches sein. Man sieht leicht einen Zustand für pathologisch an, blos weil er weniger gewöhnlich ist als das, was man normal nennt. Aber dieses Normale braucht nicht eben das Niveau zu sein, auf das man alles Abweichende reducirt. Als grosser Uebergangs-Zustand zwischen einer abgeschlossenen Vergangenheit und einer noch nicht eröffneten Zukunft sind die mexicanischen Verhältnisse eine Erscheinung von allgemeinerem Werth. Sie stehen bekanntlich nicht allein, sondern wiederholen sich in allen einst spanischen Theilen von Süd- und Mittelamerika. Man kann daher zugeben, dass Mexico wenig Beachtenswerthes bietet vom Standpunkt des Tagesinteresses, aber schon als hervorragendster Typus dieses seltsamen Uebergangszustandes, der neue Nationen in seinem Schoosse birgt, bleibt es für den Freund der Völker-Geschichte immer eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen. Und glücklicherweise ragt seine wunderbare Natur in unveränderter Grösse immer über das Gewühl der veränderlichen Menschen hervor, welche an ihrem Fusse diminutive Interessen ausfechten.

Mexico ist an Grösse (36,000 □M.) und Bevölkerung (9 Millionen) einer der grössten Staaten in Hispano-Amerika. Uebrigens bedeuten beide Elemente wenig, wo die Kraft fehlt, sie zusammenzufassen und wirksam zu machen. Es sind einstweilen Möglichkeiten, deren Entfaltung im Schooss der Zeiten ruht. Chile mit 6 mal kleinerem Areal und 4mal geringerer Bevölkerung wiegt an wirthschaftlicher Bedeutung Mexico 6 mal auf. Und selbst diese Möglichkeiten sind nicht zu überschätzen. In diesen Tausenden von Quadratmeilen und in diesen Millionen der Bevölkerung birgt sich sehr ungleiches Gut und man kann vielleicht im Allgemeinen sagen, dass in wenigen Ländern grosse Vorzüge von so grossen Nachtheilen aufgewogen werden wie hier. Eben deswegen bedingt ein richtiges Gesammtbild genaue Kenntniss und sorgsames Abwägen der beiden.

Die geographische Lage Mexico's erscheint auf den ersten Blick vorzüglich und sie wäre es, wenn die Umrisse und die Lage zu anderen Staaten dafür massgebend

wären. Ein Land nimmt aber mit seiner Lage noch andere Dinge in den Kauf und in dem Falle Mexico's vereitelt z. B. Bodengestalt und Klima gar manchen Vortheil, der aus Umriss und Nachbarschaft erwachsen könnte. Indessen heben sie nicht ganz die Vorzüge auf, die entspringen aus der lang hingestreckten Lage an zwei Weltmeeren und aus der bereits zu der mittelamerikanischen Isthmusreihe überleitenden Verschmälerung, mit der es aus der breiten Masse Nordamerika's hervorgeht. Gegen sein Südende zu, bei Tehuantepec, verschmälert es sich sogar zu einer der wichtigen Landengen, die immer genannt werden, wo es sich um die kürzesten Wege zur Verbindung des Atlantischen und des Pacifischen Meeres handelt. Mit der Halbinsel Yucatan ragt Mexico tief in den Meerbusen, der nach ihm genannt ist und damit in die verkehrsreichen westindischen Regionen hinein; aber leider ist der Zusammenhang dieser Halbinsel mit Mexico nur ein schwacher, geographisch sowohl wie politisch. Yucatan könnte, die politische Grenzlinie weggedacht, ebensogut zu Guatemala und Honduras als zu Mexico gehören. Es ist nur ein lose anhängendes Glied. Schade auch, dass Mexico in der Nachbarschaft eines so inselreichen Gebietes wie Westindien doch so vollständig continental, so inselarm ist. Die kleine, selten besuchte Gruppe der Revilla Gigedos im Stillen Meere, gegenüber Manzanillo gelegen, ist die einzige irgend nennenswerthe unter den mexikanischen Eilandgruppen. Keine reiche Küstengliederung wie in Nordamerika ist vorhanden, welche eine gewisse Abgeschlossenheit, die Folge dieser Inselarmuth, zu lösen vermöchte. Die Laguna de Terminos am westlichen Fusse Yucatans ist die einzige grössere Meeresbucht, welche in ein fruchtbares und bewohntes Gebiet einschneidet, während der Californische oder Cortes-Golf, auch Purpurmeer *(Mar Vermejo)* genannt, zwischen den zwei nahezu wüstenhaften Gebieten von Untercalifornien und Sonora sehr wenig Gelegenheit findet, eine verkehr- und culturfördernde Thätigkeit zu entfalten. Uebrigens ist die pacifische Küste Mexico's, an welche in ihrer ganzen Erstreckung Gebirge von bedeutender Erhebung herantreten, durch ihren steilen

Charakter zwar auf weite Strecken hin schwer zugänglich, hat aber einige vortreffliche Häfen, welche in die Felsen gewissermassen gehöhlt sind; so Acapulco und Mazatlan. Die atlantische Küste hat dagegen fast nur Stromhäfen, die durch Küstenflüsse von oft grösserem Schutt- und Sand- als Wasserreichthum gebildet werden. Fast unabänderlich liegt eine Barre in den Mündungen derselben und erschwert das Ein- und Auslaufen der Schiffe. Der wichtigste von diesen Häfen, der von Vera Cruz, ist gar nur eine nothdürftig geschützte Rhede zwischen einer kleinen Insel und dem Land.

Die Bodengestaltung ist im grössten Theil Mexico's der Zugänglichkeit nicht minder ungünstig. Das lehrt schon der Mangel an grösseren Flüssen. Man kann in der That nur zu Land in's Innere von Mexico vordringen, denn keiner der Flüsse des Nordens und der Mitte ist selbst nur für Kähne auf weitere Strecken schiffbar, mit einziger Ausnahme natürlich des Rio Grande, der indessen als Grenzfluss hier nicht in Betracht kommen kann. In Süd-Mexico giebt es auf der atlantischen Seite einige Flüsse von genügender Breite, Wasserreichthum und geringem Gefäll, aber diese Flüsse sind sämmtlich kurz von Lauf. Man kann sagen, dass Mexico, das an kleineren Flüssen nicht arm, den möglichst geringen Nutzen von seinen fliessenden Gewässern zieht. Viel von diesem Umstand kommt auf Rechnung der Naturverhältnisse, einiges auf die der Menschen, welche nicht das Kleinste thun, um die nicht immer gütige Natur etwas zu corrigiren. Die Binnenseen Mexico's sind fast ausnahmslos abflusslos, daher salzig; für den Verkehr haben dieselben keine Bedeutung, aber ihre ausgetrockneten Ränder oder auch ganz trocken gelegten Becken sind durch die Salzdurchtränkung ihres Bodens unfruchtbar und es sind nicht unbeträchtliche Strecken der mexikanischen Hochebene, besonders im Norden, und bis in den Staat von Jalisco herab, dadurch von wüstenhafter Natur.

Der grösste Theil von Mexico ist Hochland, und zwar Hochebene, der Gebirgszüge und einzelne Vulkanberge oder kleine vulkanische Centralgebirge aufgesetzt sind. Die

Gebirgszüge entbehren zwar des unmittelbaren Zusammenhanges mit den nordamerikanischen Cordilleren, welcher auf den Karten noch immer angegeben wird, doch ziehen sie in denselben Richtungen und scheinen sich zu der Hochebene, der sie aufgesetzt sind, ähnlich zu verhalten, wie die zahlreichen unzusammenhängenden Gebirgszüge der im Norden ihnen zunächstliegenden neumexikanischen Hochebene. Sie bilden keine lange Gebirgskette, ziehen in im Allgemeinen parallelen, im Einzelnen sehr vielfach unregelmässigen Richtungen nebeneinander hin und erscheinen nach Höhe wie Massenentwickelung nur wie nebensächliche Aufwölbungen der Hochebene, deren Plateauflächen sie krönen und umranden. Die mittlere Höhe der letzteren schwankt zwischen 1500 und 2000 M. und umschliesst nur in den breiteren Flussthälern und in sonstigen kleinen und vereinzelten Einsenkungen tiefere Stellen. Manche Plateauflächen liegen noch oberhalb des letztgenannten Niveaus und das ganze Innere des Landes kann also als aus Hochebene und Gebirge bestehend betrachtet werden, während Tiefland an beiden Küsten, sowie in dem Gebiete jenseits der Landenge von Tehuantepec vorwaltet. Indessen wird man dem Tiefland, wenn man ihm die normale Grenze von 300 M. setzt, kaum mehr als $^1/_{10}$ des Landes zuweisen können und von den übrigen $^9/_{10}$ dürften wohl zwei Dritttheile dem oberhalb 1000 M. gelegenen eigentlichen Hochebenengebiet zuzurechnen sein. Der Hochlandcharakter wiegt also unbedingt vor und die Oberflächenformen lassen denselben deutlich erkennen. Es liegt darin eine entschiedene Abschwächung der bedeutsamen Uebergangs- und Brückenlage, die das Land auszeichnet. Den Verkehr, den diese Lage begünstigt, erschwert die Bodengestalt. In schmalen, steilen Thälern (Barranca's) steigt man vom Tiefland an, dessen Flachformen sich gewöhnlich noch mehrfach wiederholen in Terassenbildungen von beschränkter Ausdehnung. Am Rand der Hochebene hat man gewöhnlich höhere Gebirgszüge zu übersteigen, ehe man auf das eigentliche Plateau gelangt, das indessen seinerseits nichts weniger als eine breite Fläche, sondern durch

Höhenzüge, die bald nur wie Hügel erscheinen, bald schon ewigen Schnee tragen, in zahlreiche kleinere Becken zerlegt ist, von deren Gestalt und Beschaffenheit das sog. Thal von Mexico, das Thal von Puebla, das von Oaxaca, das von Queretaro und viele andere einen Begriff geben können. In der That ist die ganze Hochland-Oberfläche Mexico's in solche Thalbecken zerlegt, die nicht selten ihre eigenen kleinen Flusssysteme und abflusslosen Seen besitzen. Alle grösseren Städte, ausgenommen natürlich die Küstenplätze, sind in solchen natürlich umgrenzten Bezirken gelegen und man würde auf diese Trennungen zurückgreifen können, um den übermächtig wuchernden Sondergeist der Städte und Staaten zu erklären, wenn nicht in den politischen und socialen Verhältnissen und im Charakter des Volkes hinlängliche Erklärungen dafür zu finden wären. Immerhin sind diese Schranken mächtig genug, um den Verkehr z. B. mit der in einem solchen Naturbecken gelegenen Hauptstadt erheblich zu erschweren. Der Abstieg von diesem Hochland nach der pacifischen Küste ist durch den unvermittelteren Abfall steiler und beschwerlicher als nach dem breiten, durch Hügelland an das Plateaumassiv des Inneren sich anlehnenden Tieflandstrich der atlantischen Küste. Nur an der letzteren gewinnt das Tief- und Hügelland genügende Ausdehnung, um als gesondertes Naturgebiet zu erscheinen. Man muss den vorwaltenden Hochlandcharakter Mexico's am wenigsten ausser Acht lassen, wenn man die allgemeinen Culturbedingungen des Landes abzuschätzen sucht, denn dieses Hochland gehört mit Ausnahme einiger oasenhaft eingesenkter Tieflandstrecken vollständig der gemässigten Zone an und nährt eine entsprechende Pflanzenwelt. Seine Culturbedingungen entsprechen daher, was Klima anbetrifft, durchschnittlich den mit 10—12$^0$ Mitteltemparatur begabten Gebieten gemässigter Zone.

Von einem mexikanischen Klima, d. h. einem Klima, das in gewissen Hauptzügen in den verschiedenen Theilen des Landes wiederkehrt, kann man nicht sprechen. Es ist im Gegentheil die Vereinigung extremer Klimate,

welche die Witterungs-Verhältnisse dieses Landes vorzüglich bestimmt. Die grosse Verschiedenheit ist das Charakteristischste an denselben und diese Verschiedenheit ist theils durch die Unterschiede der Oberflächengestalt, theils durch die der Lage bestimmt. Der nördliche Theil des Landes, bis zum Wendekreis herab, liegt in der Zone des regenarmen Passat und Regenarmuth ist seine Signatur. Daneben fehlen nicht die regelmässigen Begleiter derselben, die scharfen Gegensätze der Erwärmung in Jahres- und Tageszeiten. Südlich von der bezeichneten Grenzlinie werden die Küsten und die tiefer liegenden Theile des Innern von Feuchtigkeit tragenden Seewinden berührt, welche einen sehr grossen, oft überreichlichen Theil ihrer Wassermassen an der Ost- und Nordküste, einen kleineren im Inneren und an der West- und Südküste entladen und welche Regenzeiten bewirken, die im Westen und Süden kurz von Dauer und durch scharf ausgeprägte trockene Jahreszeiten getrennt, im Osten und Norden lang und weniger bestimmt auseinandergehalten sind. Dieser Unterschied zwischen dem feuchteren atlantischen und dem trockneren pacifischen Abhang zieht sich bis in die südlichsten Theile der Republik, wo er noch beim Ueberschreiten der Landenge von Tehuantepec als ein sehr bedeutsamer Faktor in der Landschaft und der Cultur der beiden Seiten dieses schmalen Streifens merklich wird. Nur Yucatan macht hier eine Ausnahme von dem tropisch feuchten Charakter der atlantischen Küstenstriche. Aber hier tritt ein anderer Gegensatz zurück, der bis zu dieser Einsenkung und Verschmälerung sich durch die gesammten Klimaverhältnisse Mexiko's durchzog und nicht bloss sie, sondern die Art und Verbreitung des organischen Lebens, die Bodencultur, die Wirthschaft und Lebensweise der Menschen auf's Tiefste beeinflusste. Die starke Erhebung der Hochebene bedingt bis hierher zunächst eine Temperatur-Erniedrigung, welche in ihrer Gesammtheit nach bekannten Gesetzen zu berechnen ist. Rechnen wir 1 Grad Wärme-Abnahme auf jede 200 Meter Steigung, so steht bereits die Mittelwärme der Stadt Mexiko (in 2310 Meter Höhe und unter 19° N. B.

gelegen) bei 12 Grad, also bei der Mitteltemperatur von Mailand und Constantinopel. Die bekannten Bezeichnungen der Mexikaner *Tierra caliente* für die tiefgelegenen (etwa bis 1000 Meter), *Tierra templada* für die mittleren (1000 bis 2000 Meter), *Tierra fria* für die höher gelegenen Theile gründen sich auf diese Abnahme der Temperatur mit der Höhe. Man wird die Bedeutung derselben verstehen, wenn man sich erinnert, dass der grössere Theil Mexiko's seiner Höhenlage nach der Tierra templada und fria zugehörig ist. Mit tropischer Wärme tritt in diesen Höhen, mit Ausnahme der ostwärts schauenden Berghänge, auch tropische Feuchtigkeit und mit beiden die üppige Vegetation und der leichte sorglose Lebensunterhalt des Tieflandes zurück. Der Mexikaner des Hochlandes muss hart arbeiten, um Mais, Weizen oder Gerste dem nicht selten kargen Boden abzugewinnen; der alles ertränkende Regenüberfluss der Küstenstriche macht hier häufigen Trocknissen Platz, denen nicht an allen Punkten mit künstlicher Bewässerung entgegengetreten werden kann, und Hungersnöthe sind in dürren Jahren schon im alten Mexiko nicht selten gewesen, wie sie es noch heute sind. Dagegen ist über das Tiefland die ganze Fülle tropischen Naturreichthums ausgegossen. Die feuchten Urwälder am Goatzocoalcos und Tabasco erinnern an die grossartigsten und üppigsten Naturbilder des Orinokogebietes und auf den Höhenstufen zwischen 500 und 1500 Meter liegen Strecken, die zu den schönsten, fruchtbarsten und bewohnbarsten Tropenregionen gehören und dem Gemeinplatz von der Unbewohnbarkeit der Tropen für weisse Menschen das entschiedenste Dementi geben.

Den klimatischen Verschiedenheiten entsprechen ebensoviele Verschiedenheiten des organischen Lebens. Im Hochland herrscht der Naturcharakter der gemässigten Zone. Durch Eichen- und Föhrenwälder steigt man zu ihr hinauf und Tannenwälder bekleiden die Seiten ihrer Berge. Der Massenerhebung des mexikanischen Hochlandes entspricht die weite Verbreitung der Pflanzen gemässigter Breiten, welche das Floragebiet derselben in innige Verbindung setzen mit dem des Inneren von

Nordamerika, wo bei ähnlicher Bodengestaltung ähnliche klimatische Verhältnisse obwalten. Einige weitverbreitete Formen, die beiden eigen sind, wie Cacteen, Agaven und ananasartige Gewächse, erinnern weniger an die tropische Wärme als an die subtropische Dürre. So wie ihr Verbreitungsgebiet im eigentlichen Nordamerika weit in die gemässigte Zone hineinreicht, gehen sie hier in einigen Vertretern bis nahe 3500 Meter an den Berghängen hinauf. Einen völlig steppenhaften Charakter prägen dieser Landschaft die stacheligen Mimosen auf, die zu sehr eigenartigen Mitteldingen von lichten Wäldern und undurchdringlichen Gesträuchen besonders in dem pacifischen Küstengebiet vereinigt sind. Oft stehen sie in parkartigem Wachsthum zerstreut über weite Grasfluren, welche die Llanos und Pampas Südamerika's hier wiederholen. In den feuchteren Küstenstrichen und an Berghängen des pacifischen Gebietes verweben sich diese steppenhaften Gestalten in origineller Weise mit der ächtesten Urwaldvegetation, deren üppige Massenhaftigkeit und Mannigfaltigkeit und deren Blatt- und Blüthenreichthum seltsam abstechen von der Armuth und Einform und allen Kennzeichen der Dürre, welche für jene so bezeichnend sind. Ungemischt tritt aber diese Vegetation in dem atlantischen Küstengebiet, sowohl in den Tiefen, als Hügelländern auf. Die mächtigen Bilder, die man dort gewinnt, stehen nicht zurück hinter den Eindrücken der mitten im Herzen der Tropen gelegenen Urwaldgebiete Südasien's und Südamerika's.

Die Thierwelt Mexiko's empfindet den Unterschied zwischen Hoch- und Tiefland nicht minder als die Pflanzenwelt, und es ist besonders die niedere Thierheit, Insekten in erster Reihe, welche die grössten Unterschiede in beiden Gebieten aufweist. Auch aus den Klassen der Säugethiere, Vögel und Reptilien gehen südamerikanische Formen nur im Tiefland weit nach Norden herauf und in seinen Wäldern birgt Süd-Mexiko selbst noch Affen, Tapire, Pekkaris, Wickelbären, Craciden, zahlreiche Papageien, Leguane und manche andere charakteristisch tropische Formen, welche hier grossentheils die Nord-

grenze ihrer Verbreitung erreichen. Dafür sind gebirgsbewohnende Bären, Ziegen und Antilopen, Wölfe, zahlreiche Nager, dürreliebende Reptilien und andere Steppenbewohner auf der Hochebene zu finden, deren Fauna besonders in den Klassen der nicht in hohem Grade wanderfähigen Thiere an die der nordamerikanischen Steppe kaum minder erinnert als es die Pflanzenwelt in ihrem Gebiete thut.

Welcher Art ist nun das Stück Menschheit, das diese Gaben nutzt? Sehr bunt in erster Reihe. Die Nationalitäten-Statistik, der allerdings auch hier immer nur in den allgemeinsten Ergebnissen zu trauen ist, weist circa $^1/_8$ Weisse, $^3/_8$ Indianer, $^1/_2$ Mischlinge nach. Die Indianer gehören vorwiegend jenen nach Dekaden zu zählenden Stämmen an, die von den Comanches im Norden bis zu den Majas im Süden in grosser Mannigfaltigkeit der Sprach- und Körperbildung, zusammengewehte Reste alter Culturen und alter Völkerwanderungen, hier beisammen wohnen. Neger finden sich in den Tiefländern. Die Mischlinge führen weisses, Indianer- und Negerblut in allen Abstufungen. An der Südküste sollen sogar Malayen und Chinesen in Spuren vorhanden sein. Die Weissen sind vorwiegend Spanier, aber es ist fast sicher, dass ihre Zahl geringer ist, als die Statistik angiebt, denn die Grenze des Mischlingsthums wird gern etwas herabgedrückt und die Viertels- oder Achtelsmestizen sind manchmal oberflächlich nicht leicht von alten Spaniern zu unterscheiden. Bei den Weissen ist die Macht der europäischen Cultur-Zugehörigkeit und des Geldes, bei den Mischlingen die Massenkraft und der mächtige Trieb der niederen Rassen, sich geltend zu machen. Die Indianer schliessen sich, soweit sie aus der Wildniss herausgetreten sind, ihnen an. Juarez war ein Indianer, der jetzige Präsident Diaz ist ein Mestize. Die Weissen sind ein politischer Faktor nur noch auf den Schultern der Farbigen, nur ihre indianisch-gesinnten oder angelegten Elemente, die barbarischsten mit anderen Worten, sind grossen Anhanges im Lande sicher. Da die Spanier am meisten derartige Elemente von allen

europäischen Völkern in sich bergen, so amalgamiren sie sich am besten mit den Farbigen zu einem Völkerbrei, dessen Signatur die Halbcultur oder, wenn man will, die Halbbarbarei ist. Das geistige Leben stagnirt in der productiven Richtung, es verpufft sich in den Versuchen der Mestizen und Indianer, den europäischen und nordamerikanischen Vorbildern nachzustreben. Dem wirthschaftlichen Leben fehlt die politische Ordnung und Ruhe und die noch immer vorwiegend vertretene Bergwerks-Industrie prägt ihm einen hasardirenden Charakter auf. Mexiko's Ausfuhr betrug 1876 circa 100 Millionen Reichsmark. Die Verkehrswege sind mit wenigen Ausnahmen mittelalterlich und das ganze Land hat nur die eine Eisenbahnlinie Mexiko-Veracruz (607 Kil.)



## Von San Francisco nach Acapulco.

(Verschiedene Dampfer. Preise. Gesellschaft. Angenehme Landsleute. Bemannung. Küstenlandschaft. Tropenwälder aus der Ferne.)

Zwischen San Francisco und Panama lässt die Pacific Mail Steamship Company zwei verschiedene Arten von Dampfern laufen: grosse, gut eingerichtete und meist neue Schiffe, welche nur mit Berührung eines mexicanischen Hafens (Acapulco) direct nach Panama gehen, und andere, meist kleine, welche alle nennenswerthen Hafenplätze in Californien, Mexico und Mittelamerika anlaufen und oft doppelt so viel Zeit zur Reise nach Panama gebrauchen als die ersteren. Diese sind wesentlich Fracht-, jene Passagierdampfer, und wer also auf dieser Linie zu reisen hat, wird immer gut thun, sich vorher zu erkundigen, welcher der beiden Classen das Schiff angehört, das ihn tragen soll. Unser Schiff war einer der grössten Dampfer der Gesellschaft, ehe es durch die jüngst nach San Francisco abgegangene City of Peking, welche 6000 Tonnen hält, in den Schatten gestellt wurde. Sein Tonnengehalt beträgt 4200, und es kann 150 Kajütenpassagiere aufnehmen. Man zahlt in der ersten Kajüte für einen Platz von San Francisco nach New-York die unglaublich geringe Summe von 100, nach Acapulco hingegen 80 D. Jener niedere Satz ist angenommen, um der Pacificbahn Concurrenz machen zu können, welche sich für einen Platz erster Classe von San Francisco nach New-York 140 D. zahlen lässt. Man sprach indessen von einer bevorstehenden Erhöhung der

Preise, welche, meines Wissens, am 1. Januar 1875 mit 20 pCt. eintreten sollte. [1])

Die Abfahrt von San Francisco ist ein wunderschönes Stück Reiseleben. Der Dampfer liegt am Ufer bei der langgestreckten bahnhofartigen Ladehalle der americanisch-pacifischen Dampferlinie, einem hohen, luftigen Holzbau von enormer Länge. Der Octobermorgen ist frisch und hell wie selten in San Francisco, man sieht weithin über die Bai, und indem das Schiff in dieselbe hinausdampft, schaut man von Ufer zu Ufer bis zum Goldenen Thore hinab. In der Halle drängen sich Hunderte zum Abschiednehmen, mehrere noch, um Geschäfte zu machen. Auch mich haben zwei Freunde nicht vergessen, und ich fühle nicht, als ob ich in der Fremde wäre. Wie das Schiff abstösst, sind wir ja Alle für einige Stunden in der Fremde, von allem Lieben und Gewohnten getrennt, und nur langsam entwickeln sich im Anfang die vertrauteren Bekanntschaften, die nach ein paar Tagen den meisten Mitreisenden eine Art flüchtiger Häuslichkeit verschaffen werden.

Im Ganzen und Grossen kann man wohl sagen, dass bei allem kosmopolitischen Wesen des Weltverkehrs der Charakter der Passagiere auf jeder der verschiedenen Strassen dieses Verkehrs seine Besonderheiten hat. Von der bunten Masse, die sich im Zwischendeck drängt, gilt dies von vorn herein, denn es giebt noch manche charakteristische Abstufung zwischen den Deutschen und Engländern, die über das Atlantische, und den Chinesen, die über das Stille Meer nach America einwandern. Aber es gilt kaum weniger von der besseren Gesellschaft, die sich in den Kajüten zusammenfindet. Dieselbe ist schon anders auf einem bremer als auf einem der englischen Dampfer, die zwischen den Vereinigten Staaten und England fahren, sie ist wieder anders zwischen New-York und Havannah als zwischen New-York und Colon, und von San Francisco nach den ostasiatischen Häfen führt der Dampfer, dem wir uns anvertraut haben, sicherlich

---

[1]) Und in der That eingetreten ist.

ganz andere Leute als nach Panama. Ja, zwischen den Dampfern, die auf unserer Linie von Panama kommen, und denen, die nach Panama gehen, ist wieder ein scharfer Unterschied, denn viele Leute, die zur See vom Osten der Vereinigten Staaten nach dem fernen Westen reisen, kehren nicht mehr zur See zurück. Sehr allgemein gilt das von allen den Vergnügungs- und Gesundheitsreisenden, die den Winter oder Frühling in Californien zubringen; diese haben vollauf genug an einer einzigen Fahrt über den Isthmus, und wollen doch auch einmal die Fahrt auf der Pacificbahn gemacht haben. Nur wer zu sparen hat oder ein ganz besonderer Freund von Seereisen ist, kehrt zur See auch wieder zurück.

Wir hatten 40 Kajütenpassagiere, von denen sieben Achtel nach New-York gingen; der Rest zerstreute sich nach Mexico, Mittel- und Südamerika. Von jenen sieben Achteln gehörte die Mehrzahl der in America so häufigen Classe an, die nicht viel hat und doch zu leben sucht, als ob sie sehr viel hätte; halbgebildete Farmer, Handelsreisende, Agenten und dergl.; ohne Ausnahme gehörten die Frauen zu derselben Classe. Aber äusserlich ging es flott her. Da war (so lange die See nicht hoch ging) ein Hofmachen, Liebäugeln und Zieren, wie in dem feinsten Salon der fünften Avenue, und die Farmersfrau erholte sich beim Tanze, zu dem vier deutsche Musikanten aufspielten und bei „gebildeten" Gesprächen von der Jahre langen Oede und Mühsal des Lebens in der Waldwüstenei von Oregon oder den Steppen von Nevada. Die Leute liessen es sich durchschnittlich sehr wohl sein. Warum auch nicht? Hatten sie nicht für den Spottpreis von 100 D. Passage und Beköstigung bis nach New-York und daneben vier Wochen feinen Lebens, wie es ihnen vor- und nachher selten zufällt, wie sehr auch ihr Sinn danach steht? Ich glaube, Einige schlugen die Passage noch im Kartenspiel heraus, und eine junge Wittwe aus den Südstaaten schien aus diesem kleinen Capital den reichen Zins einer zweiten Ehe ziehen zu sollen. Ein Reverend, der Sonntags predigte, gab der im Kern nicht übermässig strengen Gesellschaft das angenehme Gefühl der Mischung mit

einem professionel anständigen und moralischen Element, und da dazu die Schiffspolizei gegen übernächtiges Spielen und Trinken anscheinend streng gehandhabt wurde, gab das Bewusstsein, dass die Formen gewahrt seien, im Kreise dieser Formen eine angenehme Sicherheit. In ihr liess man sich nicht stören, wenn man merkwürdige Dinge sah oder hörte, die in einer Gesellschaft am Lande auffallen würden. Es waren einige Wittwen und Strohwittwen da, denen einige Herren gesprächsweise gelegentlich den Arm um die Taille legten, was jene nicht zu fühlen schienen; wurden sie in die Wange gekniffen, so lächelten sie sehr vorbindlich, und ich sah sie Gespräche mit kaum bekannten Jünglingen damit beginnen, dass sie dieselben mit dem Fächer aufs Ohr schlugen. Man hörte Abends von der Gallerie, die um die Kajüte läuft, Küsse schallen und frug nicht, was das bedeute, wer der Thäter resp. die Thäterin. Es herrschte, mit Einem Wort, in unserer Gesellschaft eine sehr angenehme moralische Sicherheit, die keine Zweifel aufkommen liess und auf jeden Einzelnen ein verklärendes Licht zurückstrahlte. Wie könnte es aber in einer americanischen Gesellschaft anders sein? Eitle Frage!

War dergestalt für das allgemeine moralische Wohlgefühl der Gesellschaft gesorgt, so ging auch das Behagen der Einzelnen nicht leer aus. Nachdem einmal jene Grundbedingung erfüllt war, schien es allgemeine Losung zu sein, dass Keiner sich um das kümmere, was der Andere thue. Einige schlossen sich ab und spielten Tage lang Karten, Andere betranken sich am frühen Morgen, Andere lasen von früh bis spät und Einige unterhielten sich damit, dass sie bald Diesen, bald Jenen zuschauten; auch mehrere leidenschaftliche Schachspieler waren vorhanden und einige Kränkliche trugen in ihrer Art ebenfalls zur Unterhaltung der Gesellschaft bei, da ihre wechselnden Zustände Neugierde und Mitleid erregten.

Das deutsche Element war diesmal zum Glück recht gut vertreten. Ein alter Arzt, der nach 30jährigem, sehr wechselvollem Leben in Ostasien und Californien nach seiner Heimath zurückkehrte, ein Kaufmann aus den Rheinlanden,

der vom Amur kam und nach Chili ging, ein jüdischer Kaufmann aus San Francisco war die Gesellschaft, der ich mich mit dem meisten Behagen anschloss. Der alte Arzt war interessant durch eine seltsame Mischung von lebensfrohem Humor und mystischer Grübelei; während jener ihn zum Liebling der ganzen Gesellschaft machte, hatte ihn diese zu einem energischen Apostel des Swedenborgianismus werden lassen. Nicht eben selten findet man höchst originelle Entwickelungen und Mischungen im Geistes- und Gemüthsleben dieser Heimathlosen, deren irdische Wünsche sich nach manchen Schicksalen zwar oft erfüllt, aber damit doch nicht die Befriedigung in die Seele gebracht haben, welche die Frucht eines ruhigeren, wenn auch vielleicht in materieller Hinsicht weniger ergiebigen Lebens zu sein pflegt. Haben diese Leute ihre besten Jahre in der Uncultur zugebracht, so erkennen sie zu spät, dess der Gewinn kein Ersatz ist für das, was sie verloren haben, und zu der eigenthümlichen Färbung, welche vielfältige eigenthümliche Lebenserfahrungen ihrem Charakter gegeben haben, gesellt sich dann oft eine sonderbare Resignation.

Der jüdische Kaufmann, ein specieller Landsmann von mir, hatte ebenfalls ein erfahrungsreiches Leben hinter sich, das um nichts weniger interessant war, weil es nur in Californien sich bewegt hatte. Er war arm gekommen, war reich geworden und hatte im hastigen Arbeiten Lebensfreude und Gesundheit eingebüsst. Nun ging er nach Europa, um sich zu erholen und in wissenschaftlichen Studien seinem Thätigkeitsdrang ein erfreulicheres und minder gefährliches Ziel zu setzen. Ich wünschte ihm bestes Gelingen, denn er war eine noble Natur. Auch der Rheinländer war eine erfreuliche Erscheinung; er hatte in seinen jungen Jahren ein gut Stück Welt gesehen, war wohl erzogen, intelligent und energisch. Ferner weilte ein alter Americaner häufig in unserer Gesellschaft, der Münzbeamter in einer Stadt des Ostens war. Er interessirte mich durch eine ganz unamericanische idyllische Gemüthsstimmung, welche ihn die materiellen Erfolge seiner Landsleute verachten und

das Schlaraffenleben der Mexicaner hochschätzen liess. Ich behauptete, dass die langjährige Berührung mit dem vielen Geld in den Münzen ihn krankhaft verstimmt habe und empfahl ihm, sich für ein Jahr in freiwilliger Armuth unter Palmen und Bananen anzusiedeln, wo dann gewiss sein gestörtes Schätzungsvermögen sich wieder dem Gleichgewicht nähern werde. Aber er wollte nichts davon hören, weil ihm der letztere Zustand in Beschreibungen und Bildern genügend gefalle und weil eine gewisse gewohnheitsmässige Unzufriedenheit eine unschätzbare Lebenswürze sei. Hiergegen war nun allerdings nichts einzuwenden.

Die Officiere des Schiffes waren nette, höfliche Leute, die aber nicht durchaus die Bildung besassen und zum Theil auch nicht den zuverlässigen Eindruck machten, wie die Officiere auf deutschen Seedampfern. Die Mannschaft bestand zu meiner grossen Verwunderung fast ganz aus Chinesen. Man fragt sich, wie sich wohl diese Leute im Falle einer Katastrophe benehmen würden. Mit dem besten Willen kann man sich nicht verhehlen, dass weder die Besonnenheit noch die Selbstverleugnung einer europäischen Mannschaft von ihnen zu erwarten sein würde, und ich wundere mich, dass die Gesellschaft solche Matrosen zulässt. Ihre häufigen Verluste sollten ihr doch wohl eine Warnung sein.

In der Gesellschaft, die ich gefunden hatte, würde ich mit Vergnügen durch eine Wüste gereist sein, aber schöne Uferscenerie und heiterer Himmel erhöhten noch das Behagen, das jene einflössten. Das Schiff geht oft so nahe der Küste, dass man die Umrisse der Gebirge, selbst die Brandung, und am Ton der Landschaft ihre Bewaldung oder Kahlheit erkennt. Diese ganze Küste ist gebirgig; erst hat man das Küstengebirge zur Seite, welches der obercalifornischen Küste entlang zieht, im mexicanischen Untercalifornien tritt die höhere Sierra heran, in welche jenes Gebirge bei San Diego übergeht, und jenseit des Golfs von Californien ist der Fuss der Küstensierra, welche sich steil nach dem Stillen Meere absenkt, meist kaum zwei deutsche Meilen vom Ufer

entfernt. Auch verschiedene Inseln und felsige Vorgebirge schieben sich heran, und es wunderte mich nicht, dass fast jeden Tag Vögel, die offenbar vom Lande herüber verschlagen waren, auf den Raaen zu rasten kamen. Es waren lauter Vögel von Gestalt und Farbe der Sperlinge, doch etwas grösser. Auch schwarze Enten, die sich nicht weit vom Lande zu entfernen pflegen, sah man dann und wann beim Schiff. An Möven fehlte es nie; viele graue und einige schneeweisse zogen beständig dem Schiffe nach. Der Insel Marguerita gegenüber, die der untercalifornischen Küste vorgelagert ist, fuhren wir einen ganzen Tag lang an Scharen von Delphinen vorbei, die in ihrer merkwürdigen Weise scharenweis in geraden Linien daherkamen und in hohem Bogen auf- und untertauchten. Auch einige Wallfische wurden gesehen, ferner viele Tausende fliegende Fische, die ebenfalls scharenweis auftauchten und in geringer Höhe und flachem Bogen oft wohl 60—100 Fuss weit flogen; es schien, als ob sie in Unzahl in diesem Theil des Meeres lebten, denn sie flogen nur um das Schiff herum so zahlreich auf, wie wenn sie durch dasselbe aufgestört worden wären. Während die Delphine und Wale in Kürze verschwanden, blieben die fliegenden Fische immer mehr oder weniger häufig. Aber vom Meerleuchten, von welchem ich mir beim Eintritt in die Tropen so viel versprochen hatte, war wenig zu sehen. Es war immer auf die Wellen beschränkt, welche das Schiff in seinem Laufe aufwarf, und zeigte sich selbst in diesen nur als kugeliges phosphorescirendes Aufblitzen, wie es die Medusen nächtlicherweise in solchen bewegten Wellen hervorzubringen pflegen. Von einem vollkommen feurigen Zustand der ganzen Meeresoberfläche, wie ich sie im Mittelmeer mehr als einmal beobachtet habe, war gar nichts zu bemerken, wiewohl wir durch spiegelglatte und durch ziemlich bewegte See längere Zeit hinfuhren.

Als wir auf der Höhe von Mazatlan den Wendekreis hinter uns liessen und dem Lande wieder näher kamen, von dem wir uns am californischen Golf entfernt hatten, tauchte eine ebenso bergige Küste wie in den beiden

Californien auf, schien aber vollkommen grün unter dem bläulichen Duft hervor, der sie umgab. Dies mussten die herrlichen Tropenwälder sein, welche nach den Beschreibungen die Küstensierra des südwestlichen Mexico an ihrem seewärts gewandten Abhang dicht bedecken. Ich sah sie mit einer Freude, wie seit lange kein Naturbild auftauchen. Ein neuer herrlicher Abschnitt meiner Reise kam heran, und ich ahnte, dass er an unerwarteten Erfahrungen mir einen Schatz zuführen werde, der bereichernd und beglückend für ein Leben aushält. So Wenige sind seiner gewürdigt! Es kam ein inniges Dankgefühl zum voraus schon über mich.

---

## Acapulco.

Scenen bei der Ankunft. Umgebung und Hafen von Acapulco. Fremde und Mexicaner. Handelsbedeutung. Klima.

Am 16. October kamen wir dem Lande sehr nahe und konnten nun deutlicher sehen, wie alle Berge auf's schönste bewaldet waren. Wie dichte Wolken sich Mittags um die Berggipfel lagerten und gegen Abend sich tief in die Thäler herabzogen, hatten wir schon früher beobachtet. Beide Anblicke liessen die weit verbreitete Vorstellung, dass um Acapulco eine dürre, wüste Gegend sei, als unbegründet erscheinen. Viele Passagiere hatten Acapulco früher passirt, aber die irrthümlichen Vorstellungen, die sie von der Gegend hatten, liessen deutlich erkennen, wie wenig offen die Augen der Meisten für die Natur sind, die sie umgiebt. Mittags ging der Cours nach der Küste, und um 3 Uhr begrüssten zwei Kanonenschüsse, die in den Bergen ein weithin hallendes Echo weckten, den Hafen von Acapulco. Etwa eine halbe Stunde vom Ufer warf das Dampfschiff Anker, und sofort sahen wir eine grosse Bewegung am Ufer sich

entfalten und wenigstens zwanzig Boote kamen auf uns zu. Alles rüstete sich, ans Land zu gehen, und als der Quarantaine-Arzt sich über den Gesundheitszustand des Schiffes unterrichtet hatte, wurde die Stiege heruntergelassen. Sofort stürzte ein Dutzend Männer und Frauen mit Körben voll Früchte herauf, und Bootsmänner umringten mit Geschrei Jeden, der Miene machte, ans Land zu gehen. Die braunen, zum Theil indianer-, zum Theil negerhaften Gesichter dieser Eindringlinge, ihre halbnackten Nacken und Beine, ihr lärmendes Wesen unterschied sich stark von allem, was wir im Norden gewohnt sind. Wer einmal mit der Eisenbahn in Neapel oder mit dem Dampfer in Palermo angekommen ist, kann sich einigermaassen vorstellen, wie überraschend dieses Spectakel war. Es fehlte auch nicht, dass sich Einige unseres Gepäckes bemächtigten und dasselbe in ein anderes Boot zu bringen suchten als das war, welches wir gemiethet; nur nach grobem Geschrei liessen diese ihre Beute fahren. Wir kamen endlich ans Land, wo ein ziemlich stark betrunkener Zollbeamter das Gepäck flüchtig ansah. Darauf wurde dasselbe in das „Hotel California“ geschafft, ein Haus, das, fast wie alle Häuser Acapulco's, aus nichts als Erdgeschoss bestand; ein dickmauriges Loch voll Staub und Spinnweben, mit einem Stuhl und Bettgestell möblirt, wurde mir in demselben zum Wohnraum angewiesen.

Das focht mich alles nicht an; brauchte ich doch bloss aus der Thür zu treten, um die Wipfel der Cocospalmen, die über manche Dächer ragten, um die seltsamen Formen riesiger Cactussäulen an den Bergabhängen, fremde Baum- und Strauchgestalten in Menge zu erblicken. Eine Masse tropischer Früchte wurde feilgeboten, die ich zum Theil noch nie gesehen hatte, und zahlreiche Kinder warteten mit Körbchen voll Muscheln, Blumen, Früchten, mit Fächern, Hängematten und anderen tropischen Dingen den Fremden auf, die ans Land kamen. Zwei Stunden lang war ein lebhaftes Treiben in den Strassen von Acapulco, denen man leicht ansah, dass dies nicht ihre gewöhnliche Physiognomie sei. Aber als es dämmerte,

erscholl wieder ein Schuss vom Schiff, und in wenigen Minuten war alles Leben verlaufen. Ich fühlte mich nun erst allein inmitten der ganz fremden Umgebung; aber noch denselben Abend machte ich die Bekanntschaft einiger Deutschen, die mir freundlich entgegenkamen, und der erste Trunk im tropischen Lande war nicht Cocosmilch, wie ich mir geträumt hatte, sondern eiskaltes Lagerbier aus San Francisco.

Den nächsten Morgen ging ich so früh wie möglich aus, um Hafen und Stadt zu betrachten. Ein sichererer Hafen als der von Acapulco ist kaum zu denken. Das Becken ist tief und die an sich schmale Einfahrt ist durch eine quervorgelagerte Insel derart verschlossen, dass man ringsum keinen Ausgang sieht, wenn man in den Hafen eingelaufen ist. Auch die Lage des Städtchens ist schön, denn es zieht mit seinen niedrigen Häusern sich in der Tiefe der Bucht hart am Meere und an einigen Anhöhen hin, und während ein Wald von Cocospalmen den Zwischenraum zwischen dem Meer und dem Fuss der Gebirge ausfüllt, schauen die letzteren mit dichtbewaldeten, schluchtenreichen Abhängen und Gipfeln auf das blaue Meer hinaus. Rings um Acapulco erheben sich bedeutende Höhen, über welche ausnahmslos das weiche, sammtne Dunkelgrün dichter Bewaldung gebreitet ist. Nur wenige lichtgrüne Felder heben sich aus diesem Waldkleid hervor; dies sind Rodungen im Walde, die mit Mais oder Bananen bepflanzt sind. Acapulco selbst ist ein Städtchen von ärmlichem Ansehen. Seine Häuser sind dickmaurige Erdgeschossbauten mit kleinen Fenstern, wo sie am besten sind, d. h. am Markt und in den nächsten Strassen, und Rohr- und Reisighütten in den peripherischen Theilen. Demgemäss ist es grösstentheils von dorfartiger Erscheinung. Viele halbzerfallene Häuser sieht man, die aber dabei doch bewohnt sind, und die Kirche, die auf einer Anhöhe steht, würde man bei uns für eine Ruine halten.

Ich habe bei kurzem Aufenthalt die Bevölkerung von Acapulco natürlich nicht genau kennen lernen, aber einige Züge, die ich beobachtete, kamen mir sehr eigenthümlich

vor, wobei natürlich der Contrast gegen die californischen Zustände nicht zu vergessen ist, aus denen ich kaum zwei Wochen hinausgetreten war. Es fiel mir vor Allem auf, dass die Deutschen trotz geringer Zahl (es sind ihrer 12—14 in Acapulco) eine sehr respectirte, in mancher Beziehung sogar dominirende Stellung einnehmen — eine Stellung, die stark absticht von derjenigen, mit welcher sie sich in den Vereinigten Staaten begnügen müssen. Wenn man aber das Durchschnittsurtheil der Fremden über die Mexicaner hört, so erklärt sich diese Stellung sehr leicht. Es ist hier nicht wie in den Vereinigten Staaten, dass viele Fremde und besonders Deutsche sich rasch in die Verhältnisse der neuen Heimath einleben, welche sie besser dünken, als die ihres eigenen Vaterlandes, sondern sie hegen fast ohne Ausnahme eine geringe Meinung von den hiesigen Zuständen und dem Volke, das der Träger derselben ist. Wenn sie sich auch so weit in die Sitten und Anschauungen der Mexicaner schicken, als aus geschäftlichen Rücksichten nothwendig, so fällt es ihnen doch nicht ein, sich auch nur zum Schein näher an dieselben anzuschliessen. Von einem Deutschen in H., der jüngst anstellungshalber das mexikanische Bürgerrecht erwarb, wurde wie von einem merkwürdigen Phänomen gesprochen und man sagte: Sie können sich denken, was für ein Individuum es sein muss, das so weit herabsteigt.

Dem entsprechend ist die Stellung der Landesangehörigen zu den Fremden ebenfalls eine ganz andere als in „den Staaten". Sie suchen ihre Gesellschaft und räumen ihnen den ersten Platz ein. Dass sie dabei im Geheimen die *„estranjeros"*, deren Bildung und Charakter ihnen in den meisten Fällen imponiren und deren Reichthum ihre Freundschaft werthvoll macht, von Herzen hassen, thut dem äusseren Schein keinen Eintrag. Denn diese Leute haben, wie ich mich schon früher überzeugte, wenn immer ich mit Mexicanern zusammentraf, ein sehr geringes Gefühl persönlicher Würde. Demgemäss ist es nicht wunderbar, dass sie die Fremden sogar umschmeicheln und umkriechen.

In den meisten Häfen der mexicanischen West- und Südküste übertreffen die deutschen Kaufleute alle anderen an Zahl, Reichthum und Einfluss. Dies wiederholt sich in Acapulco, wo das bedeutendste Geschäft in Händen von Deutschen ist und wo, ausser aus San Francisco, das den Vorzug der Nähe und häufiger und sicherer Verbindung hat, die hauptsächlichsten Waaren aus Hamburg kommen. Nächst den deutschen Firmen sind einige spanische vorhanden, die gleichfalls bedeutend sind, aber auch sie beziehen ihre Waaren vorwiegend aus „Amburgo". Die Mexicaner selbst haben nur in den seltensten Fällen bedeutende Geschäfte.

Wenn man bedenkt, dass allwöchentlich wenigstens ein americanischer Dampfer hier anlegt, der entweder aus Californien kommt oder dahin geht, so kann man nur staunen, wie es möglich ist, dass unsere Landsleute und die Spanier sich trotzdem auf der Höhe des Geschäftes gehalten haben, und selbst nicht eine auch nur nennenswerthe Concurrenz von Seiten der Americaner erfahren. In californischen Blättern las ich Mahnungen, dass die Americaner nicht länger dieses Handelsgebiet, das ihnen von Natur zugehöre, von Europäern beherrschen lassen sollten. Aber es fehlt dem Durchschnitts-Americaner nicht bloss die Geduld und ein gewisser Grad von Anschmiegsamkeit, welche zum Handelsbetrieb in diesen unsicheren Gegenden nöthig sind, sondern vielfach auch die allgemeine und kaufmännische Bildung; ein Americaner, der ausser seiner Muttersprache irgend eine Sprache spricht, ist ausserhalb des engen Kreises der Hochgebildeten noch immer eine seltene Erscheinung, aber die hiesigen Deutschen sprechen durchschnittlich gut englisch und spanisch und manche dazu noch französisch. Mit der Zeit wird freilich das natürliche Uebergewicht Californiens und der anderen pacifischen Staaten der Union nicht verfehlen, sich auch im Handel immer mehr zur Geltung zu bringen, aber dann wird überhaupt für diese Küste eine ganz neue Zeit erscheinen. Denn anders als durch fremdes Eingreifen ist nach einstimmigem Urtheil ein rechtes Wurzelschlagen der Cultur hier gar nicht möglich.

In neuerer Zeit hat Acapulco immer mehr von seiner Handelsbedeutung verloren und würde, zumal ihm der Rückhalt einer bedeutenden Binnenstadt fehlt, welcher San Blas (Tepic) und Manzanillo (Colima) über dem Wasser hält, zur Unbedeutendheit eines Landstädtchens herabgesunken sein, wenn nicht immer noch der alte Gebirgsweg von Mexico her hier ausmündete und wenn nicht die centrale Lage zwischen San Franzisco und Panama und der vorzügliche Hafen die Pacific Mail Steamship Company veranlasste, hier alle ihre Panama-Dampfer anlegen zu lassen und theilweise auch zu verproviantiren. Aber der eigene Handel Acapulco's ist zurückgegangen, da das Hinterland, der Staat Guerrero, der zu den uncultivirtesten und unruhigsten gehört, seine natürlichen Hilfsquellen nur in der unzulänglichsten Weise entwickelt und nach allgemeinem Urtheil seit dem Aufhören der spanischen Herrschaft nur ärmer statt reicher geworden ist. Die einzige Thatsache, dass keine einzige Strasse in Acapulco ausmündet, trotzdem Guerrero einer der metallreichsten und fruchtbarsten Staaten und einer der dichtestbewaldeten im ganzen Lande ist, zeichnet wohl zur Genüge die Lage. Aber ganz Guerrero hat keine fahrbare Strasse!

Einst war Acapulco allerdings von grösserer Bedeutung, denn bis in die Zeiten des Unabhängigkeitskrieges war es der einzige Hafen, welcher an der pacifischen Küste Mexico's dem Verkehr mit den spanisch-asiatischen Colonien geöffnet war. Alljährlich ging ein Schiff nach den Philippinen von hier ab und kam eines hier an. Es brachte vorzüglich chinesische und indische Waaren und nahm Silber mit zurück. Der Umsatz dürfte nie über 3 Millionen hinausgegangen sein. Erst im Anfang dieses Jahrhunderts war bei Tepic dem Handel ein zweiter Hafen, San Blas, geöffnet worden, der durch die Nähe der Städte Tepic, Colima und Guadalajara rasch an Bedeutung gewann. Später kamen Mazatlan, Manzanillo, Puerto Angel, Salina Cruz u. a. hinzu, und Acapulco behielt nur den Vorzug seines ausgezeichneten Hafens und der Nähe der Hauptstadt.

Ueber den gegenwärtigen Stand des Handels von

Acapulco entnehme ich den Berichten des americanischen Consuls Sutter folgende Angaben. Im Jahre 1872 liefen 39 Dampfer in den Hafen ein, die sämmtlich der Pacific Mail Steamship Company gehörten, ferner 9 Segelschiffe, von denen 4 deutsche waren. Die Einfuhr erreichte den Werth von etwas über einer halben Million Dollars und die Ausfuhr bezifferte sich auf 350,000 Dollars. In jener stellen Waaren für den Verbrauch am Orte und in der Provinz den grössten Betrag dar (gegen 440,000 Dollars), von denen aber höchstens der fünfte Theil aus Nordamerica, der grösste Theil aus Hamburg kommt. Unter den Ausfuhrgegenständen ist Gold mit 230,000 Dollars, Häute mit 55,000 Dollars, Cedernholz mit 25,000 Dollars und Silbererz mit 16,000 Dollars am reichsten vertreten. Vom Gold abgesehen, geht die Ausfuhr vorzüglich nach Hamburg. 1)

Das Klima von Acapulco ist als ein sehr ungesundes verschrieen und scheint selbst im Innern Mexico's in einem sehr schlechten Geruche zu stehen, da die Beamten, welche hieher versetzt werden, diesen Ort wie eine Art Verbannungsort ansehen sollen. Bei der geringen Ausdehnung des sumpfigen Flachlandes und der Nähe des Gebirges und Meeres scheint mir aber nur die Hitze, welche von allen Wänden des Felsenkessels zurückstrahlt, eine unangenehme Eigenthümlichkeit Acapulco's zu sein, während es die Fieberluft mit allen Küstenorten theilt. Jedenfalls ist Thatsache, dass die Deutschen, von denen einige viele Jahre hier verweilen, hier eher weniger vom Fieber zu leiden haben, als an anderen Orten dieser Gegend, und hat z. B. einer meiner näheren Bekannten mir versichert, dass er in drei Jahren, die er nun hier verlebt hat, nicht ein einziges Mal von einem irgend nennenswerthen Unwohlsein oder gar einem Fieber heimgesucht worden sei. Von so gefährlichen Fiebern, wie sie in dem nahen Manzanillo, dem Hafenorte von Colima, herrschen (man nennt sie Manzanillo-Fieber und sie sollen in raschem, meist tödtlichem Verlauf und sonstigen Symptomen dem gelben Fieber ähnlich sein), ist Acapulco jedenfalls verschont.

---

# Von Acapulco nach Morelia und Mexico.

## I.

(Der Weg von Acapulco nach Mexico. Dünne Bevölkerung um Acapulco. Mischracen. Aermlichkeit ihres Lebens. Gasthäuser ersten Ranges. Mexicanisches Mittagsmahl. Tortillas und eine allgemeinere Bemerkung über dieselben nebst Vorschlag eines philantropischen Reformers.)

Der gewöhnliche Weg von Acapulco nach der Hauptstadt führt in ziemlich gerader östlicher Richtung über Chilpancingo und Cuernavaca nach Mexico und erfordert je nach der Schnelligkeit, die man den Thieren zumuthen kann, und der Güte der Wege von acht bis zwölf Tagereisen. Es ist dieser Weg eine Staatsstrasse (ein *Camino real* oder königlicher Weg, wie man hier in Erinnerung an viceköniglich-spanische Zeiten sagt), aber man muss sich hierunter keine Landstrasse vorstellen, wie man sie in cultivirten Ländern findet. Es ist nur ein Saumweg, der etwas besser unterhalten ist als die gewöhnlichen Saumpfade, welche im Gebirge von Dorf zu Dorf führen. Wo er sich von Acapulco aus an den Bergen des Vorgebirges hinaufwindet, ist er zum Theil mit grossen Steinblöcken belegt und erinnerte mich stark an die alten Wendelwege, auf denen man zu unsern Burgruinen aufzusteigen pflegt. Es wäre unmöglich, auf solchem Wege mit Wagen zu fahren, selbst wenn er breiter wäre als er ist; man reist auf Pferden, Maulthieren oder Eseln oder auch mit eigenen Beinen auf demselben. Das letztere Beförderungsmittel wird, wie ich höre, noch dann und wann von jungen deutschen Handwerkern gewählt, und man ersieht hieraus mit Vergnügen, dass das Geschlecht der weltdurchwandernden Brüder des Bruder Straubinger noch nicht so ganz vollständig ausgestorben ist, wie man sich im Zeitalter der Eisenbahnen wohl vorstellen möchte.

Mit mexicanischem Massstabe gemessen ist dieser Weg gut und sicher, denn er wird zu keiner Jahreszeit ganz unpassirbar und es kommt nicht allzu oft vor, dass Reisende auf demselben ausgeraubt werden. Er ist auch ziemlich verkehrreich, denn fast jeder Dampfer, der in Acapulco ankommt, bringt einen oder mehrere Reisende, die nach der Stadt Mexico zielen, und oft finden sich kleine Karawanen zusammen; auch Güter werden auf diesem Wege nach den Theilen des Innern gebracht, für welche Acapulco der Ein- und Ausfuhrhafen ist. Meine Absicht war es gleichfalls gewesen, diesen Weg einzuschlagen, aber als sich mir eine Gelegenheit bot, Mexico auf einem Umwege zu erreichen, welcher mich durch grössere, wenig besuchte Strecken der Küste und des Gebirges zu führen und in seiner wilden Ursprünglichkeit mehr von der Natur und dem Leben des Volkes zu zeigen versprach, als ich auf dem doch etwas breitgetretenen und da und dort schon mit Culturfirniss bekleckten Camino real erwarten durfte, schlug ich den breiteren Pfad aus und wählte den schmäleren. Derselbe hat mich in den letzten acht Tagen aus der schwülheissen Küstenregion mitten in das Gebirge geführt, wo jetzt waldschattige Berge und grüne Grastriften aller Orten um mich sind und Rauschbäche und kühle Winde aus den Thälern kommen. Oft konnte ich vergessen, dass ich unter den Tropen lebe, wenn nicht der Strauss farbenprächtiger Bromelien- und Orchideenblüthen, der vor mir auf dem Tische steht, zu deutlich von dem fremdartigen Leben spräche, das in diesem anheimelnden Schatten sich birgt.

Ich machte in Acapulco die Bekanntschaft eines liebenswürdigen und kenntnissreichen Landsmanns, der am hiesigen Orte ein Bergwerk betreibt; seine Abreise fiel mit der meinen zusammen und gern folgte ich seiner Einladung, die Reise nach Guadelupe in seiner Gesellschaft und der eines mexicanischen Kaufmanns zu machen. Wir brachen eines Morgens von Acapulco fünf Mann stark auf (jeder der beiden Herren hatte einen *Mozo* oder Jungen bei sich, der die Functionen eines Pferdeknechts,

Führers und Dieners in Einer Person vereinigt) und legten unsern Weg, der noch von der Regenzeit her ziemlich morastig und durch hochangeschwollene Bäche und Flüsse erschwert war, ohne besonderen Unfall in nur einigen Stunden mehr als den sieben Tagen zurück, welche die normale Reisezeit zu sein pflegt.

Der Weg führt fünf Tage an der Küste hin nach Süden und dann direct nach Osten ins Gebirge hinein, wo Guadalupe in etwa 3000 Fuss Meereshöhe gelegen ist. Man steigt zuerst von Acapulco über einige Bergrücken, um aus der Bucht, in deren Tiefe diese Stadt gelegen ist, an das Ufer des offenen Meeres zu gelangen. Der Weg ist ein sehr felsiger Pfad, in dem noch mancher Tümpel und mancher wasserreiche Bach von der Regenzeit Kunde giebt, die erst vor zwei Wochen (Mitte Octobers) ihren Abschluss gefunden hat. Ueber die vielen Felsenstufen und das Wurzelgewirr, das den Weg verlegt, gehen die Maulthiere mit Leichtigkeit hinweg, aber vor der kleinsten Pfütze haben sie Scheu, denn oft genug sind diese Tümpel so tief, dass die Thiere bis an den Bauch versinken und Mühe haben, sich wieder herauszuarbeiten. Aber die Maulthiere sind auch hier, wie gewöhnlich, auf schlechtem Boden durchschnittlich bedeutend brauchbarer als Pferde, welche bei jedem Hinderniss sich besinnen und zaudern und auch nicht so ausdauernd sind. Die Vegetation war auf diesen Hügeln die dichte, vorwiegend strauch- und krautartige, deren Charakter ich in den vorhergehenden Briefen bereits im Allgemeinen beschrieben.

Ausser einigen Landleuten, welche vom Frühmarkt Acapulcos zurückkehrten, braunen Männern und Frauen von undefinirbarer Race (denn an der Küste des südwestlichen Mexico sind ausser Spaniern, Indianern und deren Mischlingen nicht blos zahlreiche Neger, sondern, wie man sagt, auch Malayen angesiedelt, die in früheren Zeiten, als Acapulco der einzige Hafen an dieser Küste war, von dem aus der Verkehr mit den Philippinen betrieben wurde, mit den Schiffen aus Manila herüberkamen) begegnet uns Niemand auf dem ganzen Wege. Kaum haben wir die

Rohr- und Reisighütten verlassen, die rings um Acapulco in Cocos- und Bananenpflanzungen liegen, so nimmt uns auch schon das dichte, vielverwirrte Urwaldgesträuch der niederen Hügelwälder auf, und an dem Wege, der über die Hügel führt, begegnen wir trotz der Nähe der Stadt, welche für diese Gegend doch immerhin ein wichtiger Verkehrsmittelpunkt ist, nur einigen ärmlichen Hütten, um die ein paar Palmen stehen. Die Wohnungen könnten mitten in einer Urwaldeinsamkeit Brasiliens nicht primitiver sein; ihre Wände sind aus den Stengeln, ihr Dach aus dem Laub der Palmblätter gefertigt, Bambusrohre über vier Pfähle gelegt und mit einer Bastmatte bedeckt, sind die Betten; Tisch oder Stuhl trifft man selten und es sind noch nicht die Aermsten, die kein Trinkglas oder keine Tasse, keine Gabel und keinen Löffel, keine Seife und kein Stückchen Spiegelglas in der Hütte haben. Ein Luxus fehlt freilich nie: die Hängematte unter dem vorspringenden Dach oder im Schatten der Hütte. Ein oder zwei Glieder der Familie kann man zu irgend einer Stunde des Tages sich in ihr wiegen sehen und da man überhaupt selten Jemanden arbeiten sieht, sind es eigentlich nur die immer zahlreichen und lauten Schweine und Hühner, welche die Umgebungen der Wohnungen beleben. In der Nähe einer solchen Hütte pflegt ein Stück Wald zu einem Maisfeld gerodet zu sein, denn Mais ist die Hauptfrucht dieser Gegend, deren regelmässiger Ertrag und leichter Anbau der natürlichen Faulheit der Küstenbevölkerung den grössten Vorschub leistet. Sie machen ohne Mühe drei Ernten im Jahre. Ausserdem wird hier Baumwolle in nicht unbedeutender Menge erzeugt und im Innern (Mexico, Puebla, Morelia und anderen Orten) zu Gespinnsten verarbeitet.

In dem Winkel, den der jenseitige Abhang dieser Hügelkette mit dem Meere bildet, liegt hart am letzteren Ort Pié de la Cuesta (Fuss des Berges), in welchem wir Mittag machen. Hier lernte ich zuerst das eigenthümliche Surrogat für Herbergen kennen, welche man beim Reisen in Mexico zu benutzen hat. Man hält vor irgend einer Hütte, welche aussieht, als ob sie etwas zum Essen für

Menschen und Thiere zu bieten vermöchte, fragt, ob man hier rasten könne, bindet, wenn, was fast immer der Fall, die Frage bejaht wird, die Pferde an einen der Pfosten des Vordaches und sucht sich dann, wie es eben gehen will, in den Hängematten und auf den Pedates (Rohrmatten) zu placiren. Wer eine Strecke oft bereist hat, weiss natürlich an allen Rastpunkten schon Häuser, wo er gut aufgehoben ist und an die er sich regelmässig hält; wer diesen Vortheil nicht besitzt, dem wird empfohlen, sich bei der Auswahl seiner Raststelle vor Allem an die Zahl der Hängematten zu halten, die vor den Hütten aufgehängt sind. Es ist ein Zeichen von Wohlhabenheit, wenn man drei Hängematten im Vorplatz findet, und Hütten, welche dieses eigenthümliche Schild ausgehängt haben, erlangen für die besseren Reisenden nach und nach den Rang von Gasthöfen ersten Ranges, in welchen man ausser den landesüblichen Maiskuchen (Tortillas) und dem getrockneten Rind- und Schweinefleisch vielleicht zur Abwechslung auch einmal Milch, Eier oder ein Huhn bekommen kann. Während man das einfache Mahl für die Gäste bereitet, wird für die Pferde Mais abgekörnelt, der immer am Kolben aufbewahrt wird, weil die Körner sehr stark von den Ameisen in Anspruch genommen werden, wenn sie nicht sehr sorgfältig aufbewahrt sind, und wahrscheinlich auch, weil es der Trägheit der Leute mehr zusagt, dieselbe Arbeit stückweise jeden Tag zu verrichten, als sie mit einiger Anstrengung auf einmal abzuthun. Man giebt einem Pferde oder Maulthier, das man gut halten will, täglich 5—6 Pfund Mais, dazu grüne Maisstengel und Maisblätter oder gelegentlich Gras, wo Weide vorhanden. In einer solchen primitiven Gasthütte giebt es natürlich keine festen Preise. Wenn man fragt, was man schuldig sei, so heisst es meistens, man möge geben, was man für richtig halte. Hat man das einfache Essen: Tortillas und getrocknetes Fleisch erhalten, so zahlt man einen Realen (5 Sgr.) und bei besserer Bewirthung zwei. Auf den belebteren Strecken wird man aber auch schon manchmal ganz gehörig überfordert.

Das Mahl, dessen Bereitung ziemlich viel Zeit in

Anspruch nimmt, ist endlich fertig und wird auf einer Pedate am Boden ausgebreitet. In einem weissen Tuche sind die Tortillas eingeschlagen, damit sie nicht zu rasch kalt werden, auf einem Plättchen ist spanischer Pfeffer (Chile) aufgestellt und das Fleisch, welches nun herankommt, sieht wie dunkelbraunes Pech aus, das man halbzäh in Fladen und Riemen auseinandergezogen. Es schmeckt nicht anders wie Holz. Aber die Grundlage des Mahles, die Tortillas, sind ohne Zweifel schmackhaft; sie haben mir manchen gediegenen Reisehunger gestillt, den spanischer Pfeffer und trockenes Fleisch nicht zu überwältigen vermocht hätten. Schade nur, dass ihre Bereitung so viel Zeit in Anspruch nimmt. Ich habe sagen hören, dass in einer Familie von vier, fünf Köpfen fast den ganzen Tag eines der Weiber oder Mädchen mit der Bereitung von Tortillas beschäftigt ist. In der That wird ein Weib, das über einen Holzblock gebeugt ist, auf dem sie den Maisbrei zerquetscht und reibt, bald zu einer eben so charakteristischen Staffage hiesiger „Interieurs", wie der Mann, der in der Hängematte der Ruhe pflegt. Der Mais wird in Kalkwasser eingeweicht, damit er aufquillt, und auf einem Steine zu steifem Brei zerrieben. Aus diesem Brei macht man runde Fladen, die, auf einer heissen Thonplatte erhitzt, kaum geröstet und warm gegessen werden. Sie ersetzen das Brot bei jedem Mahl, und selbst die Gabel, in so fern man ein Stückchen Tortilla zwischen die Finger nimmt, Bohnen, Pfeffer und dergleichen mit demselben ergreift und zum Munde führt. Einer meiner Bekannten, welcher philantropisch-reformatorische Anwandlungen hat, theilte mir mit, dass er eine Zeitlang stark mit dem Plane umgegangen sei, eine Mahlmühle in der Küstengegend zu bauen, damit die Leute sich an das Brot gewöhnen möchten, denn so lange die Weiber fast den ganzen Tag mit Tortillareiben beschäftigt seien, werde keine bessere Ordnung in die Haushaltungen einkehren. Mit Recht sagte er, dass diese Tortillas die schädliche Bedürfnisslosigkeit der Bevölkerung nur vermehren. Würde aber der Mais veräussert und dafür Brot eingekauft

werden, so würde mehr Antrieb zur Arbeit, zum Geldverdienen vorhanden sein. Dieser Gedanke ist schön, aber die Trägheit dieser Bevölkerung hat doch manche andere Ursachen, und mit der Aufhebung einer einzelnen von ihnen wird nicht geholfen sein.

---

## II.

Düne und Nehrung. Merkwürdige Vegetation. Reiches Thierleben an der Lagune. Mosquitos. Viehzucht. Nachtlager in San Geronimo. Ritt durch sumpfige Wälder. Americanische Familie in Tecpan.)

Von dem Abhang des Hügels führt der Weg unmittelbar zur Düne hinab und anderthalb starke Tagereisen reitet man nun beständig am Meeresufer hin. Erst geht der Weg durch tiefen Sand, aber bald wird das Ufer höher und zieht als breite Nehrung zwischen dem Meer und der Lagune hin. Es bedeckt sich mit kurzem Graswuchs, in den sich weiter landeinwärts Cacteen und in Anlehnung an diese Gesträuch und Palmen mischen. So erlangt diese Nehrung einen eigenthümlichen Vegetations-Charakter. Ganz nahe bei den Sandhügeln, gegen welche die Brandung schlägt, beginnt das kurze Gras, in welches rothe Winden und goldgelbe niedere Mimosen ihre leuchtenden Farben flechten. Nur ganz vereinzelt erscheinen hier niedere Cacteen aus verschiedenen Geschlechtern der Feigen- und Säulencactuse. Ihre fleischigen massigen Formen heben sich scharf von dem zarteren niederen Gras und Gestrüpp am Boden ab, und wie sie sich bald als sechseckige Säulchen aufrichten, bald wie Schlangen am Boden kriechen, bald zu dichten, glockenförmigen Massen zusammengeneigt sind, geben sie der Phantasie weiten Spielraum, die Düne mit mancherlei noch seltsameren Gestalten zu bevölkern. Weiter landeinwärts haben sie verschiedenem Gesträuch Schatten und Schutz gegen die heftigen Seewinde und die Sandwehen geboten, und nun heben sich diese weit über die Cacteen hinaus, wiewohl sie doch nur unter ihrem Schutze sich

so weit vorwagen konnten. Wo sich aber der schmale Landstreif wieder gegen die Lagune hinabsenkt, tritt eine schöne nusstragende Fächerpalme hinzu und verdichtet sich allmählich jenes Gesträuch zu einem Niederwald, aus dem die Palmenwipfel in fast ununterbrochener Reihe hervorragen. So hat man ein auffallendes Aufsteigen und Verdichten von dem Rand des Meeres zu dem der Lagune hin und reitet oft wie durch einen Garten zwischen den Bosquets, die sich im Schutz der Cacteen zusammengefunden haben, und dem schmalen Streif Palmenwald, hinter dem ein weisser Reiher oder ein Flamingo dann und wann aufsteigt, der die Lagune und ihre Sumpfumgebung anzeigt.

Die donnernde Brandung zur einen, die blauen Gebirge der Küstensierra zur andern Seite, ritten wir den ganzen Nachmittag in dieser eigenthümlichen Umgebung hin, in der die Sinne nie müde wurden, neue Gruppirungen, schöne oder seltsame, in sich aufzunehmen. Bei Sonnenuntergang kamen wir an den Ort, wo die Lagune in's Meer mündet, und hier boten sich neue interessante Scenen. Der Mündungsarm lag wie eine See vor uns, den der Sturm bewegt. Zwei Dünenstreifen kommen von zwei Seiten heran und drängen die Lagune zu einem schmalen Fluss zusammen, dessen Ufer mit Treibholz und gelbem Sand bedeckt und von unzähligen Reihern und Strandläufern bewohnt sind. Die Reiher sind von der kleinen, schneeweissen Art, welche auch in Florida nicht selten ist, die Strandläufer grau und braun; die letzteren sind wenigstens zwanzig Mal zahlreicher als die ersteren und bewegen sich immer in mehreren regelmässigen Reihen, die, wie die Glieder einer Compagnie Soldaten, hinter einander aufmarschirt sind; so stehen sie stundenlang am Ufer, und in derselben Ordnung sieht man sie sich nach jeder Störung wieder aufstellen. Dabei bewegen sich die kleinen Reiher immer einen oder zwei Schritte vor der Front dieser zierlichen Cohorten umher, und es scheint, dass sie andere Nahrung haben als diese, denn sie waten in's Wasser, was jene nicht thun. Ging man an die Stellen des Ufers, wo diese Scharen sich tummeln, so

flogen sie nur eine kurze Strecke bis zu irgend einem andern Theil des Ufers und liessen sich dort sofort in derselben Ordnung nieder. An der verlassenen Stelle aber fand man im Sande tausende von kleinen durchsichtigen Fischchen. Wo Wald oder Gebüsch an die Lagune herantritt, pflegen Flamingo's, graue Kraniche und Pelikane nicht selten sich aufzuhalten und die letzteren sieht man besonders häufig wie Geier über dem Wasser hin- und herschweben und dann und wann nach Fischen tauchen. Mehrmals taucht der Zackenkamm eines Kaimanrückens über der Wasserfläche auf. Zusammen noch mit zahlreichen Büschen einer Wasserpflanze, die in der Lagune an sumpfigen Stellen wächst und in aufrechter Stellung, wie wenn sie auch hier fortwüchse, auf dem fliessenden Wasser hertreibt, geben alle diese Thiere der Dünengegend einen reichen, bewegten Charakter.

Diese Mündung verschliesst sich durch die Masse des Gerölls und Sandes, welche theils durch die Bäche aus dem Gebirg gebracht, theils durch die Wellen des Meeres gegen die Mündung geworfen werden, in der trockenen Jahreszeit, da in ihr das Wasser der Lagune nicht Fluss genug hat, um die Hindernisse durchzureissen. Um Ueberschwemmungen zu verhüten, wird daher der Canal im Frühling (gegen Ende der trockenen Zeit) künstlich geöffnet.

Auf der anderen Seite des Lagunenkanals ritten wir zu einer Hütte, wo wir die Nacht zubrachten, bis gegen zwei Uhr Morgens der aufgehende Mond zur Fortsetzung der Reise mahnte. Mein deutscher Reisegefährte und ich hatten im weichen Sande der Düne geschlafen, wo in der warmen sternhellen Nacht und beim eintönigen Donnern der Brandung ein herrliches Lager gewesen wäre, wenn nicht Mosquitos, welche in der Nähe der Lagunensümpfe die ganze Nehrung unsicher machen, so gar zahlreich und frech gewesen wären. Ich habe bis jetzt noch einen zu guten Schlaf, als dass mir diese Quälgeister viel anhaben könnten, aber mein Gefährte wachte sehr verdriesslich auf, denn er hatte kaum eine Stunde ruhen können.

Den heutigen Tag ritten wir bis zum Nachmittag immer in derselben parkartig mit Gesträuch und Palmen bewachsenen Landschaft und bogen dann am Ende der Lagune landeinwärts, um in dem ziemlich grossen Dorfe St. Geronimo unser Nachtquartier aufzuschlagen. Wir waren gegen zwölf Stunden im Sattel gewesen und hatten meistens den kurzen Trab geritten, den besonders die Maulthiere auf die Dauer besser als jede andere Gangart aushalten; Schatten war keiner zu finden gewesen und die Sonne hatte heiss herabgebrannt. Bei Sonnenaufgang hatten wir in einem Rancho unser Frühstück eingenommen und waren dann nur noch an leerstehenden Hütten vorübergekommen, da die Leute, welche auf der Nehrung ihr Vieh grasen lassen, nur während der Regenzeit hier wohnen, um die Kühe zu melken. Nur dann ist das Futter reichlich genug und man macht dann beträchtliche Mengen eines äusserst sauern und trockenen Käses. In der übrigen Zeit fehlt jede Aufsicht. Die Race ist durch mangelnde Zucht eine sehr schlechte, knochige, milcharme, die mich an die italienischen Rinder erinnert, nur dass sie nicht so langhörnig ist. Das Vieh gehört meist kleineren Besitzern, Herden von 1000 Stück sind selten. Der Werth einer guten Kuh kann hier durchschnittlich auf 8—10 Pesos geschätzt werden.

In S. Geronimo machten wir vor einem Hause Halt, in dessen Vorhalle drei Hängematten hingen und dessen Insassen zu den wohlhabenderen Einwohnern zu gehören schienen. Vier Frauenzimmer, alte und junge, bemühten sich um unser Essen, sassen dazwischen am Boden oder in den Hängematten herum und rauchten Cigaretten. Es fällt mir auf, dass man in so vielen Häusern mehr Frauenzimmer findet, als gewöhnlich zu einer Familie zu gehören pflegen, aber es scheint sehr allgemeine Sitte zu sein, dass eine Frau, welche verheirathet ist, unverheirathete oder verwittwete Schwestern zu sich nimmt, und der Mann thut oft dasselbe. Dazu kommt die Bedienung, welche bei der herrschenden Trägheit zahlreich ist.

Abends wurde in der Hütte ein feierliches Gebet gehalten; eine Wachskerze brannte auf dem wackeligen

Tisch vor den Heiligenbildern, ein Blumenstrauss stand daneben und die Weiber des Hauses und der Nachbarschaft knieten mit verhüllten Köpfen davor, beteten und sangen. Bald darauf setzten sich aber vier davon mit eben so grosser Andacht um eine Matte und fingen ein Spiel an. Sie warfen vier Rohrstäbchen in die Höhe und sahen zu, wie sie fielen; je nachdem sie neben oder übereinander fielen, gewannen und verloren sie und markirten den Gewinn mit Bohnen auf einem Brette, das für jeden Spieler eine Scala enthielt, auf der seine Bohnen hinauf- und hinabrückten.

Wir statteten in diesem Dorfe der Wittwe eines Deutschen einen Besuch ab. Ihr Gatte war Bergwerksbeamter in Guadalupe gewesen und war bei einer Reise, die er gegen alle Vorsicht in der Regenzeit (August) unternommen, in einem nahen Flusse ertrunken. Das Haus, wo dieselbe wohnte, war eines der ansehnlichsten im Dorfe, d. h. es war keine Hütte, sondern hatte gemauerte Wände und ein Ziegeldach. Man trat von der Strasse in einen grossen Raum, wo einige Hängematten aufgehängt waren und einige lotterige Stühle und ein kleiner Tisch standen. Ein Vorhang trennte einen kleinen, alkovenartigen Schlafraum ab, und neben diesem stellte ein noch kleinerer Raum mit ein Paar Gefächern voll Flaschen, Baumwollzeugen, Kerzen u. dgl. eine „*tienda*“, einen Laden, vor. Eine solche tienda ist nach der Strasse zu offen wie die Verkaufsbuden auf den Jahrmärkten, und wer etwas kaufen will, ruft von aussen den Verkäufer herbei. In jedem grösseren Dorfe giebt es mehrere solche tiendas, die aber durchschnittlich kaum für 10 Thaler Waaren enthalten dürften und kaum mehr als ein Paar Realen im Tage umsetzen. Das Haus hatte ferner einen hübschen Fruchtgarten im Hintergrund, wo die gebräuchlichen Fruchtbäume: Apfelsinen, Citronen, Guayavas, Papayas (Melonenbaum), Mangos angepflanzt waren. Drei Frauen bewohnten es: die Wittwe, ihre Mutter und ihre Schwester. Man setzte uns Chocolade und Backwerk vor; die Frauen lamentirten und wir empfahlen uns bald.

Für den nächsten Tag hatten wir eine der schlechtesten Strecken vor uns: einen sumpfigen Wald, in dem die Gewässer während der Regenzeit seichte Teiche bilden, die man zum Theil nicht ohne Lebensgefahr passiren kann. Natürlich ist in einem solchen Walde die Vegetation ungemein üppig und verworren, und da man sich oft Wege durchs Gestrüpp bahnen muss, um die sumpfigen Stellen zu vermeiden, ist ein solcher Ritt viel beschwerlicher, als wenn es auf den felsigsten Wegen durchs Gebirg ginge. In der That liessen die Sümpfe nicht lange auf sich warten und die Pferde gingen oft bis an den Bauch im Wasser und Schlamm und mussten dazu noch beständig angetrieben werden, damit sie nicht etwa beim Stehenbleiben zu tief einsanken. Es war ein recht lebhafter Morgen. Da aber Niemand von uns Schaden genommen hatte, konnten wir mit ungetheiltem Mitleid einen Reiter betrachten, dessen Maulthier in eine der Pfützen gestürzt war und ihn abgeworfen hatte. Von oben bis unten beschmutzt, kam er dahergewatet, und hinter ihm kam das Thier, dessen Kopf wie ein Schlammklumpen aussah.

Gegen Mittag kamen wir in Tecpan an und stiegen am Hause eines Americaners ab, der als Schmied aus Buffalo hierher kam und ein gutes Geschäft hat. Er war mit seinem Sohne auf die Jagd gegangen, aber Frau und Tochter empfingen uns freundlich in civilisirter Weise und bereiteten uns ein eben so civilisirtes Mahl. Sie bewohnten das schönste Haus in Tecpan, hatten einen grossen Garten voll der ausgewähltesten Fruchtbäume und genossen eines der angenehmsten Klimate, die man in dieser Gegend der Küste finden kann. (Tecpan liegt nämlich in der Mündung eines weiten Thales, durch das ein Fluss und kühle Winde aus dem Gebirge herabkommen.) Aber sie klagten bitterlich über das isolirte, reizlose Leben unter den Mexicanern, deren Charakter sie nicht anders denn als *„mean“* bezeichnen zu können versicherten. Doch ist hier zu bedenken, dass die Americaner sehr wenig Fähigkeit haben, sich in fremde Verhältnisse zu schicken. Auch die Deutschen

sind mit den Mexicanern nicht eben sehr zufrieden, aber sie kehren nicht alle Schärfen der Gegensätze heraus, sondern suchen sich eher da und dort anzupassen, wie es eben gehen mag, doch freilich nicht ohne ihrer persönlichen Würde und ihrer Stellung als Deutsche oft mehr zu vergeben, als nothwendig und wünschenswerth wäre. Dabei leben sie freilich viel behaglicher.

---

## III.

(Weiterer Urwaldritt. Zustand der Bodencultur an der Küste. Ueble Vertheilung des Grundbesitzes. Versuche zu reformiren. Sonderbares Heiligenbild. Ins Gebirg. Eichenhaine. Indianerbevölkerung. Tagesleben in einem Indianerdorf.)

Der vierte Reisetag führte uns wiederum durch sumpfige Wälder, die mit trockenen, sandigen Höhen abwechselten. Von Stunde zu Stunde wechselte hier der Charakter der Vegetation. In den Tiefen wucherte jene üppige Strauch- und Krautvegetation, welche man als tropisch par excellence bezeichnen kann, während die Höhen ein trockenes, kleinblätteriges Mimosengesträuch bedeckte, das oft zu bedeutender Grösse gedieh, so dass es einem Niederwald glich. Auf dem Boden, den es einnahm, gediehen wenig andere Pflanzen, was den Contrast gegen das so ungemein dichte, aus den mannigfaltigsten Elementen zusammengesetzte Sumpfgestrüpp noch verschärfte. Auf stillen Teichen schwammen Seerosen, und grossblätterige Liliengewächse standen um ihren Rand. Ich bemerkte unter den letzteren die liliengrossen schneeweissen Blüthen der Pankratien, denen die schmalen zerschlitzten Blumenblätter und Staubfäden, welche alle im Bogen nach aussen umgebogen sind, ein lockiges oder gekräuseltes Ansehen geben; ferner ein Liliengewächs mit aufrechten cannaartigen Blättern und kleinen weissen dreiblättrigen Blüthen, welches an die Alisma unserer Teiche erinnerte. Ein Baum voll grosser weissgelber Blüthendolden, von den Mexicanern Gueramos [2]) genannt,

der wie eine Esche voll Hollunderblüthen aussah, gab hier den Wäldern, die nicht ganz versumpft waren, einen besonders eigenartigen Charakter. Manches der Thäler, die wir quer durchritten, war an den Abhängen so weiss von seinen Blüthen, wie wenn es mit Obstgärten voll blühender Kirschen- oder Apfelbäume erfüllt wäre. Es ist das Holz dieses Baumes ungemein hart und wird u. A. zu Rollen für Schiffstaue gebraucht.

Den nächsten Tag führte unser Weg wieder nach der Küste hinaus und bot eine solche Fülle mannigfaltiger Scenerieen, dass trotz eines scharfen Rittes vom Frühmorgen bis in den Abend hinein an keine Ermüdung zu denken war. Die Palmenwälder, welche wir früher an der Düne zur Seite gehabt hatten, durchschnitten wir nun mehrmals auf sumpfigen Pfaden; einmal war es ein Wald von den cocosartigen Cayape-Palmen, das andere Mal ein Schirmpalmenwald, und ausser den Palmen standen in diesen herrlichen Hainen nur noch zahllose Gewächse aus jenen Liliengeschlechtern, die ich vorhin nannte, und grossblättrige Aroideen, deren Charakter sich der Leser ohne weitere Beschreibung vergegenwärtigen kann, wenn er sich eine Calla denkt, die bei gleicher Grösse der Blätter und Blüthen kurzstengeliger, stämmiger und blattreicher gewachsen ist.

In dieser fruchtbaren Gegend, die so günstig für die Verschiffung irgend welcher Producte gelegen wäre, wird mit Ausnahme des Bischens Baumwolle und der Rinderhäute nichts für den Handel erzeugt. Hieran ist allerdings nicht blos die Trägheit und Entsittlichung der Bevölkerung, sondern eben so sehr die höchst nachtheilige Art schuld, wie der Grundbesitz vertheilt ist. Das ganze Land, welches von Acapulco bis Colima der Küste entlang zieht, gehört bis tief ins Gebirg hinein einer ganz geringen Anzahl von Grundbesitzern, und nicht selten kann man zwei oder drei vollständige Tagereisen (40 bis 70 Leguas) in die Kreuz und Quer reisen, ohne aus dem Gebiet eines einzigen dieser grossen Hacienderos heraus zu kommen. Von diesen Besitzern, welche meistens in den grösseren Orten, und vorzüglich in Mexico, also fern

von ihren Gütern, wohnen, pachten die kleinen Landwirthe die Stücke Feld, die sie für Mais und Baumwolle brauchen, und zahlen als Pachtzins durchschnittlich fünf Procent vom Ertrag. Nur der Mais wird nicht mit dieser Taxe belastet, wenn daneben Baumwolle gebaut wird; baut aber einer Mais und keine Baumwolle, so hat er auch von jenem hauptsächlichsten Lebensbedürfniss die 5 Procent zu entrichten. Die Hacienderos haben Aufseher *(Dependientes)*, die zur Erntezeit diesen Zins einsammeln. Dabei geht es nicht ohne Willkürlichkeiten und Betrug ab, die begreiflicher Weise wieder dem kleinen Pächter zur Last fallen. Dehnt er seine Anlagen aus, so wird sofort der Zins erhöht, und die Mehrzahl beschränkt sich daher auf das geringste Maass von Unternehmungen. Ein paar Bananen oder Cocospalmen würden sofort zum Tribut beitragen müssen, daher unterlässt man ihre Anpflanzung. Da die Kühe zur Pachtsteuer herangezogen werden, die Ochsen und Kälber aber nicht, so findet man in den Rinderheerden unverhältnissmässig wenig Kühe. Auch auf Nebenwegen wird noch Geld oder Geldeswerth herausgepresst, wie denn z. B. keinem Pächter gestattet ist, eine Baumwoll-Reinigungsmaschine aufzustellen, so dass alle Producenten ihre Baumwolle in der Maschine des Haciendero reinigen und hierfür übermässige Gebühren zahlen müssen. Bei dem geringen Preis der Baumwolle — 1 Peso die Arroba (25 Pfund) Rohbaumwolle — macht die Reinigungsgebühr 33 pCt. aus, und die schlechten Wege ins Innere erschweren und vertheuern den Transport. Der durchschnittliche Preis des Transportes der Baumwolle von der Küste nach den Spinnereien des Inneren beträgt jetzt 20 Pesos für die Carga (Ladung) von 14 Arrobas = 350 Pfd. Welches Minimum hierbei an Gewinn für den Producenten abfällt, ist leicht zu begreifen.

Es ist indessen eben so wenig abzusehen, wann und wie diese unvernünftige Anhäufung des Landbesitzes in trägen Händen einer besseren Vertheilung Platz machen wird. Nur kindliche Gemüther können sich Wirkungen von philantropischen Experimenten versprechen, wie sie

dann und wann von Wohlmeinenden oder von solchen in Scene gesetzt werden, welche auf die Volksgunst speculiren. Man sprach gegenwärtig viel von den menschenfreundlichen Plänen des Gouverneurs dieses Staates, D. Diego Alvarez, der einen Theil seiner Ländereien für Colonen angeboten habe, die dieselben eine Zeit lang unentgeltlich anbauen (natürlich aber vorher urbar machen) sollten, um späterhin gegen Bezahlung einer gewissen Jahresrate allmählich in den Vollbesitz derselben zu treten. Die meisten waren skeptisch, und ich glaube, dass Wenige diesen Plan mit gutem Glauben aufnahmen. Wie er indessen auch gemeint sein mochte, entfloss er doch jedenfalls einer besseren Einsicht als das Wirthschaftssystem der anderen grossen Landbesitzer, welche keinen Acker verkaufen, damit die Leute gezwungen sind, im Tagelohn für sie zu arbeiten.

Man muss übrigens sagen, dass die Trägheit der Unbemittelten kaum weniger Schuld an den üblen Besitzverhältnissen trägt, als die Kurzsichtigkeit der Besitzenden. Nur Wenige von Jenen wünschen sich durch Arbeit ein besseres Leben zu schaffen; die Meisten begnügen sich aus Faulheit mit dem Nothdürftigsten, und bis zu einem gewissen Grade wird es nothwendig, die Armen in der Armuth zu erhalten, wenn man ihrer Arbeitskraft nicht ganz verlustig gehen will.

Petatlan, wohin wir am fünften Tage kamen, würde ein Dorf wie jedes andere Küstendorf sein, wenn es nicht in seiner Kirche ein Bild besässe, das für wunderthätig gilt. Es soll von einem Schiff herstammen, das vor langer Zeit einmal an dieser Küste scheiterte und von den Wellen ans Ufer geworfen wurde. Nun wird es als ein wunderbares Ding verehrt und zieht zahlreiche Wallfahrer an. Gewisse kluge Männer, die in der Gemeinde Einfluss haben, sollen sich bei den frommen Spenden derselben sehr wohl befinden. Die grossen Wachskerzen, die wir hier kauften, um früh und Abends unsere holperigen Wege zu erhellen, schienen jedenfalls für heiligere Zwecke bestimmt gewesen zu sein, als die unseren waren.

Endlich verliessen wir hier die Küste und bogen in das Thal eines Flusses ein, welches uns schon am ersten Tage mitten in die Vorberge des Gebirges führte. Der Fluss war so breit und tief wie die Isar bei München, und zeigte durch reissendes Fliessen seine Gebirgsabstammung deutlich an. Wir überschritten ihn an dem einen Tage mindestens zwölf Mal; dass von Brücken keine Rede war, versteht sich wohl von selbst, und wenn man auch Furthen findet, welche die Pferde durchschreiten ohne zu schwimmen, so ist doch oft genug der ungleiche spaltenreiche Felsgrund ein sehr verrätherischer Boden. Wo aber Unsereiner zehn Mal ausgleiten würde, tasten diese Maulthiere und Pferde ihren Weg mit grösster Sicherheit fort und fassen auf den Felsen festen Fuss, während sie sich gleichzeitig gegen den Strom behaupten. Ich habe ihre Kraft und Vorsicht oft bewundern müssen.

Am Abend betraten wir in einer Höhe, welche kaum auf achthundert Fuss zu schätzen war, die Eichenregion. Welchen Gegensatz zum echt tropischen Urwald der Küste boten diese Wälder schon! Es sind merkwürdiger Weise fast reine Bestände, und doch standen die Bäume in ziemlich grossen Zwischenräumen; der ganze Anblick erinnert an Olivenpflanzungen, und die schlanken, zähen Gestalten der Bäume, so wie das im Vergleich zum vorwiegend dunkelgrünen Laub der Niederungswälder blassere, etwas gelbgrün erscheinende dünne Blattwerk sind geeignet, diesen Eindruck noch zu verschärfen. Aber die Zweige sind mit unzähligen Schmarotzerpflanzen und zum Theil sehr ansehnlichen, aus den Familien der Ananas- und Orchideengewächse dicht bedeckt und oft stellen sich selbst schon Hängeflechten ein. Der Grund ist mit hohem Gras bewachsen, das auf Alpenmatten nicht saftiger sein könnte, und ganze Gärtlein scharlachblühender Cannagewächse heben sich da und dort mit ihren hohen, hellgrünen Blättern und den schönen Blüthenähren von diesem Naturrasen ab. Würde man hier irgend ein Stück Land einzäunen und mit Wegen durchziehen, so würde man ohne weitere Vorbereitung einen Garten schaffen, der eben so schön als originell wäre.

Das Land war hier nun dünner bewohnt als in dem ebenen Strich des tropischen Küstensaumes, und die Bevölkerung schien im Gegensatz zu der gemischten der „*Costa*" eine reinindianische oder doch nur unmerklich gemischte zu sein. In ihrem Aeusseren, d. h. in Gestalt und Gesichtszügen, sind diese Indianer nicht durch durchgreifende Unterschiede von den Rothhäuten Nordamericas gesondert, sondern es scheint der Unterschied, welchen man allerdings wahrnimmt, mehr nur auf einem Vorwiegen regelmässigerer länglicher Gesichter zu beruhen, welches das Vorhandensein vieler Gesichter mit unförmlich breiten Backenknochen und sehr niedriger Stirn nicht ausschliesst. Hierbei ist zu bedenken, dass die Lebensweise dieser hiesigen Indianer von der der nordamericanischen in einem Grade verschieden ist, welcher seines Einflusses auf die Körperformen nicht verfehlen kann. Jene sind ebenso ausschliesslich sesshafte Ackerbauer und Viehzüchter, wie diese Nomaden und Halbnomaden sind. Die friedlichen Beschäftigungen prägen den Physiognomieen Züge auf, die sich zu einem Ausdruck vereinigen, den man eben so wohl schlaff als mild bezeichnen kann, während die Gefahren, Mühen und Entbehrungen des Nomadenlebens selbst bei Europäern, wo doch auch noch der Geist an der Modelung der Züge Theil nimmt, fast immer etwas Hartes, Wildes, Waghalsiges herausmodeln.

Diese Indianerdörfer sind unregelmässige Conglomerate von Rohr- und Reisighütten, in deren Vertheilung oder Zusammenstellung man keine andere Regel sieht, als dass sie sich meistens um einen freien Platz gruppiren, in dessen Mitte immer ein grosser schattenreicher Baum, meistens ein Mango, Tamarindus oder Ceiba 3) steht. Häufig steht bei dem Baume ein Haus, das etwas länger als die Wohnhäuser, mit einem sorgfältigeren Dach gedeckt und mit Kalk geweisst ist. Ein kunstloses Kreuzchen auf dem Giebel, aus zwei Stecken zusammengebunden, kennzeichnet es als Kirche. Ringsherum liegen im Wald oder in feuchten Gründen die Mais- und Bananenfelder, welche so wenig Arbeit brauchen, dass mir ein landeskundiger

Freund jüngst sagte: Mit vierzehn Tagen Arbeit hat ein Indianer hier für das ganze Jahr gesorgt. Ich habe in diesen Pflanzungen nur säen und ernten, niemals aber hacken und jäten sehen. Dafür giebt es aber dann und wann Gemeindearbeit, die freilich auch nicht allzu hart ist. Als ich Pueblo Nuevo bei Acapulco, ein recht typisches Indianerdorf, besuchte, war die ganze männliche Bevölkerung des etwa 150 Seelen zählenden Dorfes just bei der Arbeit, um den Platz um das Kirchlein vom allzu reichlichen Graswuchs zu befreien. Sie jäteten es mit kurzen spitzen Stöcken aus. Morgens 6 Uhr schlug einer an eine Trommel, die an dem grossen Baume hing, worauf Alle kamen und bis 9 Uhr arbeiteten; dasselbe thaten sie von 3—6 Uhr Nachmittags. Darauf versammelten sie sich zur Probe eines „Auto“, einer heiligen Pantomime, die hier am 10. December, am Tage des Patrones, aufgeführt wird. Flöte, Geige und Trommel liessen sich aus dem Kirchlein her vernehmen, und aussen machten sie ihre Bewegungen nach dem Tacte, schlugen mit ihren Spiessen und hölzernen Schwertern aneinander und riefen sich Worte zu, die ich nicht verstand. Das Ganze sollte einen Kampf zwischen Mohren und Christen darstellen und glich einem sehr einförmigen Ballet. Alles ging im Schritt vor sich. Dass diese Leute von selber sich mit solchem Eifer zu dem Feste vorbereiten, ist um so erstaunlicher, als kein Geistlicher hier wohnt. Nur alle paar Wochen kommt der Curat von Acapulco, um Messe zu lesen, zu taufen und zu trauen. Die Frauen arbeiteten in diesem Orte viel mehr als die Männer, denn fast jede drehte irdene Waare, die am Sonntag zum Verkauf nach dem Städtchen hinabgetragen wird.

---

## IV.

(Das Real de Guadalupe. Leben und Trachten eines einsamen Deutschen. Abreise. Lob des Hundes. Auf dem Gebirgskamm. Nachtlager in einer Indianerhütte.)

Guadalupe ist geringer als sein Ruf. Die Silberbergwerke, welche hier von einer mexikanischen Gesellschaft und einem deutschen Privatmanne betrieben werden und vorher schon seit Jahrzehnten von Einzelnen ausgebeutet worden sind, haben nicht die Bevölkerung im Ganzen, sondern nur einzelne Wenige bereichert. Der Ort sieht so ärmlich aus wie irgend eines der Küstendörfer, die ich im Vorhergehenden erwähnte, wenn auch die kühlere Temperatur hier keine so ganz luftige Bauart der Hütten und keine so paradiesische Trägheit ihrer Bewohner aufkommen lässt wie in der heissen Region. Man baut aus Reisig, das mit Lehm beworfen wird, und deckt die Dächer mit rohrartigem Gras, welches ihnen das graue buschige Ansehen unserer Strohdächer giebt. Nur die Häuser der wenigen Bessergestellten sind aus Adobes (an der Sonne getrockneten Lehmziegeln) gebaut und mit Holzziegeln bedeckt und das des deutschen Bergwerksbesitzers ist das einzige, welches Glasfenster besitzt. Das ganze Dorf hat gegen 800 Einwohner und liegt in einem schmalen Thale, in dessen Wand die Gruben hineinziehen, welche das Fahlerz, den Bleiglanz und die leider etwas allzu häufige Blende bergen. Die Spanier haben diese Gruben schon in früherer Zeit angelegt, aber sie wurden in den zwanziger Jahren verlassen, zur selben Zeit, als mit der Vertreibung der Spanier das Berggewerbe in ganz Mexico in einen Verfall kam, welcher bis auf die Gegenwart herab sich fühlbar macht. Schon der Name des Bergdörfchens, welches man kurzweg Real nennt, deutet die spanische Taufe an, denn mit diesem Titel „königlich“ wurden alle Domainengüter belegt, wie man ihn denn auch auf die Haciendas oder grossen Güter übertragen hat, von welchen einst viele,

ganz wie die Bergwerke, königliche Domainen waren. Vor einigen Jahrzehnten begann eine Gesellschaft von Capitalisten aus Acapulco wieder in den verlassenen Minen zu arbeiten und erzielte Erträge, welche mässige Ansprüche zufriedenstellen konnten. Aber diese Leute wollten mehr erzielen als möglich war, kamen durch schlechte Rathschläge Dritter in Streit mit ihrem deutschen Techniker, so dass dieser sich von ihnen trennte und eine Mine hart neben den ihrigen aufthat oder, wie hier der technische Ausdruck lautet, denuncirte. Es war dies derselbe Landsmann, mit welchem ich die Reise von Acapulco herauf gemacht hatte und unter dessen gastlichem Dache ich mich nun von den Strapazen der letzten Woche erholte, die, wenn nicht übermässig schwer, doch immerhin etwas ungewöhnlicher Natur gewesen waren.

Dieser Mann konnte sich nicht über Mangel an Erfolg in seinen Unternehmungen beklagen, denn er hatte in den wenigen Jahren, dass er selbständig arbeitete, erhebliche Gewinne gemacht, welche allerdings zunächst in Neubauten, Beschaffung von Maschinen u. dergl. angelegt wurden. Er hatte ausserdem das Glück, das hier so wenigen von unseren Landsleuten vergönnt ist, dass er unter den mexicanischen Mädchen eine eben so liebenswürdige als tüchtige Hausfrau gewonnen und sich mit einer Familie umgeben hatte, die gedieh und die ihn freuen konnte. Und dennoch erschien das Schicksal dieses Landsmannes mir so wenig beneidenswerth wie ihm selber. Ich sah hier so recht deutlich, wie gut es einem Manne im Auslande schon gehen muss, wenn er Ersatz finden soll für die vielen sicheren Güter, deren er mit dem Verlassen der Heimat sich entschlägt, und dies ganz besonders, wenn ihm, wie den meisten der hiesigen deutschen Bergleute, die sichere und bequeme Beamtenlaufbahn offen stand. Mein Freund hatte zuerst in abhängigen Stellungen einiges Geld gemacht, war nun selbständiger Bergwerkseigenthümer und verdiente mehr als er brauchte. Aber welches Leben führte er und welche Aussichten konnte er sich zusprechen! Der einzige Deutsche, der einzige gebildete und der einzige im

höheren oder im deutschen Sinne ehrenhafte Mann in diesem Dorfe, war er durch Entfernungen von je 7—9 Tagreisen von Mexico, Morelia, Acapulco getrennt — den einzigen Orten, wo Landsleute leben und wo man ein wenig Cultur und verfeinertes Leben kennt.

Für die Kinder besteht keine Möglichkeit einer genügenden Erziehung, weshalb er bereits daran denken musste, sein Aeltestes, einen Knaben von sechs Jahren, nach Europa zu senden. Alle paar Monate nur empfing er Briefe und Zeitungen. Bergwerk und Schmelze nahmen ihn dergestalt in Anspruch, dass er von früh bis spät an der Arbeit war und wenig Zeit fand, zu lesen und sich fortzubilden. Was er vom Gewinn erübrigt, wird wieder in das Unternehmen gesteckt, und wenn kein ausserordentlicher Glücksfall eintritt, muss noch manches Jahr so fortgearbeitet werden, ehe er daran denken kann, sich aus dieser Wildniss auf ein behaglicheres Leben zurückzuziehen. Aussicht auf günstigen Verkauf der Mine ist bei den schlechten politischen und wirthschaftlichen Zuständen, wie sie jetzt im Lande herrschen, so gut wie keine vorhanden. Dergestalt ist ein solcher Mann in dieser Wildniss an sein eigenes Unternehmen gradezu angeschmiedet. Wenn man dazu die Schwierigkeiten mit den Arbeitern und anderen Mexicanern erwägt, welchen ein an energische und offene Handlungsweise gewöhnter Fremder hier immer begegnet, so wird man finden, dass alle materiellen Erfolge diese Uebel nicht aufwägen und dass eine grössere Lüge als „Ubi bene, ibi patria“ kaum zu erdenken ist. Hier wäre man geneigt, den Satz umzukehren.

Da Guadalupe, wiewohl schon in bedeutender Höhe, noch am Westabhang des Küstengebirges liegt, so muss man zum Kamm dieses Gebirges hinansteigen, ehe man auf den Weg kommt, der am Ostabhang hinab nach dem Thal des Mezcalaflusses oder in die Tierra caliente des Innern führt. Solch ein Stückchen Arbeit, wie diese Kammübersteigung, verrichtet man nach hiesigem Reisegebrauch gern vor dem ersten Nachtlager, um am zweiten Tage dann sofort eine gehörige Strecke Weges möglichst ungestört und mit ausgeruhten Thieren zurück-

zulegen. Die Masse von Vorbereitungen, welche dem Antritt einer längeren Reise vorherzugehen pflegen, machen es ohnedies schwer möglich, gleich am ersten Tage früh Morgens aufzubrechen; es ist eine Erfahrung, die ich zu meinem Leidwesen nun auch schon mehrmals habe machen müssen, dass man den Beginn der Reise um mindestens zwei Stunden früher ansetzen muss, als man in Wirklichkeit aufzubrechen gedenkt. Man ist von zu vielen Umständen abhängig, die man nicht bestimmen kann — den Dienern und Thieren vor allen. Also ist es ganz gut, dass man den Morgen gemächlich seine Vorbereitungen trifft, noch ein gutes Mahl einnimmt und Nachmittags sich dann mit einiger Sicherheit zum Abreisen anschickt.

Um 3 Uhr ritten wir ab. Meine Gastfreunde begleiteten mich noch eine kleine Strecke, und als sie umkehrten, folgten noch drei Hunde vom Hause, welche eines der Maulthiere kannten. Ich hätte gern einen von ihnen mitgenommen, der jung und sehr aufgeweckt war und wohl auch gern einmal ein paar Wochen ein Abenteurerleben geführt hätte. Ein solches Thier ersetzt einem einsamen Reisenden meistens besser einen Reisegenossen als der Diener *(Mozo)*, der nur lästig wird, wenn er geschwätzig, und langweilig, wenn er stupid ist. Das Letztere traf bei dem meinigen zu. Ein Hund vergnügt sich auf seine Weise und vergisst dabei nicht, seine lebhafte Anhänglichkeit in mancherlei Beweisen darzulegen. Selbst wenn er müd ist und mit hängendem Schweif und langheraushängender Zunge hintennachtrabt, ist er noch amüsant mit seiner Jammermiene, die gar nicht so ernst gemeint ist, wie der Schalk uns gern glauben machen möchte. Regt sich was im Busch, so ist er gleich alert, vergisst sein Keuchen und weiss, wo er die Zunge hinzuthun hat. Stöbert er etwas auf, so bleibt er vielleicht eine halbe Stunde unsichtbar, bis man ihn auf einmal bei einer Wegwendung wie aus der Erde gezaubert vor sich auf dem Wege sitzen sieht und er sich wedelnd zurückmeldet; dann niest er wohl unbändig und sitzt voll Kletten und anderen hakigen Pflanzentheilen und nimmt sofort

wieder seine Jammermiene an, indem er vorauskeucht. Nichts gleicht aber der Umsicht, die er bei den häufigen Bach- und Flussdurchwatungen entfaltet; er weiss immer die seichtesten Stellen aufzufinden und tastet jeden Schritt mit seinen Pfoten voraus; jedenfalls berührt er aber das Wasser nicht, ehe die Pferde die Furth betreten haben, und so lange es geht, hält er sich hart hinter ihnen; ist er dann glücklich hinüber, so schüttelt er sich rasch ab und vergisst vor Freude wieder für ein paar Minuten alle Müdigkeit. Kommt man aber ins Quartier, so beginnt für ihn erst der Kampf mit den Hunden des Hauses, die nur nach verschiedenen Züchtigungen den Fremdling in Ruhe lassen, weil sie ihm nicht das kleinste Knöchelchen gönnen. Aber sein Herr bedenkt ihn um so besser und ist froh, dass er einen so guten Freund des Nachts zu seinen Füssen Wache halten weiss. Leider war mir dieses angenehme Bewusstsein nicht vergönnt, denn auf der Höhe des Berges mussten wir die Hunde zurückjagen, weil sie zu leicht abgefangen werden konnten, wenn sie sich weit vom Hause ihres Herrn entfernten.

Durch die buschigen Regionen oberhalb Guadalupe, deren Eichen in die Schmelzöfen des Bergwerkes gewandert sind, ging der Weg ins Thal des Flüsschens, das weiter unten die Werke treibt und dann theils im Thalgrunde und theils an den Abhängen bergauf. Ueberall umgab uns hier die üppige und mannigfaltige echt tropische Vegetation, welche dem Westabhang dieses Gebirges eigen ist, und als wir in Höhen kamen, wo es den grossblättrigen Caladien und Begonien, den Yuccas und Fächerpalmen schon zu rauh wird, verdünnte sich freilich der Pflanzenteppich am Boden und wurde mehr grasig, aber auf den Aesten der Eichen wurde es jetzt um so bunter und voller, denn hier drängten sich in nie gesehener Fülle Ananasgewächse, Orchideen und Moose zusammen und die purpurrothen Blüthenähren der ersteren sah man weithin durch den Nebel leuchten.

Hier lag jetzt der Nebel, den sie unten als Abendwolken sich um die Berghäupter winden sehen. Die Luft fühlte sich feucht an und bald regnete es in grossen

Tropfen von den Bäumen. Da war es kein Wunder, dass in den Schluchten, die vor rauhen Winden schützen, noch eine treibhausartig üppige Vegetation aufgeschossen war, aus der Bambusgräser zwei Mann hoch hervorragten. Die Dämmerung hüllte aber bald das alles ein und hinter uns wurde der Nebel immer dichter, und als wir auf der anderen Seite herabstiegen und er sich allmählich wieder lichtete, standen statt des Abendrothes schon die Sterne am Himmel. Bei sinkender Nacht kamen wir in unser erstes Quartier, eine einfache Indianerhütte, wie man sie im Gebirge findet, und wurden von den Bewohnern derselben mit Bereitwilligkeit aufgenommen. Alle hatten schon im Schlaf gelegen, als wir kamen, doch krochen sie ohne Murren aus ihren Decken und sorgten sogleich für Nahrung der Thiere und Menschen. Eine Tochter stellte sich an die *Metate*, den Reibstein, auf welchem der Mais zu den Tortillas zerrieben wird, die andere hütete den Kaffee, der im grossen schwarzen Familientopf ans Feuer gesetzt ward, die Mutter breitete schon die Matte auf den Boden, auf der die Herrlichkeiten servirt werden sollten, und der Sohn mass meinem Knecht den Mais für die Thiere vor. Wir kauften hier eine grössere Quantität von dem letzteren, um beim morgigen Ritt durch ein sehr dünn bevölkertes und armes Gebirgsland nicht in Verlegenheit zu kommen. Der Vater und Herr des Hauses endlich suchte mir die Ehre zu erweisen mit einer wohlgefüllten Mezcal-Flasche, welche ich zu meinem grossen Erstaunen noch am selbigen Abend völlig geleert sah. Hier ist das eigentliche Land des Mezcal- oder Agaven-Branntweins und die Leute gewöhnen sich, wie es scheint, so früh an dessen Genuss, dass sie ohne Schaden grosse Quantitäten desselben vertilgen. Ich habe junge Burschen, halbe Knaben, Maasse von mindestens ½ Liter in Zeit von ein paar Minuten leeren sehen, ohne dass merkliche Folgen eintraten.

Als wir Beide uns zu dem einfachen Mahle niedergelassen hatten, das aus Tortillas, getrocknetem Fleisch und spanischem Pfeffer bestand, wunderten wir uns nicht wenig über die verhältnissmässig reiche Ausstattung.

Nicht blos ein Tellerchen für Jeden, sondern auch Messer und Gabeln und sogar ein Trinkglas war vorhanden. Seltene Dinge! Die Hausfrau war offenbar stolz, dass sie solche Luxusgegenstände besass, und machte uns noch besonders auf dieselben aufmerksam. „Sehen Euer Gnaden“, sagte sie, „hier sind zwei Messer und hier zwei Gabeln, für jeden von Ihnen hier ein Plättchen und ein Glas für's Wasser; im schwarzen Topf ist Kaffee und im weissen Wasser; hier ist Chile und im Tuch die Tortillas“. Von den Resten hielt die Familie noch einen Spätimbiss und bis spät in die Nacht hörte ich sie aufs lebhafteste plaudern und lachen.

---

## V.

(Mezcal-Brennereien. Viehzucht. Einrichtung der Haciendas. Nachtlager im Walde. Spärliches Thierleben. Thierleben in und an Hütten und Häusern.)

Als wir den nächsten Morgen vor Tag aufbrachen, kamen wir noch bei einer grösseren Anzahl einzelstehender Höfe vorüber, die ganz dem glichen, in welchem wir die Nacht zugebracht hatten. Die meisten beherbergten Mezcal-Brennereien, und ich hatte genug Gelegenheit, alle Stufen des Processes zu verfolgen. An den trockeneren Bergseiten, wo hier die Mezcal-Pflanze, der *Maguey* (Agave mexicana) wächst, sah ich Männer herumsteigen, welche an langen Stöcken Messer trugen, mit denen sie die Stachelblätter der Agaven bis aufs Herz abhieben. Die Herzen der Pflanzen, welche von der Grösse kräftiger Krautköpfe sind, werden dann abgeschnitten und in einer Grube geröstet, welche mit Steinen ausgemauert und durch vorhergehende Feuerung stark erhitzt ist; durch eine dicke Schicht Erde wird die Hitze zusammengehalten. Diese gerösteten Pflanzentheile werden zerkleinert, mit Wasser vermischt und in offenen Behältern, welche einfach aus Rinderhäuten zu bestehen

pflegen, der Gährung überlassen und endlich der Destillation aus thönernen oder hölzernen, theilweise mit Kupfer beschlagenen Blasen unterworfen. Das Destillat, welches zuerst übergeht und einen sehr hochgradigen Branntwein darstellt, wird als Mezcal de Punta bei Seite gesetzt und zu höherem Preise verkauft als das nachfolgende, das auf die Stärke eines gemeinen Kornbranntweins gebracht und schlechtweg als Mezcal vertrieben wird. Die Mexicaner betrachten diesen Branntwein als etwas ausgezeichnet Gutes und Gesundes, und besonders eine feinere Sorte, welche in der Gegend von Guadalajara gewonnen und unter dem Namen Tequila verkauft wird, ist im ganzen Lande beliebt und wohlbekannt. Das eigenthümliche Aroma dieser Agaven-Branntweine ist jedoch weit entfernt, sich mit dem eines guten Kornbranntweins, Slibowitz oder Araks vergleichen zu können und scheint einer Zunge, die nicht daran gewöhnt ist, sogar von einer unangenehmen Schärfe zu sein. Vom Pulque oder Nautle, dem bekannten mostartigen Product einer anderen angebauten Agave, weiss man hier nichts, denn die Abart der Agave, aus der er bereitet wird, wächst nur auf der Hochebene.

Auf dem Westabhange der Küstencordilleren wächst jene Agave nur selten, und die Häufigkeit, in der sie hier am Ostabhange sogleich auftrat, zeigte einen Wechsel der klimatischen Verhältnisse an, welcher nicht zögerte, sich auch in manchen anderen Anzeichen bemerklich zu machen. Die Bäche, deren wir an diesem Tage eine grosse Zahl passirten, waren bei Weitem nicht so wasserreich wie auf der Westseite, und man merkte schon an diesem Unterschied, dass ganz, wie weiter nördlich in Californien, auch hier das nordsüdlich streichende Gebirge einem grossen Theil der vom Meere aufsteigenden Feuchtigkeit den Weg nach Osten abschneidet. Nur in der Tiefe der Thäler fand sich hier eine so üppige Vegetation, wie sie jenseits des Gebirgskammes die Abhänge in so grosser Ausdehnung bedeckt, während die letzteren hier schon vorwiegend blattarmes Mimosengesträuch und hartes, haferartiges Gras trugen, welche man nun in

immer grösserer Fülle findet, je tiefer man in das Land eindringt. Die Bodenbeschaffenheit mit ihrem vorwiegend steinigen Charakter fördert offenbar die Entwickelung dieser ärmeren Vegetation, und dem entsprechend werden hier auch die angebauten Stellen spärlicher und die Bevölkerung dünner, als am Ostabhange. Der Ackerbau tritt zurück und die Viehzucht wird der vorwiegende Erwerb der Bevölkerung, die nicht wie dort in Dörfern, sondern um die grossen Haciendas oder Landgüter herum wohnt, welche halbe Tagereisen von einander entfernt sind.

Wir hatten am Abend unseres zweiten Reisetages Gelegenheit, die Spärlichkeit der Bevölkerung dieser Gegend praktisch zu erfahren, denn nachdem wir früh am Nachmittag einen Rancho oder Bauernhof passirt hatten, ritten wir bis spät in die Nacht, ohne einer menschlichen Wohnung zu begegnen und waren am Ende gezwungen, als der Pfad sich im dichten Walde einer Thalschlucht mehrmals theilte und schwer zu verfolgen war, Halt zu machen und den Morgen zu erwarten, ehe wir die Reise mit Sicherheit fortsetzen konnten. Zum Glück fand sich eine grasbewachsene Lichtung, die den Thieren reichliches Futter und uns einen guten Lagerplatz bot. Sobald es dämmerte, brachen wir wieder auf und kamen nach zweistündigem Ritt zn einem Hofe, wo freundliche Leute darboten, was sie hatten: Milch, getrocknetes Fleisch und Maisfladen und zum Ueberfluss noch Limones, kleine Citronen, mit denen man sich auf solcher Reise gern versieht, um das Trinkwasser anzusäuern, welches, unvermischt genossen, wenig erfrischend ist und häufig eine üble Wirkung auf den Magen üben soll. An diesem Tage wie am gestrigen war der Ritt einförmig und ermüdend, denn es ging ohne Unterbrechung bergauf und bergab, immer in beträchtlicher Höhe das Thal des Flusses entlang, dessen Wände durch zahlreiche Zuflüsse, welche aus steilen Seitenthälern kommen, zerklüftet sind. Weder die Vegetation noch das Thierleben hat hervorragend interessante Erscheinungen, denn jene wurde mit Ausnahme der Wälder in den Thalgründen immer dürrer

und dieses war entsprechend arm. Es wird viel sein, wenn ich auf der ganzen zwölftägigen Reise von der Küste nach Morelia ein halbes Dutzend graue Eichhörnchen und ein paar Kaninchen sah. Von Vögeln waren, wie überall, die Geier am häufigsten und zwar die auerhahngrossen, schwarzen, weissflügeligen, daneben die Tordos [4]), welche man am besten als blauschwarze Bachstelzen von Rabengrösse bezeichnet, da ihre Bewegung und der lange schmale Wackelschwanz ihnen entschieden etwas Bachstelzenartiges verleiht; auch graue Täubchen mit brauner Brust, nicht grösser als Drosseln, scharlachrothe Cardinäle, schöngelbe Pracht-Elstern und Blauvögel waren nicht selten. Im dichten Gebüsch der Uferwaldungen hörte man dann und wann das laute Geschnatter und den schweren Flug der fasanenartigen Titilacas [5]), und aus Maisfeldern erhoben sich Flüge langschwänziger, grüner Papageien mit übermässigem Gekreische. Auch sah man wohl einen grauen, schwarzgeringelten Leguan sich auf einer Felsplatte sonnen und konnte ihm so nahe kommen, dass man ihn mit dem Stocke hätte schlagen können; ich sah ein drei Fuss langes Exemplar von dieser Art; nicht selten war auch eine smaragdgrüne und noch häufiger eine graubraune Lacerte. Am Abend sangen Frösche, die ich nie zu sehen bekam, mit hellen, laubfroschartigen Stimmen in den feuchten Thalniederungen, und ebenda sah es in der Dämmerung von unzähligen Glühwürmern wie der Reflex eines Sternenhimmels in einem gänzlich unbewegten Wasser aus. Am meisten erstaunte ich aber über eine Erscheinung im Thierleben dieser Gegend, die ich noch nie gesehen hatte. Nämlich des Morgens begegnete man öfters Baumstämmen, die vollkommen aussahen, als ob sie in ein recht zottiges schwarzes Bärenfell, etwa eine Elle lang, gehüllt seien. Sah man näher zu, so war es nichts Anderes, als eine gewaltige Menge schwarzer, langbeiniger Spinnen (Phalangisten), die man bei uns Schneider zu nennen pflegt. Sie sassen so dicht wie möglich, die Leiber nahe am Baume, und die haarartig dünnen und langen Beine nach aussen gestreckt. Die Täuschung war vollkommen.

Ueberhaupt spielen die Spinnen in diesem trockenen Terrain, gerade wie in Californien, die hervorragendste Rolle im Thierleben. Die Erdlöcher mit den trichterförmigen, dichten Spinnweben, in deren Tiefe die hässliche, schwarzborstige Vogelspinne sitzt, und andere Gewebe, welche in ihrem Bau vollkommen den Blättern der nordamericanischen Pflanze gleichen, welche man Fliegenfalle nennt, waren ungemein häufig. Die schönen Färbungen mancher Spinnen wurden von denen der Wanzen erreicht; eine von den letzteren ist auf der ganzen Oberseite von einem Rande reinsten Goldes eingefasst und im Uebrigen blassgelb — eine der prächtigsten Färbungen, die mir aus der Insectenwelt bekannt sind.

Von Schlangen habe ich auf der ganzen Reise nichts als einige Spuren und das Skelett einer etwa ellenlangen Natter gesehen. Auch der Umstand, dass man hier so wenig von Schlangen sprechen hört und nichts von jener Schlangenfurcht bei den Leuten trifft, welche in Californien einen lächerlichen Grad erreicht, scheint dafür zu sprechen, dass Schlangen im Allgemeinen und besonders Giftschlangen hier minder häufig sind, als weiter nördlich. In der That hat Süd-Mexico keine sehr reiche Schlangenfauna aufzuweisen, und die Klapperschlange, welche in zwei Arten vorkommt, ist nach allgemeinem Urtheil weder so beisslustig noch so giftig wie etwa in Californien oder Texas. Am gefährlichsten ist durch ihren Aufenthalt die Korallenschlange, da sie sich am liebsten in Waarenmagazinen, Vorrathshäusern, selbst in Kaufläden und Wohnzimmern verkriecht. Aber ich habe nicht gehört, dass ihr Stich unbedingt tödtlich ist. Möglich auch, dass Verschiedene mehr oder minder empfänglich sind für thierische Gifte. Ein Mann, dem ich unbedingten Glauben schenke, versicherte mir, dass er in seinem Leben mindestens ein halbes Dutzend Mal von Scorpionen (Alacranes) gestochen worden sei, und dass er mehrmals weder Ammoniak, noch Cigarrenasche, noch Feuer, noch sonst ein anderes Gegenmittel als Aussaugen angewandt habe. Eine vorübergehende Ermüdung des betreffenden Gliedes, die allerdings manchmal fast bis zur

Lähmung fortschreite, und darauf folgendes leichtes Aufschwellen sei unveränderlich die Folge jedes Scorpionstiches gewesen, aber weiter sei nichts erfolgt. Vor der Vogelspinne, die als „Tarantel" in Californien noch mehr gefürchtet wird, als der Scorpion, fürchten sich hier viele Leute gar nicht, und mir scheint, dass sie Recht haben.

Im Ganzen ist in der hiesigen Natur zu keiner Tageszeit etwas von der Lebhaftigkeit in Tönen, Formen oder Farben zu bemerken, welche man gewöhnlich den tropischen Naturscenen zuschreibt. Man kann Tage lang durch dichten Urwald reiten, ohne ein anderes auffälliges Geräusch als etwa das krächzende Geschnatter einiger Titilacas zu vernehmen, die sich um das Futter streiten. Viel merkwürdigere Centren des Thierlebens, und nicht blos des zahmen, sind hier die Bauernhöfe. Ausser den Rindern, Pferden, Maulthieren, Eseln und Schafen, welche oft in grösseren Herden in ihrer Umgebung weiden, sind sie immer reich an Hunden, Schweinen und verschiedenem Geflügel. Gern werden hier auch Papageien gehalten, welche in Ringen sich unter dem vorspringenden Dache sammeln. Andere thierische Gäste finden sich ohne Erlaubniss ein. Keinem Hause, in dem ich mich aufgehalten habe, fehlten die grossen Ameisen, welche zur Nachtzeit alles Essbare bei Seite schaffen, was ihnen erreichbar ist; sie beissen nicht, werden aber oft sehr unangenehm durch ihren scharf ausgeprägten Raubsinn, der mit grossem Fleiss verbunden ist. Einer meiner Bekannten hatte eine grosse Kiste voll Mais auf dem Speicher stehen und bemerkte zu seinem Erstaunen, dass ihr Inhalt beständig abnahm, ohne dass von demselben herausgenommen wurde. Eines Abends fand er den Grund dieser Abnahme, denn in langer Procession sah er die grossen Hausameisen von der Kiste nach der Treppe und nach einem Loch im Vorplatz ziehen, welcher der Eingang zu ihrer Wohnung war, und jede trug ein Maiskorn. Eine Reihe kam leer an und eine andere zog ununterbrochen beladen die Treppe hinab. Den nächsten Tag öffnete er ihre Wohnung und fand nach langem Suchen in einer kesselförmigen Aus-

weitung des vielverzweigten Gangsystems mehr als fünfzig Pfund Mais.

Neben diesen Ameisen sind noch gewisse Blatta-Arten (ähnlich unseren Schwaben oder Russen) unvermeidliche Nachtgäste in den Stuben und Vorplätzen der Wohnhäuser. Spinnen verschiedener Art und selbst Scorpione, die man hier Alacranes nennt, sind nicht selten in den Stuben, und eine kleine Eidechsenart jagt ohne Scheu die Fliegen an den Wänden und ist in allen Häusern häufig. Unvermeidlich sind ferner gewisse Wespenarten, von denen einige im Lehm der Wände, andere in den Balken sich ihre Zellen aushöhlen. Wenn man endlich bedenkt, dass die verschiedenen Aasvögel durch die Natur ihrer Nahrung zumeist auf den Aufenthalt in der Nähe menschlicher Wohnungen angewiesen sind, so kann man sich einen Begriff von dem Leben machen, welches in der Nähe der letzteren herrschen mag. Zahllose Palomitas oder Täubchen vertreten dabei mit den Tordos die Stelle unserer Spatzen.

Diese Wohnungen selbst haben hier in den Gegenden der grossen Viehzucht und des geringen Ackerbaues oft einen eigenthümlichen und nicht unbedeutenden Charakter, den man idyllisch im grossen alterthümlichen Stil nennen kann. Wie ich früher erwähnte, treten hier an die Stelle der ärmlichen Dörfer grosse Haciendas, wo der Gutsbesitzer meistens selbst, oder sein kaum weniger einflussreicher Verwalter oder Dependiente zu wohnen pflegt. In ihrer Nähe stehen die Hütten der Arbeiter, die auf grossen Haciendas oft ein nicht unbedeutendes Dorf ausmachen. Schon lange ehe man sich einer Hacienda nähert, oft Stunden vorher, begegnet man grossen Wiesen und Maisfeldern, welche eingezäunt sind. Grosse Herden sieht man hier weiden. Durch das Thor eines solchen Zaunes nähert man sich dem Hause selbst, wo unfehlbar eine Meute von Hunden uns entgegenstürzt, die jedoch von schönerer Race und nicht so falsch wie die Indianerhunde sind. Das Haus ist von Stein oder ungebrannten Ziegeln gebaut, geräumig und hat eine weite, pfeilertragende Vorhalle, welche die eigentliche Wohnstätte

der Insassen ist. Hier essen, schlafen und arbeiten sie, und die Räume des eigentlichen Hauses sind mehr nur Vorrathskammern, in welche sie sich höchstens beim allerschlechtesten Wetter zurückziehen. In der Vorhalle stehen einige Rohrbetten, die mit gegerbten Rindshäuten bedeckt sind und an ihrem Balkenwerk sind die Sättel und das Zaumzeug der Pferde, die Säbel, Aexte und Messer aufgehängt. In einer Ecke stehen die grossen Gefässe, welche jeden Morgen mit Wasser gefüllt werden. An langen Tischen isst Herr und Gesinde, und die Frauen und Mädchen habe ich selbst in sehr reichen Hacienden immer das Mahl bereiten sehen.

Heute Abend kehrten wir in einer grossen Hacienda ein, wo die Hausfrau, eine Spanierin von majestätischer Gestalt und schönen Zügen, todtenblass auf einem der Betten in der Vorhalle lag. Sie litt am Fieber, ordnete aber alles an, was nothwendig war, um uns und den Thieren Nachtlager und Nahrung zu bieten. Ihr Gatte, der Besitzer, der Abends ankam, war nicht weniger freundlich und dünkte sich trotz seines chevaleresken Auftretens nicht zu gut, meinem Knechte eines unserer Thiere beschlagen zu helfen, das auf den steinigen Wegen seine Vorderhufe beschädigt hatte.

---

## VI.

(Begriff der Tierra caliente. Eigenthümlicher Naturcharakter des Mezcalthales. Bevölkerungsverhältnisse. Wirthschaftliche Zustände.)

Die Gegend, in der wir uns jetzt befanden, heisst kurzweg die *Tierra caliente.* In den Reisewerken und sonstigen Beschreibungen Mexico's wird dieser Ausdruck gewöhnlich in einem weiteren Sinne gebraucht, indem dort alles Land, welches unterhalb der Eichenregion gelegen ist, also alles Küstenland, die Niederungen und die Bergabhänge bis zu 2000' an der Ost- und 1000' an der Westküste. Aber im Lande selbst hat derselbe

vielfach einen etwas engeren Sinn. Die Bewohner der heissen Westküste z. B. nennen ihre Heimath kurzweg die *Costa* oder Küste, während sie das Land, das 10 bis 20 deutsche Meilen auf beiden Seiten des Mezcalflusses (der gegen seine Mündung zu Rio de los Balzas und weiter aufwärts auch Rio grande de la Tierra caliente genannt wird) hinzieht, eine trockene und warme Gegend, als Tierra caliente unterscheiden. Sie meinen das so bestimmt wie wir, wenn wir vom Rheinthal oder vom Odenwald reden. Sie rechtfertigen diese Benennung vorzüglich damit, dass sie das Klima dieser Gegend als trockener und weniger durch Seebrisen gemildert bezeichnen; besonders die heissen Nächte, welche allerdings an der Küste selten sind, hört man als Eigenthümlichkeit der Tierra caliente hervorheben. An der Ostküste und auf der Hochebene gewinnt dann allerdings der Ausdruck wieder einen anderen Sinn, denn hier nennt man die Golfküste mit den Vorbergen bis 2000' ebenfalls Tierra caliente. Die Bezeichnung *Tierra templada* (gemässigtes Land), welche man ebenfalls in den Büchern als einen populären mexicanischen Begriff angeführt findet, hört man selten im Volksmund, weil natürlich eine solche Mittelstufe schwer zu begrenzen und zu definiren ist. Dagegen ist *Tierra fria* (kalte Gegend) wieder ein allgemein bekannter Begriff, in den auch alles hineingestopft wird, was eigentlich Tierra templada genannt werden sollte. Selbst einfache Leute werden dir sagen: „Die Hauptstadt liegt in der Tierra fria" oder „der Vulcan von Orizaba reicht in die Tierra fria" etc., aber wenn man z. B. frägt: In welcher Region liegt Morelia? oder Pazquaro? so wird der Eine auf Tierra caliente und ein Anderer auf Tierra fria rathen, während Meereshöhe und Klima beiden Städten in derjenigen Region ihren Platz anweisen, welche die Theoretiker und einige denkende Leute im Lande eben als Tierra templada bezeichnen.

Genug davon. Wir wenigstens befinden uns jetzt ohne Zweifel in der Tierra caliente; das Küstengebirge steht als vielzinnige Felsmauer hinter uns, zu Füssen wälzt der Mezcalfluss seine Fluthen und am jenseitigen

Ufer erheben in nahen Hügeln und ferneren Bergen sich bereits die ersten Stufen, welche zur eigentlichen Hochebene von Innermexico hinaufführen. Reich ist das Bild nicht, das hier ein Umblick vor Augen bringt, aber originell und an manchen Stellen kühn und schön. Das letztere gilt von den Bergformen, die in der eigenthümlichen Küstensierra fast nur aus flachen Gipfeln, seichten Einsenkungen und langen Kammlinien bestehen, nun aber durch Felsen unterbrochen werden, die bald platten-, bald klippen- und bald gratförmig aus den weicheren Formen der Erddecke hervorgebrochen sind. Da giebt es steile Abstürze, hochragende Gipfel, die bald in Spitzen auslaufen wie Pyramiden, bald ruinengleich zerklüftet und zertheilt sind; Felszinnen bilden die Grate ganzer Bergrücken, und Felsen laufen wie Rippen an den Abhängen herab bis sie sich in Felsenmeeren und Schutthalden verlieren. Die Höhe der Berge über dem Flussniveau übersteigt nirgends in dieser Gegend 800 M., und ihre Meereshöhe wird kaum 1000 M. sein, aber die Formen sind manchmal wahrhaft alpin, und ich muss sagen, dass ich noch nie ein so niedriges Gebirge von so hochgebirgshaft kühnen Formen gesehen habe. Ganz eigenthümlich ist auch die Art, wie dasselbe bewaldet ist. Alle seine Gipfel tragen die Eichen- und Föhrenwälder, welche hier in höheren Regionen nirgends fehlen; aber diese Wälder sind, wie der Leser aus früheren Beschreibungen sich erinnern wird, durchaus hain- oder baumgartenartig, weil die Bäume nur von mittlerer Grösse sind und in Entfernungen von einander wachsen, die denen gleichen, welche man den Bäumen eines Obstgartens zu geben pflegt. Man denke sich ein ganzes Gebirge in dieser Art bewaldet! Die fernen Abhänge sehen gelb aus vom trockenen Graswuchs und lassen die Bäume wie dunkle Flecken erscheinen, mit denen sie dicht besät sind; die Grate zeigen durchbrochene Baumreihen, und nur in den Schluchten, wo die Feuchtigkeit dichtere Wälder nährt, wächst es dunkel hinauf. Wiesen sind nicht vorhanden, denn der Graswuchs, der freilich getreideartig hoch ist, erscheint gelb und bräunlich; frisches Grün bringen nur

die spärlichen Vierecke der Maisfelder in dieses Bild und die Bananengärten, die jetzt, da wir das rauhe Gebirge verlassen haben, wieder in der Nähe jeder grösseren Hacienda zu sehen sind. Selbst die graulichen Fiederkronen der Cocospalmen ragen in der Nähe der kleinen Städte Sirandaro und Huetamo über hohe Mauern, welche Fruchtgärten umgeben; sie sind das charakteristischste Zeichen tropischer Natur.

Aber tropische Ueppigkeit muss man hier nicht suchen, denn dieser Gegend drückt die Trockenheit des Klimas viel entschiedener ihren Stempel auf als die Wärme. Die Tropennatur, die üppige, grossblättrige und blüthenreiche, wie wir sie unter diesem Namen zu begreifen pflegen, bedarf überall eines grossen Maasses von Feuchtigkeit, welches sie hier nicht findet. Bei einer Meereshöhe von 300—350 Meter, wie sie das Mezcalthal in der Gegend von Huetamo besitzt, wirkt die tropische Sonne noch mit voller Kraft, während die Küstensierra die feuchten Seewinde auf ihrem Weg nach dem Innern aufhält. Die Spuren der Hitze und der Trockenheit, welche dieser Lage entsprechen, machen sich deshalb in der Dürre und Spärlichkeit der Vegetation entschieden fühlbar, wiewohl erst vor vier Wochen die letzten Regen der Regenzeit gefallen sind. Gelbes Gras und Mimosengebüsch bedeckt die Höhen und Abhänge und eine üppige grüne Vegetation ist nur in den Thälern zu finden.

Es ist, wenn man diese Verhältnisse betrachtet, nicht schwer, die Ursachen für den Unterschied in der Bevölkerungsdichte der Küstenstriche und des Inneren von Mexico zu finden. Die Statistik weist nach, dass diejenigen Staaten der mexicanischen Union, welche ganz oder zum grössten Theil den Küstengebieten angehören, fast um $^1/_3$ dichter bevölkert sind, als die des Innern und dass ihre Bevölkerung jährlich um 6—10 per Mille zunimmt, während die Zunahme in den inneren Staaten nicht mehr als 4—6 per Mille beträgt. Die Zahlen, welche, beiläufig gesagt, nur auf annähernde Richtigkeit Anspruch machen können, erhalten eine verstärkte Bedeutung, wenn

man erwägt, dass die grössten Städte, alle nennenswerthen Bergwerke, so wie das Bischen Industrie, dessen sich Mexico rühmen kann, dem Inneren angehören. Man kann hieraus schliessen, wie dünn die Bevölkerung in den meisten Landschaften des Inneren sein mag. Zwar unterliegt es keinem Zweifel, dass an dieser Kärglichkeit der Bevölkerung dieselben Ursachen Antheil haben, welche die Entwickelung Mexico's im Ganzen zurückhalten, in erster Reihe die politischen Unruhen, die Trägheit und Stumpfsinnigkeit der Indianer und Mestizen, die schlechten Verkehrsmittel u. a. Aber es ist andererseits auch nicht zu leugnen, dass die Fruchtbarkeit des Bodens eine zu beschränkte ist, um jemals eine in europäischem Sinne dichte Bevölkerung hier aufkommen zu lassen. Oasen, wie sie gewisse tiefe Thäler und Landschaften, die am Saume wasserreicher Gebirge gelegen sind, im Inneren bilden, bestätigen als Ausnahmen nur die Regel. Es ist kein Zufall, dass hier die Viehzucht der einzige Landwirthschaftszweig von erheblicher Bedeutung ist; aber selbst sie leidet unter der Trockenheit, welche den grösseren Theil des Jahres die Euter der Kühe ausdorrt, so dass nicht die Milchwirthschaft, wie in unseren Gebirgen, sondern die Erzeugung von Schlachtvieh der Zweck derselben ist. Bei ihr bleibt natürlich die Masse des Volkes arm, denn zur Viehzucht gehören hier ausgedehnte Weiden, die nur ein grosser Grundbesitzer vereinigen kann und die Masse der Minderbesitzenden ist darauf angewiesen, Tagelöhnerdienst zu verrichten. Auch wird sie nicht rationell genug betrieben, um starke Ausfuhr zu ermöglichen. Dieses weidereiche Land führt ausser ein paar Dutzend Stiere, welche in den Stiergefechten in Havana gebraucht werden, kein Vieh aus; was aber im Inneren consumirt wird, ist bei der Armuth und Genügsamkeit der grossen Mehrzahl der Bevölkerung nicht genügend, um den Rancheros Reichthümer zufliessen zu lassen.

Nach der Armuth und Trägheit, die ich im heissen Küstenland gefunden, hatte ich mir im Inneren, wo das Klima anstrengendere Arbeit erlaubt, etwas Besseres

vorgestellt. Aber die wirthschaftlichen Zustände sind im Ganzen dieselben und die Masse des Volkes ist durch eigene Schuld hier noch übler daran als dort, denn es ist nicht in demselben Maasse thätiger als die Natur minder freigebig ist. Die natürliche Folge ist Armuth und Bedürfnisslosigkeit. Man hört sagen, dass von den neun Millionen, auf welche man die Bevölkerung Mexicos gegenwärtig schätzt, noch nicht der zwanzigste Theil vom kaufmännischen Standpunkte aus als consumirende Classe zu betrachten sei. Wäre nicht der Branntwein- und Tabaksgenuss, so brauchte der Durchschnittsindianer das ganze Jahr hindurch keine andere Waare, als die paar Ellen grobes Baumwollentuch *(Manta)*, welches ihm Hemd und Hosen liefert und das im Inland so billig hergestellt wird, dass er sich Zeug für einen „Anzug“ um weniger als einen Peso kaufen kann. Für ein paar Realen Chile (spanischen Pfeffer), Salz und Zucker machen seine Bedürfnisse voll. Ich habe gesehen, dass Indianerinnen einzig nur deshalb vier Stunden weit nach der Stadt gelaufen kamen, um ein Pfund Zucker für ein paar Cents billiger zu kaufen als in ihrem Dorf. Laufen ist die einzige Anstrengung, der sie sich willig unterziehen; aber jede andere Arbeit wird wo möglich umgangen. So scheint also hier weniger das Klima als die Raceneigenthümlichkeit der Trägheit und Voraussichtslosigkeit die heilsame Schaffung von Bedürfnissen zu hindern.

---

## VII.

(Huetamo, ein Landstädtchen des Innern. Bauart. Einiges über Gastfreundschaft. Unsicherheit der Wege. Gebirgs-Formen und -Panorama. Verfallene Hacienda. Wohlangebaute Gegend um Tacamparo. Merkwürdige Wirthshäuser.)

Wenige Meilen von Sirandaro liegt Huetamo, ein stilles Landstädtchen, welches schon ganz den Charakter der innermexikanischen Städte und Städtchen an sich trägt. Der ganze Ort besteht fast nur aus Erdgeschossbauten mit flachen Dächern, dicken Mauern und spärlichen Fenstern, die nur in einigen besonders feinen Häusern mit Glasscheiben verschlossen, in den meisten aber als Luftlöcher zu bezeichnen sind. Der erste Eindruck stimmte meine Erwartungen, die ohnedies nicht hochgespannt waren, tief herab, und die Schwierigkeiten, denen wir begegneten, ehe wir ein Unterkommen fanden, waren nicht geeignet, dieselben irgendwie wieder zu heben.

Wäre ich mit mexicanischen Zuständen und Gebräuchen vertraut gewesen, so würde ich ohne Zögern die beiden Empfehlungsschreiben abgegeben haben, welche ich an Kaufleute von Huetamo in der Tasche trug, und würde mich kurzweg bei einem derselben einquartiert haben. So aber bewog mich die ganz unmexicanische Scheu, den unbekannten Leuten ohne Weiteres ins Haus zu fallen, zu dem unpraktischen Versuch, zuerst ein eigenes, bezahlbares Quartier zu suchen. Einen Gasthof (hier *Meson* genannt) gab es nicht, und in den Privathäusern war bald kein Raum für die Thiere, bald kein Futter zu haben u. s. f. Als ich, des Suchens müde, endlich vor das Haus des Adressaten eines meiner Briefe ritt, fand ich diesen nicht zu Hause und wurde an seinen Bruder gewiesen, der uns sammt den Thieren für gute Bezahlung aufnahm. Aber dieser edle Gastfreund machte etwas starke Versuche, mich bei einigen Einkäufen von Proviant u. dgl., bei denen ich ihn zu Rathe zog, zu be-

schwindeln, und als ich mich deshalb um Rath an den Adressaten meines anderen Empfehlungsschreibens wandte, fand ich bei diesem eine ausgezeichnet freundliche Aufnahme, welche zu guter Letzt doch noch einen Lichtpunkt in meine Erfahrungen von Huetamo brachte. Ich sollte mit Knecht und Thieren zu ihm übersiedeln, so lange als ich wollte in seinem Hause leben, das mir von einem Ende zum andern zur Verfügung stehe; seine Schwägerin bewillkommte mich nicht minder freundlich und nöthigte mich in ein kahles, aber kühles Staatszimmer, wo die landesübliche Chocolade servirt war. Von allen diesen schönen Anerbietungen konnte ich leider keinen Gebrauch machen, da die Abreise schon festgesetzt war, aber der freundliche Mann bewies mir in anderer Weise seine hülfsbereite Gesinnung, indem er zu meinem Quartierherrn ging und diesem den Kopf zurechtsetzte, was eine allgemeine Herabsetzung der Preise (der Mann hatte z. B. für 2 Hufeisen und Beschlag 1½ Peso verlangt) und eine kriechende Freundlichkeit zur Folge hatte. Ich verschmähe, seit ich diese Erfahrung gemacht, die mexicanische Gastfreundschaft nicht mehr, erkenne in ihr gegentheils, so weit meine Erfahrungen reichen, den ungetrübtest erfreulichen Zug, welcher dem Fremden in den Sitten dieses Landes entgegentritt. Man muss sich nur in Acht nehmen, dass man nicht an eigennützige Gesellen empfohlen wird; aber mit einem Brief an einen auch nur halbwegs anständigen Mann kann man der zuvorkommendsten Aufnahme sicher sein und fährt in jeder Beziehung besser, als wenn man aus übel angebrachtem Stolz sich ein bezahlbares Quartier suchen wollte.

Von Huetamo ging es wieder ins Gebirg hinein. Nicht in Thälern hinauf, wie bei uns, sondern über die Hügel- und Bergrücken weg und quer durch die Thäler führte dieser Weg. Da er nur ein Fusspfad ist, würde er in den Thälern minder sicher sein, weil deren Bäche und Flüsse von sehr wechselndem Wasserreichthum, von Stromschnellen unterbrochen und oft genug gerade in diesem Gebirge von steilen Felswänden eingeengt sind. Aber das Reisen wird hierdurch sehr erschwert. Am

ersten Tage ging es so beständig bergauf und bergab, dass man nicht eine Viertelstunde ohne Unterbrechung im Trab reiten konnte. Es kam noch die Unannehmlichkeit hinzu, dass dieser Weg gerade jetzt sehr unsicher war. Vor einigen Wochen waren auf der Strecke, die wir am zweiten Tage zu machen hatten, drei Kaufleute ermordet und ausgeraubt worden; ein einzelner Reisender hatte vor vierzehn Tagen ihr Schicksal getheilt, und noch waren die Sicherheitsbehörden der Missethäter nicht habhaft geworden. Das waren keine erfreulichen Aussichten. Indessen ging es uns besser, wir kamen unbelästigt durch, woran vielleicht auch der Umstand Schuld trug, dass wir die gefährlichsten Schluchten und Pässe an einem Sonntag passirten, an welchem, wie gewöhnlich, bedeutend mehr Leute unterwegs waren als an Werktagen.

Das Gebirgspanorama war an Ausdehnung und Grossartigkeit in dem Maasse gewachsen, als wir höher gestiegen waren. Erst war es durch die kürzeren Bodenwellen eingeengt, die den Blick beschränkten, und grössere Gipfel waren nur vereinzelt und zerstreut im Gesichtskreis aufgetaucht. Mählich waren jene Bodenwellen zurückgesunken und von Schlucht zu Schlucht, in die der Weg sich hinab- und hinaufgewunden, waren wir zu grösseren Ausblicken gelangt. Nun hoben sich lückenlos im ganzen Umkreis des Horizonts die kühnsten Gebirgsformen empor, und die Hochebene, welche von dem Punkte, wo wir standen, gleichmässig nach allen Seiten abzufallen schien (die tiefen Schluchten, die nicht fern waren, verdeckte nämlich die natürliche Zusammenschiebung beim Hinabblicken), giebt mit ihren gleichmässig gelben Grasfeldern, den vereinzelten Cactussäulen und den zartblätterigen Gruppen der Mimosen den einfachsten, ruhigsten Vordergrund. Wo sie nach dem Gebirgszuge zu, der uns am nächsten liegt, sich in bewaldeten Wellen und Hügeln zu erheben beginnt, wird sie von zwei Vulcanen durchbrochen, die dafür sorgen, dass dem grossartigen Bilde auch das Seltsame nicht fehle. Der eine ist ein flach und ganz regelmässig gerundeter Hügel, wie ein Ameisenhaufen, und wird von unzähligen

Furchen durchzogen, welche vom Gipfel nach dem Fusse laufen und durch dichtere Bebuschung oder vielleicht auch Bewaldung sich hervorheben; der andere hat steilere Wände, aber einen ganz gradlinig abgeflachten Gipfel, der ihm einen trapezförmigen Umriss giebt. Hinter diesen hebt sich eine langgezogene schräge Fläche aus dem Hügelland und gipfelt in einer Kante aus flachen Zacken, die mehr als das eigentliche Gebirge durch einförmige Wiederholung an eine Säge (Sierra) gemahnen. Zur Linken, nach Norden, fällt sie wieder langsam ab und lässt ein ferneres, höheres und steileres Gebirge hervortreten, dessen Kamm durch vorwiegend lang hinziehende Umrisse an die Form des Felsengebirges erinnert; aber tiefe Schatten, die mit scharfen Grenzen, oben schmal, nach dem Fusse zu verbreitert, seinen Abhang durchfurchen, deuten tiefe und zahlreiche Thäler an, und der dunkle, bläuliche Ton, in dem es steht, scheint von dichterer Bewaldung zu sprechen, als hier in der Nähe zu sehen. Zur Rechten aber erhebt sich das Südende jener Kette von Vorbergen zu einer kühnen Vereinigung von fünf schmalen, kegelförmigen oder spitzpyramidalen Felsgestalten, die wie ein Vorgebirg aus einer Felseninsel aus dem ferneren Hochgebirg in das Meer der Hügelwellen und der flachen Bodenformen der Hochebene hineintreten.

Diesem grossen Ausblick fehlt auch das Angenehme eines einladenden Ruhepunktes nicht. Nach scharfem Ritt, zu dem wir uns lange vor Sonnenaufgang aufgemacht haben, sind wir an eine Hacienda gekommen, deren Gebäulichkeiten verfallen und deren Garten ein verwühlter und sumpfiger Wohnplatz der Schweine und der unvermeidlichen Meute hungriger Hunde geworden ist. Weil die Mauern des Hauses, das einst ansehnlich gewesen sein muss, den Einsturz drohen, wohnt die Indianerfamilie in der Hütte, die in besseren Zeiten als Küche gedient hat. Doch sind das keine unheimlichen oder scheuen Wesen, wie die Bewohner der Ruinen zu sein pflegen, sondern sie gehören zu den freundlichsten und biedersten, bei denen ich noch eingekehrt bin. Ein

Mann, eine Frau und ein Kind in der Wiege sind die Bewohner. Nicht mit düsteren oder dumm-neugierigen Blicken, sondern mit offener Freundlichkeit begrüssen sie uns und thun ihr Bestes, uns wohl zu bewirthen. Kaum frage ich nach Milch, so geht der Mann um zu melken, während die Frau eifrig daran ist, die Maisfladen zu klatschen und trockenes Fleisch zu braten. Auch sind diese Leute nicht so hässlich, wie die Mischlinge in der Regel sind, sondern der Mann sowohl als die Frau zeigen sich als junge, hübsche Gestalten. Als das Mahl beendigt war, entschuldigte sich diese, dass sie nicht mehr habe bieten können und forderte nur die Hälfte von dem, was gewöhnlich für schlechtere Bewirthung geheischt wird. Der Abschied war so herzlich wie der Empfang und der Mann ging mit uns bis zum Fluss hinab, um eine gute Stelle zum Uebersetzen zu zeigen.

Endlich setzten wir den Fuss auf die letzte der Stufen, die zur eigentlichen Hochebene hinaufführen. Die Berge, die wir am Morgen am Nordhorizonte stehen sahen, sind nun so nahe, dass wir schon ihre Eichen- und Fichtenwälder unterscheiden und die reichere Cultur wahrnehmen können, welche bei grossem Wasserreichthum und dichterer Bevölkerung hier den vortrefflichsten vulcanischen Aschenboden ausnützt. Das Band der hellbläulich grünen Zuckerrohrfelder, das fast ununterbrochen am wasserreichen Abhang hinzieht, ist ein Anblick, der mir in diesem Lande neu ist; es ist die erste ausgedehnte Culturfläche, die ich in Mexico sehe. Auch die steinerne Brücke, über die wir in das erste Dorf am Fuss des Gebirges, Chubio, einziehen, ist, wunderbar zu sagen, die erste, die ich in Mexico beschreite. Ich habe nun doch schon erhebliche Strecken des Landes durchzogen und bin nirgends einer Brücke begegnet. Diese ist die erste, aber ehe wir am Abend in Tacamparo anlangten, kamen wir noch über zwei andere, wenn auch weniger solid gebaute; da zudem die Häuser nun viel besser (aus Bruchstein oder Lehmziegeln) gebaut und häufig mit Ziegeln bedeckt erschienen und da schon ganze Scharen woh' er, fröhlich und zum Theil wohlhabend aus-

schauender Menschen vorüberzogen, die von den Sonntags-Einkäufen in Tacamparo heimkehrten, sah ich mich plötzlich in eine ganz neue Umgebung versetzt, die auf die Wildniss der letzten Tage hin eines sehr wohlthuenden Eindruckes nicht verfehlte.

In Tacamparo, dem langersehnten Reiseziel der letzten drei Tage, führt mein Empfehlungsbrief mich vor eines der stolzesten Häuser, in dessen blumengeschmückten auf allen vier Seiten umbauten Hofe ein freundlicher Mann mich in feiner Weise empfängt. Knecht und Thiere werden in die Herberge gesandt und ich labe mich sorgenfrei an kühlem Gebirgsquellwasser und der üblichen Empfangschocolade. Der kurze Empfehlungsbrief bewirkt wieder Wunder; der Gastfreund, der noch nicht einmal meinen Namen aussprechen kann, behandelt mich wie einen Längstbekannten.

Wiewohl es schon dämmert, muss ich noch die Stadt sehen. Sie macht einen Eindruck von Wohlhabenheit, die Strassen sind reinlich und gut gepflastert, die Häuser in grösserer Zahl mit einem Stockwerk versehen und selten so ruinenhaft wie in anderen Städten. In so fern stimmt der Charakter der Stadt vollkommen mit dem ihrer Umgebung, welche wie gesagt besser angebaut ist als irgend eine Gegend, die ich bis jetzt in Mexico durchreist habe. Auch war die Plaza sehr belebt; Tische mit Speisen und Getränken, um welche zahlreiche Männer und Weiber bei greller Kienfackelbeleuchtung sich drängten, waren wohl zwanzig ausgestellt, und mehr wohlgekleidete Herren und Damen, als ich dem kleinen Städtchen zugetraut, spazierten unter den Hallen, die alle vier Seiten der Plaza einfassen. Meinem Gastfreund machte es Freude, mich Vielen von seinen Bekannten vorzustellen, und ich hatte nichts hiergegen einzuwenden, da die Leute ausnahmslos freundlich und gesprächig, wenn auch manchmal etwas gar zu aufdringlich und wortreich sind. Es war mir aber doch sehr wohl, als wir unsere Schritte wieder heimwärts lenkten, wo ein angenehmes Mahl uns erwartete, und unter Gesprächen, die für mich lehrreich waren, die süsse Schlafenszeit herankam.

Da Tacamparo in der jüngsten mexicanischen Geschichte durch einen Ueberfall berühmt ist, welchem ein paar Hundert Mann von dem belgischen Hülfscorps Maximilian's zum Opfer fielen, so war es natürlich, dass das Gespräch auf die Verhältnisse jener bewegten Jahre zurücklenkte, die durch so viele Nachwirkungen noch mit den Zuständen der Gegenwart verflochten sind. Es erstaunte mich nicht, als ich mehrfach ein Bedauern aussprechen hörte über den Fall des Kaiserreichs, denn ich hatte schon mehrmals auf meiner Reise und selbst schon ehe ich mexicanischen Boden betreten hatte, aus dem Munde von Mexicanern von Intelligenz und Bildung ähnliche Gesinnungen vernommen. Aber freilich war dies Bedauern hier und dort bedeutend gedämpft durch die Erkenntniss, dass eben so sehr die eigenen Fehler und Thorheiten, als die inneren Feinde die Monarchie in Mexico gestürzt haben, und dass jene es wahrscheinlich nie zur Aufrichtung eines wirklich festen und dauerhaften Baues hätten kommen lassen.

Fröhlichen Muthes wurde den nächsten Tag aufgebrochen, denn die Wüstenei lag hinter uns und das Reiseziel war nur etwas mehr als eine Tagereise entfernt. Der Anstieg auf die Hochebene wird nun langsamer, aber der Weg ist gut und Welle für Welle des flachhügeligen Bodens wird überstiegen, so dass wir uns bald mitten in dem dunkelwaldigen Gebirge finden, dem wir gestern zustrebten. Die Gegend ist belebt; es vergeht keine halbe Stunde, ohne dass man einer Schaar von 10 bis 30 bepackten Maulthieren oder Eseln begegnet, und an Reitern jeden Charakters und Fussgängern ist kein Mangel. Freilich stehen auch genug Häuser an der Strasse und giebt es noch einige ansehnliche Ortschaften zwischen hier und Morelia, welche das ihre zu dieser Belebung beitragen.

Als wir am Abend mehr als zwanzig Wegestunden und meist im Trab zurückgelegt hatten, waren die sechs oder sieben Stunden, die uns noch von Morelia trennten, zu viel für die Thiere, die auch am vorigen Tage einen kaum geringeren Weg gemacht hatten und nach zwei-

Tagen die Rückreise nach Westen wieder antreten sollten. Wir beschlossen also in dem Dorfe Santiago zu übernachten, welches malerisch auf einem Hügel inmitten einer sumpfigen Ebene liegt und nur durch eine niedrige Hügelkette von Morelia getrennt ist. Hier wurde uns ein grosses steinernes Haus als „*Mezon*“ angegeben, und als wir in dessen Hof eingeritten waren, fanden wir uns inmitten eines ziemlich ausgedehnten Complexes von Erdgeschossbauten, die meistens als Ställe für die zahlreichen Thiere der Arrieros dienten. Maulthiere wurden zur Tränke geführt, Arrieros und Knechte lungerten herum und Niemand kümmerte sich um uns, als wir absattelten. Nach längerem Suchen fand sich, dass ein Individuum, das tief in seine Serape vergraben an der Thür lehnte, ein Knecht des Hauses sei, und als ich dasselbe frug, wo ein Schlafraum für uns sei, ging er nach einer Ecke, nahm einen Besen und reichte ihn meinem Diener mit dem Bedeuten, dass er mit demselben sich das Zimmer neben dem Hofthor reinigen solle. Kein einziges Geräth stand in demselben, aber eine solche Menge Schmutzes lag und klebte umher, dass eine Viertelstunde Kehrens es noch nicht ganz gereinigt hatte. Ganz allmählich wurde ein Bettgestell und eine Strohmatte herbeigebracht und nach zwei Stunden weiteren Verzuges kam auch das Essen angerückt, das nicht viel besser war, als wir es in den ärmlichen Bauernhütten der Tierra Caliente gehabt hatten. Unterdessen hatte der Diener das halbe Dorf nach zwei Almud Mais für die Pferde absuchen müssen. Mit Behagen brachen wir am nächsten Morgen aus diesem unwirthlichen Hause wieder auf, überstiegen die Hügelkette, wo der Weg einem Felsenmeere glich, und sahen bald in weiter Ebene, die allerseits von Hügeln begrenzt war, unser Reiseziel Morelia vor uns liegen.

Morelia, die Hauptstadt des Staates Michoacan, (15,000 Einwohner) besteht aus einigen grossen, alten, steinernen Häusern und einer grossen Zahl von Lehmziegelhütten um sie herum. Jene stehen um die viereckige Plaza in der Mitte der Stadt, unter ihnen eine doppelthürmige Kathedrale von massivem mexicanischem

Typus. Die wenigen grösseren Handelshäuser der Stadt, der einzige civilisirte Gasthof, einige Verwaltungsstellen sind hier untergebracht, aber diese Steinbauten mit den dicken Mauern, den Säulen, den weiten Thoren und Höfen sind offenbar zu gross für die kleineren Bedürfnisse der heutigen Generation, sie waren auf grössere Verhältnisse berechnet, aber die Unzulänglichkeit eines heruntergekommenen Geschlechts gähnt aus ihren leeren Räumen, ihrer Verfallenheit. Die Strassen sind wenig belebt; das Treiben, welches auf ihnen sich bewegt, hat keinen Schein von dem regen, kräftigen und gesunden Leben unserer oder nordamerikanischer Städte. Es hat etwas Vegetatives, besonders in wirthschaftlicher Thätigkeit auf das Nothwendigste sich Beschränkendes. Der grösste Theil der Bevölkerung scheint sein Leben nur eben fristen zu wollen, ein armer Teufel lebt vom anderen und für keinen kommt viel dabei heraus. Es ist unglaublich, welche Masse von kleinen Kramlädchen, Schnapsschenkchen, Flickschuster- und Flickschneiderwerkstättchen eine solche Stadt in sich birgt. Die Inhaber dieser Miniaturgeschäfte haben natürlich Alle Ueberfluss an Zeit und sie lungern mehr als sie arbeiten. Jenes scheint die Regel, dieses die Ausnahme. Zwei ältere Damen mit Citronengesichtern, die unter Donnergepolter in einem Rumpelkasten von Wagen, unseren alterthümlichen Hochzeits- und Begräbnisskarossen ähnlich, in dem sie hermetisch abgeschlossen sassen, spazieren fuhren, waren die einzige irgend bemerkenswerthe Erscheinung, die ein langer Herbsttag in den Strassen Morelia's mir vor Augen brachte.

---

## VIII.

(Im Eilwagen. Nachtscene. Landschaft. Ein Almuerzo. Ein Nachtlager. Scenen am Weg. Militärische Escorte. Räubergeschichten. Der letzte Reisetag. Eilwagenpoesie.)

Von Morelia nach Mexico fährt jeden andern Tag ein Eilwagen (Diligencia), der diesen Weg in 38 bis 40 Stunden zurücklegt. Da der Weg beispiellos schlecht und viel von Räuberbanden heimgesucht ist, so wird nicht bei Nacht gefahren, sondern früh Morgens aufgebrochen und bis zur sinkenden Nacht gereist, wo dann Halt gemacht und bis zum nächsten Morgen ausgeruht wird. Man braucht also drei Tage, und ist froh, wenn man nach dieser Zeit mit heiler Haut und unausgeraubt in der berühmten Hauptstadt gelandet wird. Morgens um 3 Uhr weckt mich der Hausknecht, nimmt mein bisschen Gepäck und führt mich zur Hausthür, wo ein College von ihm mit riesiger Stalllaterne zur Escorte bereit steht. Dieser bemächtigt sich meiner Sachen und trabt voraus; ich folge ihm durch die stillen, dunklen Strassen, bis wo ein qualmendes Kienfeuer, das in einer Nebengasse angezündet ist, die Poststation anzeigt. Hier schlafen noch die Knechte am Boden unter dem Thorgang und das Ungethüm Postwagen steht mitten in der Strasse, lässt Ketten und Deichsel hängen und scheint eingeschlafen zu sein. Wie mich mein Führer mit seiner Laterne verlässt und ich auf- und abschreite, um mich in der Morgenkühle zu erwärmen, sehe ich vom andern Ende der Strasse ein Sternbild herwandeln: vier goldene Sterne und ein rother, die bald dem Orionsgürtel, bald dem Bären, bald dem Kreuze zu vergleichen sind. Da Schatten hinter ihnen an den Mauern hingleiten, sind es wohl körperliche Wesen. Richtig, sie treten auf wie Menschen und reden mit menschlichen Zungen; drei Menschen gehören zu jedem Stern und die Sterne sind Laternenlichter, die recht trüb hinter staubigen und zer-

sprungenen Scheiben glühen, da sie nun so prosaisch in eine Ecke zusammengestellt werden, während ein Dutzend Sterne siebenter Ordnung in Gestalt glühender Cigaretten im Munde von Männern und Frauen neu aufgehen. Es sind Damen in dieser Gesellschaft, die ungeduldig werden, an verschiedene Fenster und Thüren klopfen, die schlafenden Knechte mit Stöcken stossen, mit Spähnen aus dem Kienfeuer anleuchten und die eingenickte Kutsche mit Tasten und Schütteln, und unnützem Ein- und Aussteigen aufrütteln. Ein weiteres Sternbild von drei Laternen und sieben Schatten naht nun heran und alle Schatten lärmen, bis eine Thür sich öffnet, aus der reichliches Licht ausstrahlt, in dessen Glorie ein anderer Schatten erscheint, der *Carajo* und *Caramba* flucht. Man fürchtet sich indessen nicht und drängt sich in die Stube. Nun hört man auch die Pferde kommen, das Thor mit hartem Angelgeächz aufsperren und es wird schon angeschirrt. Bis Gepäck gewogen und eingeschrieben und manches Unnöthige weitläufig hin und her gesprochen ist, sind sie auch draussen fertig geworden. Nun kommt der Abschied mit den endlosen Umarmungen auf Distanz, wo sie sich kaum anders berühren, als dass sie sich mit den Händen gegenseitig auf den Rücken tätscheln. „*Vamos*“ brüllt der Kutscher und unterm Glockenschlag Vier und dem Gepfeif der Nachtwächter setzt mit schrecklichem Gerumpel der Wagen zur Fahrt an.

Es war ein netter Anfang, wie der schwere Wagen von den acht Maulthieren über das unglaubliche Pflaster Morelias geschleift wurde; er stiess und schwankte, dass man im Anfang mehr als einmal fürchten konnte, hinabgeschleudert zu werden. Als wir durch die Allee fuhren, die vor die Stadt hinausführt, kam noch die Qual der stachligen Mimosenzweige hinzu, die tief herabhingen und mich, der ich oben sass, höchst unsanft ins Gesicht schlugen. Ich hatte noch Wochen an Nase und Ohr die Spuren. Zum Glück verloren wir aber kurz vor der Stadt ein Stück vom Radschuh und durften pausiren, bis der Assistenzkutscher zurückgelaufen war und das Vermisste wiedergefunden hatte.

Jetzt waren wir auf dem freien Feld und der Weg war bald schlecht, bald etwas besser. Nachdem wir das Felsenmeer des ersten Strassenabschnitts hinter uns hatten, begann es bald zu dämmern und mit Wärme und Licht, die die Sonne brachte, wurde es behaglicher auf unserem hohen schwankenden Sitz.

Wenn die Gegend mehr Neues, Interessantes oder Anmuthiges geboten hätte, würde mir so die Fahrt am Ende noch ganz erträglich erschienen sein; aber der Theil des Landes, durch welchen unser Weg führte, ist einer der wenigst ansprechenden, weil einförmigsten und ödesten. Zwei Tage lang, von Morelia bis nach Toluca, blieb sich die Scenerie im Wesentlichen ganz gleich. Immer ging es zwischen Hügeln hin und über Hügel weg, die nur auf ihren Kuppen dicht bewaldet sind, während in den Ebenen, die zwischen ihnen liegen, der Feigencactus, die Maguey-Agave, einiges dürre Mimosengesträuch und dann und wann zerstreute Eichen von immergrünem, ölbaumartigem Typus vorherrschen. Nur einmal, als wir durch eine dichtbewaldete Schlucht fuhren, die den Zugang zu einer der höheren Stufen der Hochebene bildet, erfreute ein Bruchstück jener üppigen Vegetation das Auge, wie sie auf den eichen- und föhrenreichen Höhen der Küstensierra vorkommt.

Um 11 oder 12 Uhr des Mittags wird eine Stunde gehalten, um Zeit zum *Almuerzo*, zum Frühstück, zu geben. Es war am ersten Tag in einem kleinen Städtchen, das noch viel verfallener und öder aussah, als irgend eines, durch das ich bisher gekommen. Da die Mittagssonne heiss herabschien, waren nicht viele Leute in den engen Strassen, zwischen deren dicken Mauern es zu dieser Zeit warm wie an einem Ofen ist; nur ein Dutzend Bettler versammelte sich vor der Thür der Fonda und gaben unerbetene Segenswünsche zum Mahle. Die Speisen waren die gewohnten Producte der mexicanischen Küche, aber die eigenthümlich unlogische Art, in der das Essen vor sich ging, war mir neu. Um einen runden Tisch, der nicht für Alle Platz hatte, stand und sass die Gesellschaft und die Speisen wurden in grossen

Platten aufgetragen. Einer oder der Andere war wohl so höflich, Einigen vorzulegen, aber da dies ohne Reihe und Ordnung geschah, nahm sich häufiger Einer einen Teller, ging zu der Platte hin und holte heraus, was er wollte. Dabei war keine Secunde Ruhe, sondern beständig ging das Tellerwechseln, das Gefrage, das Bitten und Entschuldigen hin und her, und wurde so viel Höflichkeit ausgekramt, dass man nicht ruhig seinen Hunger stillen konnte, ohne ungeschliffen zu erscheinen. Bei allem Gerede blieb man aber am Ende ungesättigt, wenn man sich nicht selber versorgte.

Dieselbe Ordnungslosigkeit herrscht bei der Ankunft im Nachtquartier. Am ersten Abend kamen wir nach der Station Maravadio, wo zwei grosse Schlafsäle, einer für die Männer, der andere für die Frauen, eingerichtet waren. Es standen in dem ersteren zu wenig Betten, aber anstatt dass der Wirth seine Gäste gezählt und dann summarisch den Mangel ergänzt hätte, hatte einer nach dem anderen zu reclamiren, ehe er ein Bett bekam. Alle Viertelstunden wurde ein neues aufgeschlagen. Bei der dritten Reclamation rief er ganz ärgerlich: Wieviel sind's denn eigentlich? und ein Geistlicher von unserer Gesellschaft, der sich durch eine fast unnatürliche Unbeholfenheit auszeichnete, hatte noch keine Schlafstätte, als wir Anderen uns schon niedergelegt hatten Als ihm ein Bett aufgeschlagen war, was so langsam vor sich ging dass es ein gewöhnliches Maass von Geduld schon in den ersten Anfängen erschöpft haben würde, rief er ganz bescheiden: „Señores, ich werde dieses Bett hier mit Beschlag belegen, wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben!"

Am Nachmittag hatten wir in dem Städtchen Acamparo, das wir passirten, eine echt mexicanische Scene, welche die Oede des Weges erfreulich unterbrach. Hier war das Fest des Kirchenpatrons und eine Menge Volks wogte durch die engen Strassen und drängte sich auf der *Plaza*, in deren Mitte eine imposante zweithürmige Kirche steht. Es war gleichzeitig Jahrmarkt, auf dem freilich nicht wie bei uns Kleidung, Werkzeug und tau-

send nürnberger Kleinigkeiten feilgeboten wurden. Die Esswaaren spielten vielmehr hier die Hauptrolle und neben ihnen das Trinken.

Der zweite Tag war im Ganzen nicht verschieden vom ersten, doch merkte man die Nähe der Hauptstadt und der grösseren Orte, welche rings um sie liegen, an der wachsenden Belebung des Wegverkehrs, sowie an der wachsenden Unsicherheit, welche durch Cavalleriepatrouillen, die uns an verschiedenen Stellen für kurze Zeit das Geleite gaben, deutlich genug angedeutet war. Bei dem starken Personenverkehr nach und von der Hauptstadt und der Leichtigkeit, mit der die Räuber in ihr und ihrer volkreichen Umgebung sich verbergen und ihren Raub veräussern können, ist es nicht zu verwundern, dass gerade hier die Unsicherheit so gross. Wer mit Sprache und Sitten des Landes einiger Maassen vertraut, wird sich hier zu Lande um so sicherer fühlen und um so behaglicher reisen, je weiter er von den Mittelpuncten der „Civilisation" entfernt ist. Uebrigens sehen wir ja auch in Sicilien die Umgebung der Hauptstadt am ärgsten von den Räuberbanden heimgesucht.

Unsere Begleitpatrouillen nehmen übrigens ihre Aufgabe nicht so schwer; sie reiten vielleicht eine halbe Stunde mit, betteln sich dann ein paar Realen zusammen und kehren zurück. Sie scheinen weniger die active Abwehr als eine Fernhaltung der *Ladrones* zu bezwecken. Es zweifelt auch Niemand daran, dass beide Theile an Feigheit einander nichts nachgeben und wenn man daher auch dieser Escorte nicht um des Muthes willen vertraut, den sie etwa bei einem Angriff beweisen würde, so weiss man doch, dass ihre Erscheinung allein das andere feige Gesindel im Zaum hält, das vielleicht schon irgendwo hinterm Busch lauert. Der äusseren Erscheinung nach gehören diese Soldaten zum Schlotterigsten, Unmilitärischsten, was man sich vorstellen kann. Die meisten, ja fast alle, sind Indianer oder Mischlinge; sehen sie nicht bornirt aus, so haben sie irgend einen schurkischen Zug im Gesicht. Selten, dass Einer einen zuverlässigen, echt militärischen Eindruck macht. Dieses ist aber dann

wahrscheinlich ein Fremder, der von der Intervention her im Lande geblieben ist — durchschnittlich gleichfalls keine feine Sorte. Von dieser Art war der Sergeant, der die letzte Escorte führte, welche uns noch zwischen Tag und Dunkel bis gegen Toluca begleitete. Er war als desertirter badischer Soldat in der belgischen Legion herübergekommen, wurde von den Mexicanern gefangen und trat nach dem Krieg in ihre Armee ein. Den Leuten dieses Schlages geht es durchschnittlich noch schlechter, als sie verdienen, denn sie haben mit der niedrigsten Classe der Mexicaner zu thun.

Der Weg führte an diesem Tage mählig bergauf, und zwar meistens in der Weise, dass er weite Strecken über welliges Land hinlief, das theils mit Weizen und Mais wohlbebaut, stellenweise aber auch noch steinig und wüst war In diese Hochebenenabschnitte schoben sich von Zeit zu Zeit Hügelzüge mit Eichen und Föhren bewaldet, und gegen Abend, als wir uns dem Nachtquartier Toluca näherten, welches gegen 2700 Meter über dem Meere liegt, gesellten sich auch Tannen hinzu.

Am dritten Tage war der Weg nicht besser, die *Diligencia* selbst nicht geräumiger und nicht elastischer und die Gesellschaft nicht unmexicanischer, als an den beiden vorhergehenden. Aber man fühlte keine Beschwerden. Es ging vielmehr ein fröhliches zufriedenes Gefühl durch die ganze Gesellschaft, eine Art Feiertags- oder Samstagnachmittagsstimmung. In Toluca selbst hatte man schon die Nähe Mexico's, des Culturmittelpunktes der ganzen Republik, empfunden. Das Gasthaus war gut und voll Reisender, die aus der Hauptstadt kamen oder nach derselben gingen; man ass in einer Restauration, die in Einrichtung und Speisen sich etwas weniger mexicanisch gab, wie ähnliche Anstalten im Innern, und fand Zeitungen, die nicht ganz provinziell waren und einige neueste Nachrichten aus Europa und den Vereinigten Staaten enthielten. Dabei lag für den nächsten Reisetag nur eine verhältnissmässig geringe Strecke vor. Man brauchte nicht um 3 Uhr in der Frühe, wie heute, sondern erst um 6 Uhr zur Abreise bereit sein, durfte eine ziemlich

glatte Strasse erwarten und hoffte schon um 3 Uhr Nachmittags in Mexico anzukommen. An einem solchen Tage fühlt man doch wieder, welche Poesie diese alterthümliche beschwerliche Reiseweise birgt. Sie liegt freilich zu einem guten Theil in der Genügsamkeit, zu der man sich gezwungen sieht. Wenn man alle Ansprüche an Comfort aufgegeben hat, erlangt die kleinste Bequemlichkeit einen hohen Werth, und wenn man Wochen durch ein Land gereist ist, wo die Uncultivirtheit das Gefühl der Fremde bis zur Verlassenheit steigert, verklärt die Aussicht, sich einer Culturstätte zu nähern, wahrhaft poetisch alle Mühen. Ich habe seit frühen Jahren keinen Reisetag mit so froher Erwartung angetreten, wie den, der mich von Toluca nach Mexico führte.

Toluca liegt, wie erwähnt, bedeutend hoch, selbst höher als Mexico, und es ist kein Wunder, dass der Morgen unserer Abreise (21. November) einem deutschen Spätherbstmorgen an Frische nichts nachgab. Vom Schneefeld des Vulcans Nevado de Toluca (4652 Meter), der ganz nahe bei der Stadt sich mit zwei scharfen Kraterhörnern aus einer im Ganzen mehr flachen und breitverlaufenden Unterlage erhebt, wehte es fast schneidend frisch herab. Aber als wir die breite und glatte Strasse dahinjagten, die gegen den dunkelbergigen Rand des Thals von Mexico führt, kam schon die Sonne und thaute Alles rasch wieder auf. Grosse Hacienden mit schlossartigen Wohngebäuden und weitausgedehnten Ställen und Vorrathshäusern leuchteten fern und nah mit ihren weissen Mauern auf, und zum ersten Mal sah man hier die Felder der grossen starrblättrigen, graugrünen Agaven, des Maguey, in Menge. Es war die Zeit des Pulqueherbstes. Indianer mit Schläuchen auf dem Rücken liefen mit Saugröhren aus Kürbis von Stock zu Stock, sogen den süssen Saft aus und füllten mit demselben ihre Schläuche. Bald ging es steil eine Gebirgsstrasse hinauf und gegen Mittag standen wir auf der Passhöhe, die hier bis 3290 Meter mitten in den schönen dunklen Oyabel- oder Fichtenwäldern der Tannenregion gelegen ist. Hier steht, wo es gegen Mexico hinuntergeht, das

Denkmal des Sieges, den am 30. October 1810 auf diesem Passe der Pfarrer Hidalgo mit dem ersten mexikanischen Revolutionsheer über die Spanier gewann. In Kurzem sah man das Thal von Mexico mit seinen Seen und seiner thurmreichen Stadt und seinen zwei schneekronigen Thorwächtern Popocatepetl und Iztaccihuatl breit in der Tiefe liegen. Der Himmel war klar und Alles voll goldenen Sonnenlichtes.

---

## Das Thal von Mexico.

(Lage. Bodengestalt. Klima. Anbau. Landschaftlicher Charakter. Wassersgefahr.)

Das Thal von Mexico ist eine stark wellige Hochebene, welche durch eine Gabelung der Sierra (welche in diesem Theile ihres Verlaufes gewöhnlich Sierra de Anahuac genannt wird) entsteht. Am südöstlichen Rande dieses Hochthales nämlich, wo die zwei Riesenvulcane Popocatepetl und Iztaccihuatl zu 5400 und 5200 Meter Meereshöhe sich erheben, geht die Hauptkette der Sierra in einer spitzen Gabelung auseinander, um im Norden im weiten Bogen wieder zusammenzutreten. Das elliptische Hochthal, welches hierdurch gebildet wird, ist 73 Kilometer lang und 35 Kilometer breit und liegt durchschnittlich 2200 bis 2300 Meter über der Fläche des Meeres. Die Höhe der Stadt Mexico selbst beträgt rund 2250 Meter. Der Boden des Thales ist nicht eben. Hügelzüge, die sich in einem Falle bis zu 760 Meter über das Niveau des Tetzcocosees erheben, durchschnittlich aber nicht über 350 Meter erreichen, durchziehen es in mehreren Richtungen, und mehrere

vereinzelte kleine Vulcankegel erheben sich in demselben. Von hohen Bergen ringsum umgeben, sammeln sich die Gewässer der Bäche, welche dem Thale zufliessen, der Mehrzahl nach in einigen Seen, welche zusammen den siebenten Theil der Oberfläche des Thales einnehmen. Nur nach Norden fliesst ein Gewässer, der Rio de Tula, aus dem Thale hinaus. Die sechs hauptsächlichsten Seen oder Lagunas sind Tetzcoco, Chalco, Xochimilco, San Cristobal, Xaltocan und Zumpango. Von ihnen liegt der Tetzcoco, der niederste, nicht ganz zwei Meter tiefer als der centrale Theil der Stadt Mexico, während die anderen 3, 3½ und 6 Meter über dem Tetzcoco liegen. Von diesen sechs Seen hängen die von Chalco, Xochimilico und San Cristobal mit dem niedrigst gelegenen und grössten, dem Tetzcoco, zusammen, während die anderen isolirt sind. Ein alter Canal verbindet den Zumpango mit dem hinausfliessenden Rio de Tula.

Der Boden des Thales von Mexico besteht aus vulcanischen Gesteinen und deren Zersetzungsproducten und aus modernen Alluvial-Bildungen, wie Süsswasserkalk, Humuserde, Absätzen heisser Quellen u. dergl. Ein besonders breiter und noch wenig zersetzter Lavastrom ist vom Ajusco, einem alten Vulcane, der aus der westlichen Umrandung des Thales sich gegen 4000 Meter hoch erhebt, bis weit ins Thal hineingeflossen. Es ist das sogenannte Steinfeld oder Felsenmeer (Pedregal) von San Angel. Wo sich genügende Feuchtigkeit findet, ist fast aller Boden im Thale fruchtbar. Der felsige macht natürlich eine Ausnahme, und eben so jene Sanddünen, welche die salzigen Seen umgeben. Von den Seen sind nämlich die tiefstgelegenen, in denen das Niveau nur durch Verdunstung erhalten wird, salzig [6].

Das Klima des Thales von Mexico ist entsprechend der hohen Lage und der Bergumrandung vorwiegend trocken. Die mittlere Regenmenge beträgt im Jahr 25 P. Zoll, das Maximum 29, das Minimum 21. Die mittlere Zahl der Regentage ist 90, die Maximalzahl 97, die Minimalzahl 83. Die Regenmengen sind am grössten im Juli und August und am geringsten im Januar, der in vielen

Jahren absolut regenlos ist. Die Regenzeit währt vom Mai bis in den October, aber geringe Regengüsse sind schon im April nicht selten, und im November kommen oft noch vollständige Regentage vor. Die Vertheilung des Regens über die Jahreszeiten würde demnach der Hochebene zusammen mit den unversiegbaren reichen Wasserquellen der Randgebirge ein feuchteres Klima geben, als ihr einfach nach der Regenmenge zukommt, wenn nicht die hohe Lage und die trockenen Nord-, West- und Südwinde ihr ein ganz entschiedenes Hochebenklima verliehen, welches im Heruntergehen des Deluc'schen Hygrometers auf 15 und des Saussure'schen auf 42° seinen unverkennbaren Ausdruck findet. Die Durchschnitts-Temperatur schwankt um 20° C. Sie sinkt am kältesten Tage auf 12,5 und erhebt sich am heissesten auf 31° C. [7])

Unter solchen klimatischen Verhältnissen ist natürlich die Zahl der Culturpflanzen bedeutend beschränkt. *Maguey* (die Agave, aus welcher der *Pulque*, der Mezcal-Branntwein und grobe Gespinnstfasern bereitet werden) und Mais waren die beiden einzigen angebauten Pflanzen von hervorragender Bedeutung, welche die Spanier auf dieser Hochebene vorfanden. Sie gesellten ihnen vor Allem Weizen und Gerste, welche jetzt den Mais an vielen Orten verdrängt haben, und in die höheren Lagen am Abhange der Randgebirge haben sie selbst den Roggen eingeführt. Mit Ausnahme des Maguey bedürfen diese Culturpflanzen in fast allen Lagen hier der künstlichen Bewässerung. Dasselbe gilt natürlich von den Gartengewächsen, deren Anbau sich in den letzten zehn Jahren sehr gehoben haben soll. Die schwimmenden Flossgärten, auf denen die alten Azteken in ihren Lagunen Kräuter und Blumen zogen, sind noch nicht ganz verschwunden, aber die meisten sind schon lange von Gärten ersetzt, welche auf sumpfigem oder festem Lande angelegt sind.

Im Ganzen und Grossen macht das Thal von Mexico nicht den Eindruck intensiver Cultur, wie andere, ähnlich gelegene Landestheile. Es lässt sich z. B. nicht mit dem Thale von Oajaca oder dem

von Puebla vergleichen. Sein Boden ist zu ungleich, zu häufig von Felsen, Steinfeldern, Sümpfen, öden Salztriften durchsetzt, um eine so gleichmässig schöne Cultur zuzulassen, wie die genannten Hochthäler. Auch fehlt ihm fast jegliche Bewaldung. Gerade weil die Randgebirge noch immer mit einem so schönen Waldwuchs, vor Allem mit den mächtigen Oyabel- oder Fichtenwäldern, die fast an die californischen Nadelholzbestände erinnern, mit Föhren, Eichen, Buchen, Espen, Weiden bedeckt sind, macht beim ersten Herabsteigen die Waldarmuth der dürren und steinigen Hochebene fast einen wüstenhaften Eindruck. Man lobt wohl mit Recht den reizenden Anblick, den das Thal von Mexico bietet, wenn man es vom Abhange der Randgebirge aus übersieht, aber es ist nicht so sehr die Schönheit der Farbe als die der Formen, und zwar der mannigfaltigen und zum Theil grossartigen Formen, welche ihm diesen Reiz verleiht. Die beiden Schneeberge Popocatepetl und Iztaccihuatl würden in jede Landschaft einen grossartigen Zug bringen, aber der Ajusco und andere Gipfel des walddunklen Randgebirges heben sich auch nicht klein, und der erstere sogar in einer sehr originell schönen Form am Horizont herauf. Dazu die breite und doch nicht einförmig flache Erstreckung des Hochthales, welche mit Einem Blicke seine ganze wechselvolle Gestalt und Inhalt aufnehmen lässt, die breiten Spiegel seiner Seen mit ihren Inseln und vielbuchtigen Rändern, die zahlreichen Städtchen, Dörfer und einzelstehenden Haciendas, die Hauptstadt selbst, die vielthürmige, häuserreiche — es ist ein erfreulich reiches Bild, originell wie wenige, unvergesslich. Aber man wird es wahrscheinlich im Sommer oder Herbst sehen müssen, zur Zeit der befruchtenden Regen, um es mit Bayard Taylor für einzig, unvergleichlich zu halten. Dann mag wohl frisches Grün genug sich über den Staub, Sand und die Steinfelder gezogen haben. Mir haben dieselben jederzeit, wenn ich auf das Bild hinsah, allzuscharfe gelbe und dürrbraune Töne hereingebracht. Wohl milderte sie wieder der dunkle Rahmen der Bergumgebung, aber es sind doch

immer keine Paradiesesfarben, die so laut von neuvulcanischem Felsgestein, Sand und Dürre reden.

Dieses originelle Stücklein Erde müsste nicht in Mexico liegen, wenn es von Erdbeben verschont sein sollte. Es hat nicht selten von dieser unheimlichen Landplage zu leiden, und wurden z. B. zur Zeit meiner Anwesenheit in der Hauptstadt zwei Stösse empfunden, welche stark genug waren, um das Volk in den Strassen zum Niederknieen und Beten zu bewegen. Aber es ist zum Glück kein Erdbebennest wie Oajaca oder Guadalajara; denn die merklichen Erschütterungen sind nicht allzuhäufig und es hat in historischer Zeit kein zerstörendes Erdbeben erlebt. Selbst die heftigen Eruptionen, die den so nahen und mächtigen Popocatepetl noch im siebzehnten Jahrhundert erschütterten, haben der Hochebene von Mexico keinen Schaden gebracht. Dagegen ist sie einer Gefahr anderer Art, einer Wassersgefahr, ausgesetzt, deren Eintreten schrecklichere Folgen nach sich ziehen könnte, als irgend eine, die vom unterirdischen Feuer droht. Ich sagte Eingangs bei der Beschreibung der Hochebene, dass nur einer von ihren sechs bedeutenderen Seen tiefer als die Stadt Mexico, alle anderen dagegen erheblich höher liegen, und dass von diesen fünf hochgelegenen drei in Verbindung stehen mit dem einen tiefliegenden, dessen Spiegel indessen selbst nicht mehr als gegen zwei Meter unter dem Durchschnittsniveau der Stadt liegt. In starken Regenzeiten, wie sie alle paar Jahre wiederkehren, werden bereis viele Strassen bis zur Unpassirbarkeit überschwemmt durch den langsamen Abfluss, den das Regenwasser nach denjenigen Theilen der Hochebene findet, welche noch tiefer als Mexico liegen. Schwellen jedoch die Wasser des Tetzcocosees durch ungewöhnlich reichlichen Zufluss aus seinen Nebenseen und vielleicht bei gleichzeitig starken Regengüssen an, dann ist Mexico von einer grossen Ueberschwemmung bedroht. Und dies ist nicht etwa nur Hypothese, denn aus dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert haben wir sichere Berichte von solchen ausserordentlichen Ueberschwemmungen, welche in Kürze die ganze Stadt unter

Wasser setzten. Schon Aztekenfürsten hatten ihr heiliges *Ten ochtitlan* gegen den höher gelegenen nördlichen Theil der Hochebene durch Dämme zu schützen versucht. Die Spanier dagegen fassten nach der fürchterlichen Ueberschwemmung von 1607 den Plan zu einer durchgreifenderen Abhülfe, und liessen 1608 in Zeit von 11 Monaten durch 15,000 Indianer einen Canal graben, der aus dem höchstgelegenen und gleichzeitig wasserreichsten Hochebenensee, der Laguna von Zumpango, den Wasserüberfluss nach dem Thale von Tula ableitete. Unter Umständen, die für die Verlotterung der spanischen Administration überzeugende Beläge geben, verfiel dieser Canal und erst in den letzten Jahren ist die Frage des *„Desague"*, der Entwässerung der Hochebene, wieder ernsthaft erörtert worden. Die Gefahr ist freilich nicht mehr so gross wie vor 200 Jahren, denn die Hochebenenseen sind durch Dämme zurückgedrängt, aber schon allein die Gesundheit der hauptstädtischen Bevölkerung erheischt Abhilfe gegen die alljährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen.

---

## Verschiedenes über Mexico's Umgebung.

### I.

(Chapultepec. Der Park. Historische Erinnerungen. Gärten in der Stadt. Häusliche Blumenzucht.)

Mexico liegt auf einem der niedersten Punkte des Beckens, welches man als Thal oder Hochebene von Mexico bezeichnet, in einer Niederung, die noch vor 300 Jahren See war; es ist deshalb nicht zu verwundern, dass seine nächste Umgebung ziemlich flach ist. Im Umkreis einer deutschen Meile ragt nur Chapultepec über die Ebene hervor und ruft in der

inselartigen Isolirtheit, mit der sein Hügel, waldgrün und schlossgekrönt, sich erhebt, noch immer die Erinnerung an vergangene Zeiten wach, in denen es eine Insel unter vielen im Tetzcocosee war. Jetzt ist es nur noch eine Insel von erquickendem Schatten im Sumpf und Staub der Niederung. Um das Schloss, das dort gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts der Vicekönig Galvez erbauen liess, steht ein Park prachtvoller Cedern von der Art *Taxodium Mexicanum,* der auch der Riesenbaum von Tule (s. u.) angehört. Meist sind es knorrige Gestalten mit riesig dicken Stämmen und seltsam verwickeltem Astwerk, wie alle Taxodien es gern sind. Ungeheuere Massen spanischen Baummooses *(Tillandsia),* hier Eno genannt, hängt an ihnen von allen Aesten und Zweigen bald in Schleiergestalt, bald in duftigen Stalactitenformen, bald wie Fäden, lockere Taue, Guirlanden von Ast zu Ast geschlungen. Im Februar und März kommen Blüthchen von grünlicher Farbe hervor, deren Duft, ein Gemisch von Maiblumen und Vanille, lilienhaft süss über dem Garten liegt. Es fehlt in demselben auch nicht an Blumengruppen, in denen der Fremde, dem die Triebkraft noch unbekannt ist, die die Tropensonne selbst in dieser Höhe entfaltet, mit Erstaunen die kräftigen Stämme, den Blumenreichthum und die glühenden Farben der üppig aufschiessenden Geranium- und Fuchsiasträucher wahrnimmt. Die Leute hier sollen der feurigen Farbe der Geranien und anderer grellrothblühenden Pflanzen einen schädlichen Einfluss auf die Sehkraft zuschreiben und man begreift allerdings bei einem solchen Anblick, dass diese Furcht nicht ganz unbegründet sein mag.

Durch diesen Garten steigt man zum Schlosse hinauf, von dessen Thurm das Auge eines der schönsten Landschaftsbilder umfasst, die die Umgegend von Mexico bietet. Das Schloss an sich ist nicht bedeutend, zumal es jetzt recht verfallen aussieht. Die Militärschule hat in ihm ihren Sitz aufgeschlagen, und man reisst gegenwärtig Einiges ein und baut Anderes auf — beides, wie es mir schien, mit keinem klaren Zweck und nicht zum Vortheil des Ganzen. Mancherorts sieht man noch die

Spuren americanischer Kugeln, denn im September 1847 wogte um diesen traulichen Fleck Erde ein blutiger Kampf. Er endigte bekanntlich mit einem Siege der Amerikaner, die mit Chapultepec den Schlüssel zur Stadt in Händen hatten und bald darauf ihren Einzug in dieselbe hielten. Maximilian weilte hier oft und mit Vorliebe. In einem kleinen Landhause zwischen Chapultepec und Mexico wohnte er, nachdem er dem unverantwortlichen Rath gefolgt war, der ihn den Entschluss zur Rückkehr nach Europa noch auf dem Wege nach Veracruz hatte aufgeben lassen. Er erfuhr hier, dass das Versprechen einer Geldhülfe von Seiten der Geistlichkeit, welches ihn vorzüglich zum Bleiben bewogen hatte, ein leeres Wort gewesen war, und fasste darauf den verzweifelten Entschluss, sich nach Queretaro zu werfen. Der breite Reitweg, welcher von Chapultepec nach Mexico führt, ist eines der verdienstvollen Werke, mit denen Maximilian die Hauptstadt beschenkte. Hart daneben sieht man noch deutliche Spuren der Belagerungsarbeiten, welche die Liberalen ausführten, als sie nach dem Fall und Tod des Kaisers Mexico einschlossen. Die Seele der zähen Vertheidigung war das Häuflein Oesterreicher, der Rest der Legion. Es geschahen damals kühne Thaten, die freilich gleich so manchen anderen denkwürdigen Leistungen dieser Kerntruppe, durch die Erfolglosigkeit der ganzen Unternehmung in Vergessenheit gerathen sind. Ihre Geschichte wird hoffentlich noch geschrieben werden, ehe es zu spät ist. Sie ist ein schönes Blatt deutscher Soldatengeschichte und muss jedes Herz erwärmen, das je einmal unter einem zweifarbigen Rock geschlagen hat.

Einen Büchsenschuss über Chapultepec hinaus liegt Tacubaya, wo viele wohlhabendere Familien der Hauptstadt ihre Landwohnungen haben. Die Bauart der meisten Häuser erinnert indessen mehr an die Wohnhäuser wohlhabender Bürger in hiesigen Landstädten, als an Villen, wie wir sie an solchen Orten zu sehen gewohnt sind. Das heisst, sie sind mehr breit und niedrig angelegt, nach aussen wenig verziert, mehr nach innen, nach dem kühlen Hof zu gewandt. Am interessantesten sind hier wieder

die Gärten, in denen die Gunst des Klimas und die reichen Pflanzenschätze des Landes nicht so unverwerthet geblieben sind, wie in manchen hauptstädtischen Gärten. Indessen vergleichen sie sich noch lange nicht zwei Gärten, die ich jüngst gesehen habe. Der eine ist in der Hauptstadt und der andere liegt in einer Schlucht bei Tetzcoco bei einer Mühle, die nach ihm *Molino de Flores* genannt wird. Jener imponirte mir durch seinen Reichthum, während mir dieser durch seine pittoreske Lage gefiel; an beiden war die schönste Ordnung und Reinlichkeit zu loben. Beide Eigenschaften sind hier selbst in den Räumen, die die Menschen bewohnen, so selten, dass sie im höchsten Grade wohlthuend wirken, wenn sie sich gar über die weiten exponirten Räume eines Gartens hin geltend machen.

Der Garten in der Hauptstadt, den ich meine, ist früher Klostergarten gewesen, weshalb noch immer hohe Mauern und an zwei Seiten Säulengänge ihn umgeben. Er ist gleichzeitig Handels- und Ziergarten. Manches Kleinod der mexicanischen Pflanzenwelt, nach dem man draussen in den Wäldern lange vergebens suchen kann, ist hier zu sehen. Besonders reich ist die Sammlung der Orchideen, welche, theils in einer offenen Halle, theils in einem Glashaus zusammengestellt ist und mehrere Hundert Arten umfasst. Die meisten stammen aus den Eichenhainen von Orizaba, Cordoba und Guernavaca, wo sie theils durch die Gärtnergehilfen, theils durch Geschäftsfreunde, theils durch Indianer gesammelt werden. Ich möchte jedem Pflanzenfreund die Freude gönnen, in diese Halle einzutreten und die Reihe der Orchideen durchzugehen, welche an Täfelchen aus Eichenrinde hier an der Wand hangen. Fast alle gedeihen, viele sind in Blüthe, und das geschieht ohne den Apparat von Schutz, ängstlicher Fürsorge und Förderung, die unseren schönsten Orchideenhäusern doch immer etwas von dem verleihen, was im üblen Sinne „Treibhauscharakter" genannt wird. Hier ist nichts Spitalartiges, sondern die herrlichsten, seltensten Gebilde freuen sich fast derselben freien Entwickelung wie in der Natur draussen. Es liegt hierin

ein grosser Vortheil, den die hiesigen Gärtner und Blumenfreunde über ihre deutschen Collegen haben. Ihr Geschäft oder ihre Liebhaberei macht ihnen weniger Mühe und Sorge und lohnt sie doch reichlicher, als es dort der Fall, und auf diese günstigen Bedingungen mag wohl zu einem grossen Theil die erfreuliche Erscheinung zurückzuführen sein, dass man hier selten in einen Hof oder auf einen Corridor tritt, wo nicht Gruppen von Zierpflanzen die kahlen Mauern verhüllen. Würde man statistisch berechnen können, wie viel Blumenstöcke auf jeden Kopf der Bevölkerung kommen, so würde wahrscheinlich Mexico in diesem Punkte an der Spitze aller grossen Städte stehen. Ich habe früher erwähnt, wie die Bauart der Häuser die Aufstellung solchen Schmuckes erleichtert. Auch das abgeschlossene häusliche Leben der Frauen wirkt fördernd auf die Blumenzucht zurück, denn diese ist eine der wenigen Beschäftigungen, denen sie in ihrem engen Kreis mit Liebe und Fleiss nachhangen, und schöngehaltene Blumen gehören zu den Dingen, auf die sie stolz sind. In diesen Gruppen, die besonders die Corridore schmücken, begegnen wir manchen alten Bekannten, wie Geranien, Fuchsien, Begonien, Heliotropen, Reseden, Callas, selbst Pensées und Levkojen. Auch die kleinen Pomeranzen- und Gummibäumchen sind hier so beliebt wie bei uns. Aber etwas Neues sind Orchideen des Landes, die in durchbohrten Cocosnussschalen von der Decke hangen, Bromelien mit feuerrothen Schuppenkolben, aus denen veilchenblaue Blüthen kommen, alle Arten kleine Palmen, Yuccen und Agaven. Auch Bärlappe und Farne aus den Wäldern der Tierra Caliente sind hier zu sehen. Von Decke und Gittern hängt jenes spanische Moos, das Eno, in silbergraugrünlichen Zöpfen und Bändern. Gerade wie in den Gärten begegnet man hier wohl auch mancher Pflanze, die man sonst nicht unter den Zierpflanzen sieht — vielleicht einer ungefüllten Dahlie oder Zinnie, oder einer grossblüthigen Distel, die man draussen im Gebirge zufällig gefunden und hierher verpflanzt hat. Einige Töpfe mit Küchenkräutern pflegen in diesen Hausgärtchen nicht zu fehlen. Es ist in vielen

Familien schon aus praktischen Rücksichten nothwendig, ein kleines Blumengärtchen im Hause zu haben, denn die Damen wollen jeden Tag frische Rosen im Haar tragen, und diese sind trotz der reichen Blumenmärkte nicht immer zur Hand, wenn man sie gerade haben möchte. In dieser Hinsicht bleibt die Blumenzucht hier kein so abstractes Vergnügen, wie bei uns. Die Kinder Florens werden zum schönsten Zwecke erzogen. Einer meiner Bekannten zog mit vieler Mühe ein paar japanische Prachtlilien; seine Töchter schmückten mit den Blüthen an einem Ballabend ihr dunkles Haar, und er fühlte sich königlich belohnt, als sie mit dem seltenen Schmuck den Neid ihrer Genossinnen erregten. Bei uns würden wohl wenig Blumenfreunde selbst ihren Lieblingstöchtern solche Eingriffe in ihren Flor gestatten, aber freilich sind hier die Blüthen überhaupt nichts so Kostbares, da man sie mit ein bischen Mühe das ganze Jahr hindurch haben kann. Die höchsten Preise erzielen gewisse Nelken von zarten Farben, z. B. rahmgelbe, welche die Stutzer im Knopfloch tragen. Diese wurden im April, wo die Nelken schon massenhaft kommen, noch um einen Realen (1/2 M.) in den Strassen von Mexico verkauft.

---

## II.

(Die Ruinen von Tetzcoco. Landschaftlicher Charakter der Hochebene.)

Ein Berg bei Tetzcoco trägt unten und oben und auf allen Seiten Trümmer von Bauwerk aus der Blüthezeit der indianischen Cultur. Dieselben sind in der Weise vertheilt, dass sie in Zwischenräumen einem Wege entlang stehen, welcher vom Fusse des Berges zum Gipfel in einer Kreiswindung sich hinaufzieht. Der Gipfel scheint die ausgedehntesten Baulichkeiten auf breiter, mörtelbelegter, fein geglätteter Plattform getragen zu haben, und nach aztekischer Sitte wird dieselbe der Götzenverehrung gedient haben; die Monumente am Wege

scheinen hingegen gewisser Maassen vorbereitende Heiligthümer darzustellen, ähnlich wie in katholischen Ländern oft an Bergwegen die Leidensstationen in aufsteigender Folge dargestellt sind, bis sie auf der Höhe in einer Capelle oder Kirche gipfeln. Hier sieht man denn zuerst eine viereckige Nische von sechs Schritt Breite in den Felsen gebrochen, ihren Eingang von beiden Seiten durch dicke Mauern bis auf ein Thürlein verschlossen. Zwischen dieser Mauer und der Nische ist eine Art Vorhof, denn die letztere liegt etwas zurück und höher und man steigt auf vier unvollkommenen schrägen Felsstufen zu ihr empor. Von diesem Vorhof ist jederseits wieder ein kleiner viereckiger Raum durch Seitenmauern abgetrennt. Auch die Nische ist zum Theil ausgemauert und vor ihrer Hinterwand erhebt aus dem Fussboden sich ein flaches Postament von vier Zoll Höhe, das gleichfalls aus den Felsen gehauen ist. Der Boden ist mit weissem Mörtel belegt und geglättet. Etwa 50 Schritt weiter oben folgt ein zweiter, ähnlicher Bau, der aber zum Theil durch Schatzgräber zerstört ist, die in die Hinterwand der Nische einen breiten Stollen gebrochen haben, um Schätze zu suchen, die der letzte König von Tetzcoco hier vor den Conquistadoren verborgen haben soll. Eine dritte Nische, die weiterhin folgt, ist besser erhalten. Sie gleicht im Ganzen nach Form und Einrichtung den beiden ersten, ist aber ausgezeichnet durch die Reste zweier aus dem Felsen-Hintergrund gehauener Bildsäulen, die freilich in den wesentlichen Theilen durch Absprengung zertrümmert sind, aber einige Stücke noch erkennen lassen. Man sieht die Füsse mit kenntlich ausgearbeiteten Zehen und Sandalenbändern, sieht Gewandfalten, sieht Spuren der gebräuchlichen bolusrothen Bemalung und in den Trümmern, die am Boden liegen, Gewandverzierungen, welche darauf hindeuten, dass das Ganze nicht ohne Feinheit ausgearbeitet war. Diesen Resten nach zu urtheilen, waren die beiden Figuren in einem kräftigen Hochrelief herausgehauen und dürften mindestens 9 Fuss hoch gewesen sein. Auch hier Mauerwerk, Stufen und geglätteter Mörtelboden. Etwas zur Seite und abwärts

ist der Kamm eines mächtigen Felsblocks zu einem liegenden, eidechsenartigen Thier umgearbeitet, dessen mächtige Formen weithin sichtbar sind. Geht man weiter, so kommt man an eine Rinne, die fein in das Gestein gehauen ist und zu einem zierlichen Felsbecken, einem Bade führt, in welches man auf fünf Felsenstufen hinabsteigt. Es ist kreisrund und glatt ausgehauen, und aus zwei Felsen, die über die beiden Seiten desselben hervorragen, ist jederseits ein sitzender Frosch, 1½ Fuss lang, im Uebrigen ganz lebenswahr ausgehauen. Einer der Frösche ist abgesprengt und hinabgestürzt und liegt etwas weiter unten am Abhang. Als wir hinabstiegen, ihn zu sehen, fanden wir prächtige Hyalinkrusten auf Porphyrblöcken. Etwas tiefer als dieses liegt gegen Süden zu ein zweites Bad mit ähnlicher Cisterne von 5 Fuss Durchmesser undetwa 9 Fuss Tiefe. Ausgehauene stufenartige Sitze umziehen dasselbe und eine Treppe von 30 Stufen, die in einen einzigen Felsen gehauen ist, führt zu demselben hinab. Auch hier sind schön gearbeitete Rinnen mehrfach zu sehen. Auf dem Gipfel des Berges ist endlich wiederum ein Felskamm durch sorgfältige Behauung zu einem liegenden Thier umgearbeitet und ringsum ist der Boden durch Mörtelbelag und theilweise Mauerung zu einer breiten Plattform geglättet. Da dieser Hügel einer der Vorberge des östlichen Randgebirges der Hochebene ist, sieht man von diesem Gipfel nach Osten in die walddunklen höheren Gebirge hinein und hat im Norden, Westen und Süden die gelbe Hochebene vor sich, aus welcher unter bräunlichem Nebelschleier der breite Spiegel der Lagune schimmert.

Dies ist die grösste der Lagunen im Thale. Der Vorstellung, die man zu ihrer Betrachtung mitbringt, entspricht ihr Bild in Wirklichkeit sehr wenig. Keine Palmen, wie man träumt, selbst keine Föhren oder Eichen spiegeln sich in dieser weithin gestreckten breiten, flachen Flut. Sie hat nichts von dem anheimelnden Reiz, den wir in der Erinnerung an heimathliche Seebilder den Landseen gern leihen mögen. Sie erinnert vielmehr an eine Bucht des Meeres, welche von Sand-

ufern eingeschlossen und von Sandbänken seicht gemacht ist.

Wasserreichthum und Dürre bestimmen überhaupt auf der Hochebene von Mexico in seltsamer Vereinigung den landschaftlichen Charakter. Lagunen, Sümpfe, zahllose Tümpel und Wassergräben wechseln mit steinigen Hochflächen und haideartig dürren Strecken ab. Doch überwiegt der dürre Charakter, weil in dieser Höhe die Luft so trocken ist, dass sie der Vegetation fast denselben starren, saftlosen Typus verleiht, welchen wir von den Hochprairieen Nevadas und Colorados und in minderem Grade von den regenarmen Strecken am Stillen Meere kennen. In dieser Luft und diesem Boden gedeiht nur ein einziger Baum häufig und mit einer gewissen Ueppigkeit. Es ist der sogenannte Perubaum (Arbol de Peru, eine Piperacee [8]), ein Baum von weidenartiger Gestalt, mit kleinen, schmalen, hellgrünen Blättern, welche in lockerer Fiederform an hängenden Zweigen stehen. Von fern sieht mancher von diesen Bäumen völlig trauerweidenartig aus, aber in der Nähe verrathen Blüthen oder Früchte, die zu keiner Zeit des Jahres mangeln, den tropischen Charakter.

Die Früchte stehen in Trauben, sind so gross wie kleine Kirschen und im reifen Zustande brennend roth. Der Baum wird durchschnittlich nicht über 10 Meter hoch und bildet selten eine eigentliche Krone, sondern entsendet seine dichtbelaubten Zweige schon hart über der Wurzel, so dass er ähnlich etwa wie unsere Erlen, meistens halb strauch-, halb baumartig erscheint. Von den feuchten Niederungen und den Ufern der Wassergräben abgesehen, wo auch noch Weiden und Espen sich einfinden, ist auf der ganzen Hochebene dies die einzige baumartige Erscheinung. Gegen Puebla hin wird freilich auch die mexicanische Cypresse häufig, welcher man in der näheren Umgebung Mexicos selten begegnet. Aber auch sie kann es nicht zur Baumgestalt bringen, und indem das Uebermaass der Trockenheit und Hitze hier ähnlich verkümmernd wirkt wie die Kälte und die Schneemassen in den Hochgebirgen, sehen wir diese

Cypressen oft fast krummholzartige und jedenfalls nur kleine, magere, strauchhafte Formen annehmen. Dasselbe geschieht mit Föhren, die in derselben Gegend zerstreut wachsen. Eigentliche Wälder sind der Hochebene versagt und beginnen erst in den Thälern, welche in die Randgebirge hineinziehen. Diese zwerghaften, halb strauchartigen Bäume stimmen in so fern ganz gut zu den Agaven und Nopalen, die ebenfalls nicht anders als zerstreut wachsen. Das graue oder braune Erdreich wird nirgends von ihnen verhüllt, wesshalb ein wüstenhafter Zug in diesem Landschaftsbilde nur da nicht hervortritt, wo die Cultur den natürlichen Charakter durch künstliche Bewässerung verändert hat. Von den zwei Hauptfrüchten bedarf der Weizen fast immer der Bewässerung, während der Mais ohne sie fortkommt, wenn er so früh in der Regenzeit gesetzt wird, dass er noch anzuwachsen vermag, so lange genügende Feuchtigkeit vorhanden.

---

## Mexico, die Hauptstadt.

### I.

(Allgemeiner Charakter, Anlage und Bauart. Die Strassen. Die Wohnhäuser. Der Palast. Einige Betrachtungen.)

Mexico hat leicht schön sein. Wenn der Rahmen prachtvoll ist, schaut man nicht so genau auf das Bild. Wenn aber das Bild so beschaffen, dass es auch einiger Maassen, und wenn auch wenig, ohne Rahmen wirkt, dann reflectirt die grössere Schönheit auf die mindere, und wenn das Auge von einer zur andern schweifen kann, fühlt man sich bald da, bald dort wohlthuend angeregt. Bis zu einem gewissen Grade hat Mexico diesen Vortheil. Zwar im Anfange will das Innere der Stadt gar nicht recht behagen, da Schmutz, Zerrüttung, Aermlichkeit aus gar so vielen Winkeln schauen, da die

Strassen alle so eng, da die imposante Lebensader, die reiche, breite, belebte Hauptstrasse fehlt, die wir an keiner Stadt vermissen mögen, welche Anspruch auf Bedeutung macht. Mit der Zeit verwindet man Einiges von dem ersten ungünstigen Eindruck und lernt besonders die Fülle pittoresker Elemente im Leben dieser Hauptstadt schätzen. Gefällt das Aeussere der Häuser nicht, so kann man doch nicht umhin, ihr Inneres, ihre kühlen, hochumrahmten Höfe und Gärten, die breite Geräumigkeit, die Luft und Licht übergenug einlässt, praktisch, ansprechend, oft selbst schön zu finden. Einigen monumentalen Bauten ist ein grossartiger, imposanter Charakter nicht abzusprechen. Die Blumen- und Fruchtmärkte gehören zu den reichsten, die man in den Tropen findet. Die Schönheit der menschlichen Gestalt ist vorab in vielen Weibern der höheren Stände in gesundester Harmonie und Fülle ausgebildet. Was wäre nicht alles noch aufzuzählen? Man müsste ein Hypochonder sein, oder aber mit einem Geruchsorgan von krankhafter Empfindlichkeit begabt sein, wenn man nicht am Ende trotz aller Schattenseiten diese Stadt als eine höchst anziehende und interessante Erscheinung anerkennen würde.

Dass Mexico eine der ältesten von Europäern gegründeten Städte in America ist, würde ihre Anlage nicht vermuthen lassen, denn ihre Strassen sind mit verschwindenden Ausnahmen schnurgerade ausgelegt und die Häuser sind fast alle rechteckig oder quadratisch. Nur dass die Strassen meistentheils viel enger sind, als der heutige Verkehr und auch der Geschmack und die Rücksicht auf die Gesundheit verlangen, erinnert daran, dass viertehalb Jahrhunderte an ihr vorübergegangen sind. Sind doch die Spanier schon damals nach gesunderen Principien verfahren als die Nordeuropäer. Sie liessen es nicht an öffentlichen Plätzen fehlen, und sorgten in ihren Hausbauten für Luft und Licht, indem sie mit derselben Vorliebe breit und geräumig bauten, mit der man damals und noch so lange nachher bei uns eng und winkelig in die Höhe strebte. Das milde Klima

machte ihnen dies freilich leichter möglich. So hat denn auch Mexico seine schöne *Plaza,* seinen Stadtpark und seine *Paseos* oder Promenaden, und für die Enge seiner Strassen bieten im Innern der Häuser die selten fehlenden Höfe einigen Ersatz. Es giebt da und dort in der Stadt Strassen, die 30 Schritt breit sind, aber die meisten, und gerade die belebtesten Geschäftsstrassen haben nicht mehr als 15—20 Schritt Breite. Es würde auch dies weniger empfindlich sein, wenn gehörig für Reinhaltung gesorgt würde; aber in dieser Hinsicht steht selbst Neapel weit über Mexico. Nicht blos die Strassenreinigung ist sehr unvollkommen, sondern auch in den Häusern, welche vom niedrigeren Volk bewohnt werden, herrscht ein Schmutz, der mit Gestank und Abfällen aller Art sich bis auf die Strassen hinaus geltend macht. In diesen Quartieren öffnen sich die Werkstätten, die zahllosen öffentlichen Küchen, oft selbst die Ställe weit nach aussen und hauchen ihre Dünste hinaus, so dass die Luft verpestet würde, wenn es nicht die dünne, bewegliche Hochebenenluft wäre, die über dieser Stadt schwebt und die durch häufige Winde von den ringsum liegenden Gebirgen her erfrischt wird.

Die Mehrzahl der Häuser ist stockwerklos oder einstöckig; zweistöckige Häuser findet man nur in einigen Hauptstrassen häufig, und die mehrstöckigen sind zu zählen. Sie haben fast durchaus flache Dächer, und der massige Eindruck ihrer sehr soliden Bauart wird noch erhöht durch die verhältnissmässig geringe Anzahl der Fenster. Die niedrigen Häuser in den Nebenstrassen und Vorstädten haben oft ausser den Thoren gar keine Oeffnung nach Aussen. In den grösseren Häusern ist die innere Einrichtung meist derart, dass man durch eine breite Einfahrt in einen Hof tritt, aus dessen Hintergrunde eine Treppe zu dem offenen Corridor hinaufführt, der rings um das erste Stockwerk herumläuft und fast ausnahmslos mit zahlreichen Zierpflanzen geschmückt ist. Auf diesen Corridor öffnen sich die Fenster und Glasthüren. Bei kleineren Häusern tritt an seine Stelle ein breiter, offener Gang, der nur eine oder zwei Seiten des

ersten Stockwerkes umzieht und auf den sich oft nur ein einziges Zimmer öffnet, welches dann den Zugang zu allen übrigen bildet. Diese Höfe und Corridore sind in besseren Häusern wahre Schmuckkästchen, kühl, mit glatten Steinen belegt, die Wände bunt bemalt und eine Fülle von Pflanzen ringsumher; oft sind auch Vasen und Statuen aufgestellt. Besonders schön nehmen sich in einem solchen Hofraume Bananen oder Palmbäume aus, deren stille, grosse Formen vortrefflich zur Architektur passen. Kräftige Bananen zu jeder Seite des Treppenaufgangs sind ein nicht ungebräuchlicher Schmuck.

Die Zimmer selbst sind durchschnittlich weit und hoch. In vielen deutschen Miethshäusern der besseren Art würde man vergeblich nach so schönen Räumen suchen, wie hier selbst bescheidene Häuser sie bieten. Die Böden sind meistens mit Steinen belegt; hölzerne Fussböden findet man nur in besten Häusern. Die Fenster gehen fast immer bis auf den Boden herab und öffnen sich wie Thüren auf die kleinen eisernen Balcone, die vor ihnen angebracht sind. Eben so sind die meisten Thüren Doppelthüren und wo möglich mit Glas eingesetzt. Aber Thür- und Fensterverschlüsse haben in Mieths- und Gasthäusern denselben Fehler, den man in südlichen Ländern überall trifft, nämlich dass sie lotterig sind. Bei der geringen Höhe der Häuser begreift es sich, dass selten mehr als zwei Familien in einem besseren Hause beisammen wohnen; aber die Armen drängen sich, wie überall, eng zusammen und ihre concentrirte Unreinlichkeit führt dann zu flagranten Aeusserungen. Gute Familien wohnen nie im Erdgeschoss, mittlere selten, alle ziehen den ersten oder zweiten Stock vor.

Es besteht hier nicht die strenge Scheidung von Geschäfts- und Wohnhäusern wie in grossen Städten Nordamericas und zum Theil auch Europas. Selbst in den Strassen, in welchen jedes Haus im Erdgeschoss einen grossen Laden trägt, sind die übrigen Stockwerke Privatwohnungen, und die Geschäftsleute wohnen meistens in demselben Hause, in welchem sie ihr Geschäft betreiben.

prünglich concentrirte sich der Handel und Verkehr
e in allen spanisch-mexicanischen Städten auf die Hal-
n, welche die Hauptplaza umziehen, und noch immer
nd dort viele Gewölbe und eine Masse offener Ver-
aufsbuden, Höckerweiber u. dergl. zu finden. Aber die
Strasse, welche von der Plaza nach der Alameda zieht,
nimmt mehr und mehr den Charakter einer feinen Haupt-
strasse an und könnte durch ihre Lage eine brillante
Strasse sein, weun sie breiter wäre; es sind schon jetzt
manche üppig ausgestattete Läden in ihr zu sehen. Auch
in einigen von ihren Nebenstrassen sind grosse und leb-
hafte Geschäfte etablirt. In den übrigen Theilen der
Stadt fehlt es nirgends an unzähligen kleinen „*Tienditas*“
(Kauflädchen) aller Art, Pulqueschenken, offenen Werk-
stätten und Küchen, so dass hier die wenig belebten
stillen, reinlichen „Wohnstrassen“, die in anderen Haupt-
städten ganze Quartiere zu bilden pflegen, überhaupt
nicht vertreten sind.

An guten Bau- und Pflastersteinen ist die Umgegend
Mexicos so reich wie andere Vulcanregionen. Unter den
Laven ist der sogenannte Tezontle, ein poröser, leichter,
bolusrother Stein, ein besonders ausgezeichneter Bau-
stein; aber die Tuffe finden wegen ihrer leichten Ver-
arbeitbarkeit und der Dauerhaftigkeit, welche sie allmäh-
lich an der Luft erwerben, die ausgedehnteste Verwen-
dung. Aus Rücksicht auf Billigkeit baut man indessen
noch immer mehr als zu wünschen wäre mit den Ado-
ben, den schon mehrfach erwähnten Lehmziegeln, welche
an der Sonne getrocknet sind. Zum Verputz der Häuser
wählt man vorzugsweise weisse Kalkfarbe. Es fehlt
Mexico nicht an Bauten von grosser Anlage und reicher
Durchführung, aber deren Vorhandensein ändert nichts an
dem schweren, massigen, etwas armen Gesammtcharacter
der Architektur dieser Stadt, denn sie sind allzu zerstreut
und vereinzelt und sind nie von der unbedingt überwäl-
tigenden beherrschenden Grösse oder Schönheit der
reinen Kunstwerke, welche in den Städten der alten Welt
zum Glück nicht selten sind. Man lobt die Thürme und
Thüren der grossen Kathedrale, den säulenumgebenen

Hof des Palastes, die Front der Mineria u. a. Das will aber nicht viel heissen gegen den allgemein beengenden Eindruck der schmalen Gassen, der niedrigen, dickmaurigen Häuser, gegen die Nüchternheit, Aermlichkeit und halbe Verfallenheit im Aeusseren der grossen Mehrzahl der Wohnhäuser und öffentlichen Gebäude, gegen den Hauch überhaupt von Vernachlässigung und ursprünglicher Einförmigkeit, der auch über dem äusseren Eindruck der Stadt schwebt.

Den Genuss einzelner Schönheiten soll uns dieser allerdings nicht verkümmern, zumal wir ja immer das bunte Leben und Treiben haben. Die Façade der Kathedrale mit den drei säulenumrahmten Bogenthoren und den zwei flankirenden Thürmen, welche von glockenförmigen Kuppeldächern gekrönt sind, wird man immer mit Vergnügen betrachten, und die an der rechten Seite dieser Front stehende Façade der alten Kathedrale ist zwar allzusehr mit Säulchen, Bogen und Figürchen überladen, macht aber doch durch die Feinheit der Steinhauerarbeit und die allgemeine Zierlichkeit der Verhältnisse einen nicht gewöhnlichen Eindruck. Entspricht hier das Innere nicht ganz dem Aeusseren, so ist im Palaste das Umgekehrte der Fall, denn dessen Aeusseres ist ganz unscheinbar, während der grosse Hof, den er umschliesst, mit seinen Säulengängen und Treppen einen sehr stolzen Eindruck macht. Dieser Palast hat eigentlich gar keine Façade, denn er bildet ein Viereck, das an allen Enden gleichmässig beschaffen ist. Eine grosse Fensterreihe zieht rings unter dem Gesims hin und unter ihr befindet sich eine zweite, die aus fast quadratischen Oeffnungen besteht, welche in einer unglücklichen Zwitterhöhe angebracht sind, von der man nicht sagen kann, ob sie dem Erdgeschoss oder dem ersten Stockwerk zugehöre. Diese Fensterreihe verdirbt die langen Linien der Front vollkommen. Dieser Palast war einst die Residenz der Vicekönige, später der verschiedenen Präsidenten und zuletzt hatte auch Kaiser Maximilian hier sein Hoflager aufgeschlagen. Jetzt befinden sich ausser der Wohnung des Präsidenten mehrere Ministerien in den Räumen,

aber die alte Pracht ist verschlissen. In dem grossen Empfangssaal, der einst Thronsaal genannt werden durfte, sieht es aus wie in den Sälen alter Fürstenschlösser, die niemals mehr bewohnt werden und doch auch nicht ganz dem Verderben preisgegeben werden sollen. Risse, Staub, Verblichenheit an allen Enden. Nur einige Bilder mexicanischer Freiheitshelden, von denen (seltsamer Weise mit Washington beginnend) eine lange Reihe hier aufgestellt ist, sehen lebensfrisch aus. Der edle, begeisterte Greisenkopf Hidalgo's und das finstere, energievolle Gesicht des Curaten Morelos schauen sprechend lebendig aus ihren Rahmen. Aber Juarez, der die Reihe schliesst und im Staatsfrack, wohlfrisirt und mit Glanzschühlein abgemalt ist, sieht wie ein Chinese aus mit seinem ledernen Indianerteint und seiner kleinen, zierlichen Gestalt, welcher der knochige Kopf so unharmonisch aufgesetzt ist. Ich war in diesen Tagen wieder die Geschichte der jungen Republik von jener ersten romantischen Schilderhebung Hidalgo's an durchgegangen, und mein Herz konnte sich nicht erwärmen beim Anblick der Helden, die wohl Grosses geleistet, doch alle kein Ziel erreicht hatten, das ihrem Volke zum Heile dient. Diese Bilder kamen mir vor wie Statuen ohne Piedestal. Die Männer sind bedeutend, aber es fehlt ihrer Grösse der Hintergrund und Unterbau einer soliden Volksgrösse. Wie anders Washington, der einem Volke von Geist und Charakter nur den Weg zu eröffnen brauchte, den es dann selbstständig ohne viel Schwanken zu Gedeihen und Grösse fortschritt! Die Convulsionen, in die hingegen diese Männer ihr Volk stürzten, haben demselben kein Gedeihen gebracht; es ist seitdem leider immer nur der Ambos gewesen, auf dem die Parteien ihr Glück zu schmieden suchten.

Der Palast umschliesst einen Garten, der mir im ganzen Bau der liebste Winkel war. Er ist jetzt nicht gut gepflegt, aber es weht in seinem engeren Raume der ganze Reiz eines stillen Klostergartens. Hohe Mauern rings umher, Lebens- und Blüthenfülle genug in ihren Grenzen, ein Brunnen unter Schattenbäumen

in seiner Mitte. In solcher fröhlichen Einsamkeit ist die Welt so fern; schliesst sich das Thor, so ist alles Friede, der zur Rast und Besinnung einladet. Maximilian liebte diesen reizenden Fleck sehr, aber die jetzigen Herren lassen ihn verfallen.

---

## II.

(Die Kathedrale, der schönste monumentale Bau der Hauptstadt. Andere Kirchen. Allgemeiner Charakter derselben. Bilderdienst. Das Publicum in den Kirchen. Charakter des hiesigen religiösen Lebens und der Aufklärung. Säcularisirte Kirchen und Klöster. Kirchgängerinnen.

Das hervorragendste und in jeder Hinsicht bedeutendste Gebäude der Stadt Mexico ist ohne Zweifel die Kathedrale, welche nicht mit Unrecht für eine der schönsten und grössten Kirchen erklärt wird, welche in Amerika gebaut worden sind. Sie steht, wie in den meisten spanisch-americanischen Städten, auf der Plaza, welche den Mittelpunkt der alten Anlage der Stadt bildet und noch heute nicht erheblich aus demselben herausgerückt ist; auf ihr steht sie frei und würde, von allen vier Seiten eingeschlossen, einen höchst imposanten Eindruck machen, wenn sie nicht auf zwei Seiten durch Priesterwohnungen und eine Nebenkirche verbaut wäre. Ihre Länge beträgt 393 und ihre Breite 192 Fuss. Das Hauptschiff ist von Säule zu Säule 53, die Nebenschiffe sind 33 Fuss breit. 20 Säulen, 10 auf jeder Seite, tragen das Gewölbe des Hauptschiffes, und jede Säule ist 54 Fuss hoch und hat 14 Fuss Umfang. Ihre Front, welche von zwei massiven viereckigen Thürmen flankirt wird, ist zwar in den allgemeinen Formen der Spätrenaissance, etwas stark gegliedert und zertheilt, aber in keiner Weise so überladen, wie die meisten anderen Tempel der Stadt, deren Fronten mit einer Masse von Ornamenten bedeckt sind, so dass sie wie ein Tischler- oder Juweliermeisterstück, aber nicht wie Werke der Architectur aussehen.

Dieser Fehler ist an der Hauptkirche vermieden. Nur stark hervortretende Pilaster und Säulen gliedern die Front, und die Thürme sind nur so weit mit offenen, fensterartigen Oeffnungen durchbrochen, als nothwendig, um sie nicht festungsartig massiv erscheinen zu lassen und den Glockentönen Bahn zu machen. Das Ganze macht einen soliden würdigen Eindruck. Leider ist aber diese einfach schöne Form wieder durch einen Anbau entstellt, welcher ohne jede Symmetrie an die rechte Seite angeklebt ist. Er enthält eine zweite Kirche, in welche man unmittelbar aus der Kathedrale durch ein grosses Thor eintritt, welche aber nebenbei ein Portal für sich in derselben Flucht wie die Kathedrale besitzt. Dieses Portal ist in einem überladenen Stil verziert, aber seine allgemeinen Verhältnisse sind so viel als möglich denen der Kathedrale angepasst. Diese ist dadurch noch mehr entstellt, denn der Anbau stellt sich in der Gesammtansicht wie ein ursprünglicher, integrirender Theil der Hauptkirche dar. Die schönsten Kathedralen des Landes sind mehr oder weniger in demselben schweren Stil gebaut wie die Hauptkathedrale. Treffend nennt einer der Beschreiber Mexicos denselben „Renaissance in dorischem Gewand". Die Kathedrale von Puebla, welche von Vielen für schöner gehalten wird als die von Mexico, gehört in diese Classe; sie ist sehr ähnlich der von Mexico und verdient allerdings durch ihr einfacheres Innere und die Abwesenheit verunstaltender Anbauten im Aeusseren das Lob, das Viele ihr zollen.

104 Jahre ist an dieser Kirche gebaut worden. Man kennt nicht den Namen des Künstlers, welcher den ursprünglichen Hauptplan entworfen hat. Das Material ist hauptsächlich ein gelblicher, tuffartiger Stein, der sich durch Weichheit und Leichtigkeit bei bedeutender Dauerhaftigkeit so sehr geeignet für diesen Bau erwies, dass man in den älteren Beschreibungen sich nie den Dank für die besondere Gnade des Schöpfers versagen zu dürfen glaubte, der ein so vortreffliches Material gerade an diesem Orte geschaffen habe, wo es so nothwendig zum Aufbau der Kirchen gebraucht wurde. Feinere

Theile, wie Säulen, Pilaster, Friese u. dergl., sind zum Theil aus weissem Marmor gearbeitet. Unter den Heiligenbildern über den Altären soll ein Murillo sein.

Ausser der Kathedrale hat Mexico eine ganze Menge grosser Kirchen und zahllose Capellen, so dass es fast so vielthürmig erscheint wie Rom, wenn man aus einer der umgebenden Höhen auf es hinabschaut. Auch sind die Thürme durchgehends hoch und schlank, die meisten viereckig, mit Kuppeln bedeckt und stark durchbrochen. Einige sind mit farbigen Terracotta-Ziegeln gedeckt, und was ihnen daneben noch einen besonders hervortretenden Effect verleiht, ist die Verwendung des Tezontle, jener in der Nähe vorkommenden bolusrothen, sehr porösen Lava, zum gröberen Mauerwerk. Da ich im Süden des Landes auffallend viele Spuren von blutrother Bemalung an den heidnischen Bauwerken gesehen hatte, machte ich mir schon eine Theorie zurecht, welche die Uebertragung dieser hässlichen Sitte auf den christlichen Tempelbau erklären sollte. Als ich aber näher zusah, war es die Naturfarbe des Steines, die an Klöstern und Kirchen so grell hervortrat. Die Häufigkeit solcher blutrothen, casernenartig einförmigen Fronten ist eine der auffallenden Eigenthümlichkeiten Mexicos. An Privathäusern ist der Tezontle wenig verwandt.

Das Innere der meisten Kirchen ist durch die Menge vergoldeter Verzierungen, riesiger Altäre, Heiligenbilder, Votivgegenstände u. dergl. derart überladen, dass man selten einen ruhigen Eindruck ihrer Architektur erhält. In einem früheren Nonnenkloster sah ich eine Capelle, in welcher von Decken, Wänden, Säulen und Pfeilern kaum ein Stücklein unvergoldet zu sehen war. Abstossend wirkten auf mich die vielen lebensgrossen Figuren von Gestalten der heiligen Geschichte, Heiligen und Märtyrern, die fast in jeder Kirche aufgestellt sind. Der gegeisselte Christus mit seinen Blutspuren, die trauernde Maria, die rathlosen Jünger sah ich in der Passionszeit so oft in lebenstreuen Formen und Farben vor mir auftauchen, dass ihre Gestalten noch heute wie lebend vor mir stehen. Aber das ist am Ende doch zu

wachsfigurenartig und würdigt diese hohen Erscheinungen zu Gegenständen eines wenig verfeinerten Götzendienstes herab. In der Kirche Santo Domingo sah ich einen Christus in einer ganz modernen Bettlade liegen, mit feingesteppten Decken bis zum Halse zugedeckt, das Haupt auf spitzenbesetzte Kissen gelegt. Solche Verirrungen dankt man vorzüglich den Frauen, die mit Vorliebe die Puppenspielerei jüngerer Jahre auf heilige Dinge übertragen.

Während die Art des Gottesdienstes in den hiesigen Kirchen sich im Allgemeinen nicht von dem Typus entfernt, welchen wir aus dem katholischen Süden Europas kennen, sodass er als eine merkwürdige Mischung von vielgläubigem Götzendienst mit christlichen Ideen erscheint, muss man gestehen, dass das Publicum hier zu seinen Heiligthümern mit einer naiveren und daher innigeren Empfindung herantritt als etwa in Italien. Es liegt das in dem schwerfälligen, ernsthaften Charakter, der den Spaniern vorzüglich eigen ist und auf die Indianer und Mischlinge sich vererbt hat, welche noch immer sehr folgsame Schüler ihrer einstigen Herren sind, wie wenig sie es auch Wort haben wollen. Zu jeder Tageszeit trifft man in den Kirchen zahlreiche Andächtige aus allen Ständen, die nicht so vorwiegend nur dem weiblichen Geschlechte angehören, wie in den anderen katholischen Ländern.

Es ist nicht zu verwundern, dass hier in Mexico, wo die Geistlichkeit seit Jahrhunderten eine so erdrückend mächtige Rolle gespielt hat, die religiösen Interessen das gewöhnliche Leben mehr beherrschen, als in europäischen Ländern, die eben so lange unter dem Einfluss aufklärender Mächte stehen. Es ist um so weniger zu verwundern, als ihnen der Charakter des Volksconglomerats, das sich Mexicaner nennt, eine besonders günstige Disposition entgegenbringt. Die Aufklärung macht sich freilich auf der Rednerbühne und in der Presse möglichst breit, aber sie ist eine wurzelarme [illegible]nze, die auf einem äusserst seichten Boden steht. W[illegible]inen die Kirchen, die ihrer Bestimmung entfremdet [illegible] Klöster, die in

Trümmern liegen, die gleichsam nur geduldete Existenz der Geistlichen, denen man nicht das Tragen eines auszeichnenden Gewandes in der Oeffentlichkeit erlaubt, die Austreibung selbst der barmherzigen Schwestern aus den Stätten der Kranken- und Armenpflege — wohl scheinen diese Thatsachen grosse Triumphe des weltlichen Staates über den einst übermächtigen Clerus zu verkünden. Aber man muss die Nichtigkeit des Charakters und der Bildung der Männer und das unwirksame Minimum kennen, auf welches Schwäche und Kurzsichtigkeit die Urtheilskraft der Weiber einschränken, um den Werth dieser Triumphe nicht zu überschätzen. Ich gestehe offen, dass ich die vielen leeren Kirchen und Klöster nicht mit dem hoffnungsvollen Behagen ansehen konnte, mit dem sich hier so Viele der Niederwerfung des Clerus freuen. Ich würde dies nur können, wenn diese Niederwerfung dem Volke die Bahn einer freieren Entwickelung geöffnet hätte. Aber wo man bei diesen unreifen Völkern den geistigen Druck entfernte, brach nur Rohheit und Zügellosigkeit hervor. Sie können ihren eigenen Geist nicht frei machen von der Herrschaft schlechter Leidenschaften, und so ist es ganz natürlich, dass sie der Geist des einzigen Standes, der da weiss, was er will, des geistlichen Standes, der die einzige disciplinirte Macht im Staate ist, über kurz oder lang, in dieser oder jener Form wieder knechten wird. Das ganze Frauenvolk ist demselben ohnedies durch alle Stürme hindurch unerschütterlich treu geblieben.

Die Stadt Mexico umschloss im Jahre 1854 29 Klöster mit ungefähr 500 Mönchen und Nonnen. Jetzt sind alle Orden aufgehoben und ihre grossen Baulichkeiten dienen zum Theil als Wohnhäuser für Privatleute, zum Theil zur Unterbringung öffentlicher Anstalten, als Casernen, Schulen u. dergl. Es sind prachtvolle Bauten unter ihnen, und die Schulen vor allen können sich zu den Räumen gratuliren, die man ihnen in den schönen Klöstern angewies[illegible]t.

Grosse Säle [illegible] die Vorlesungen, Zellen für die Internen, Höfe [illegible]gsumlaufenden Hallen, Gärten

und Brunnen, kühle Gänge fehlen keinem dieser Häuser, die oft ein paar Hundert Fuss Front haben. Den Inquisitionspalast, welcher eines der schönsten Gebäude der Stadt ist, bewohnt jetzt die medicinische Schule, ein prächtiges Nonnenkloster die Rechtsschule, das grosse Jesuitenkloster, San Ildefonso, die sogenannte *Escuela Preparatoria,* welche unseren Gymnasien entspricht. Die Kirchen sind ihrer Bestimmung nicht in so ausgedehntem Maasse entfremdet worden. Allerdings wollten die Liberalen, als sie 1861 hereinkamen, alle Tempel verkaufen und acht Tage lang soll sogar die Kathedrale in dieser Gefahr geschwebt haben. Aber dann besannen sie sich doch, Juarez und seine rothen Freunde, und gaben die wichtigsten oder populärsten Kirchen ihren Eigenthümern, den Geistlichen, zurück. Andere wurden verkauft, und in zweien derselben wird gegenwärtig protestantischer Gottesdienst gehalten, während mehrere als Magazine dienen und einige bereits als halbe Ruinen dastehen.

Das Gesetz, welches den Geistlichen das Tragen auszeichnender Gewänder ausserhalb der Kirchen und Privatwohnungen verbietet, hat auch dem Strassenleben Mexicos viel von seinem mittelalterlich pittoresken Charakter genommen. Man erkennt wohl die Geistlichen an ihren hohen schwarzen Cylinderhüten und den langen braunen oder schwarzen Kragenmänteln, die sie tragen, aber es giebt keine Nonnen und Mönche mehr. Seitdem auch die barmherzigen Schwestern das Feld räumen mussten, und jede kirchliche Procession ausserhalb der Gotteshäuser verboten ist, hat das Leben in Mexico äusserlich nicht mehr kirchliche Elemente aufzuweisen als irgend eine protestantische Stadt in Deutschland. Dagegen genügt ein Gang durch die Strassen zur Zeit der Früh- oder Abendmessen, um sich zu überzeugen, dass die Heerde ihren Hirten nicht untreu geworden ist, wenn auch die letzteren ihren Einfluss nicht mehr so öffentlich zeigen dürfen wie früher. In der Nähe der Kirchen sieht man zu dieser Zeit wenig Frauenzimmer, die nicht ein Gebetbuch in der Hand tragen und in der

stillen, bescheidenen Weise vor sich hinwandeln, wie die Sitte sie beim Kirchgang erheischt. Besonders für die Morgenstunden zwischen 8 und 10 Uhr ist diese Staffage für die hiesigen Strassen nicht minder charakteristisch, als es Arbeiterinnen, die zu ihrem Geschäfte eilen, in einer deutschen Stadt sein würden. Die jungen Herren wissen diese Gelegenheit wohl zu benutzen, und besonders an Sonn- und Feiertagen, wo so manches Gesichtlein sich entschleiert, das man die ganze Woche nicht sah, stehen sie in der Nähe der Kathedralen buchstäblich Spalier. In der Calle Plateros, durch welche der Hauptzug der Kirchengängerinnen geht, stehen sie Mann an Mann mit dem Rücken gegen die Häuser, und die Damen müssen hart an ihnen vorbei, weil das Trottoir so schmal ist. Da benützt mancher die Gelegenheit, seiner Angebeteten einen Gruss oder eine Huldigung zuzuflüstern. Es ist ein hergekommener Brauch. Wenn die jungen Männer so schön als Männer wären, wie es die Weiber als Weiber sind, wäre das keine üble Scene, aber die meisten sehen recht läppisch aus und tragen sich mit einer Geckenhaftigkeit, welche das Weibische ihres Wesens erst recht hervortreten lässt. Ein unerquickliches Völkchen!

---

## III.

(Die Paseos und andere öffentliche Spaziergänge. Das Blumenfest am Tage Dolores. Kirchliche und politische Feste. Weihnacht und Ostern.)

Nächst ihren eigenen Behausungen und den Kirchen sind für die Mexicaner beiderlei Geschlechts die Paseos, die Alameda und der Zocalo die wichtigsten Theile der ganzen Stadt. Auf den Paseos bewegt sich am Nachmittag die schöne Welt in Kutschen und zu Pferde. Gemessenen Schrittes ziehen sie aneinander vorüber, die Herren mustern die Damen und diese mustern Damen und Herren. Auf den Fusswegen daneben

bemühen sich Fussgänger, zu sehen und gesehen zu werden, was ihnen aber nur in unzulänglichem Maasse gelingt. Denn das ist recht eigentlich das Stelldichein der feineren Welt, die das Zufussgehen hier grossentheils nicht als Erholung, sondern als eine gemeine Arbeit betrachtet, der man sich überhebt, wo es möglich ist. Zwar haben modernere Ansichten auch in dieser Richtung angefangen, sich geltend zu machen und bei der Musik, die an Sonntagmorgen sich in der Alameda (einer Art Stadtpark, theils mit Blumen, theils mit Bäumen bepflanzt) hören lässt, sieht man schon einen guten Theil der schönen Welt lustwandeln; aber die Feinsten, welche am zähesten am Alten kleben, bleiben immer noch in ihren Kutschen sitzen, die in langer Reihe am Rande des Parkes auffahren, hören von Weitem ein bischen Musik und fahren dann wieder nach Haus. Eben so sieht man an den schönen Winter- und Frühlingsabenden Manche auf der Plaza lustwandeln, wo Kaiser Maximilian zwischen der Kathedrale, den Kaufhallen und dem *Palazio nacional* einen Miniaturpark anpflanzen liess; aber dies ist Ausnahme, während der Besuch der Paseos Regel, ja, fast Bedingung ist für Jeden, der eine Stellung in der feinen und müssigen Welt beansprucht. Es ist das in so fern ganz natürlich, als beim Mangel eines gesellschaftlichen Lebens in grossem Stil und Vergnügungen höherer Art, wie guter Theater und Concerte, dieses Spazierenfahren und -reiten so ziemlich die einzige Gelegenheit ist, die bessere Gesellschaft der Stadt beisammen zu sehen.

Eines Theils sind diese Paseofahrten stark von altspanisch steifer Etiquette beherrscht, wie man denn selten auf denselben trotz des vorwiegend klaren und warmen Wetters einer offenen Kutsche begegnet. Vorzüglich schöne und originelle Wagen und Gespanne, wie sie z. B. in Wien den Praterfahrten einen so eigenthümlichen Reiz verleihen, fehlen gänzlich. Man sieht geschlossene ziemlich schwere, viersitzige Wagen, die mit zwei Pferden oder Maulthieren bespannt sind. Dagegen prangen die, welche zu Pferde kommen, im vollen mexicanischen Reitstaat, den in solch bunter, wild-origineller Ausbildung

selbst Ungarn nicht kennt. Schon die schweren silberbeschlagenen Sättel mit den geschlossenen Steigbügeln, dem Fransen- und Zottelwerk, den lang herabhängenden Satteltaschen aus schwarzem Ziegenfell machen einen entschieden malerischen Eindruck. Dazu kommt das Costüm der Reiter, das meistens aus gestickter, über und über mit Knöpfen besetzter brauner Lederhose, grossen Sporen, kurzer Jacke und breitem Sombrero besteht, der reich mit Silber gestickt ist. Die Pferde sind durchgängig stolze, lebhafte Thiere, mehr schlank als schwer, Schweif und Mähne lang, wie die Natur sie wachsen lässt. Der Mexicaner liebt es, wenn sie sich etwas wild bewegen, und sind sie z. B. vielfach darauf dressirt, einen raschen Satz auf die Seite zu machen, wenn ein anderes Pferd ihnen begegnet. Man sagt deshalb von einem etwas unbändigen Pferde, das seine Männchen macht, „das ist ein rechtes Paseopferd“. Sprengt noch ein Diener, ganz in braunes Hirschleder gekleidet und den grellfarbigen Poncho umgehängt, hinter einem solchen flotten Reiter her, so lässt der malerische Eindruck nichts zu wünschen übrig. Durch die Reiter bekommt auf diese Weise der ganze Paseo einen lebhaften Charakter, denn ohne sie würden die trägen Kutschenreihen eher an ein Leichenbegängniss erinnern. Unschwer erkennt man in diesem Contrast die zwei grössten Gegensätze, welche die mexicanische Gesellschaft beherrschen: das träge, abgeschlossene, fast orientalische Leben der Frauen und die halbwilde Ungezügeltheit der Männer. Es liegt auch ein mittelalterliches Erbstück, wie Spanien und seine Dependenzen so manche bewahren, in der Verbindung so schroffer Gegensätze zu Einer gesellschaftlichen Sitte.

Die Paseos sind nichts als breite, fast schattenlose Alleen mit Fusswegen daneben. Gewöhnlich wird nur einer besucht, den man kurzweg *El Paseo* nennt. Aber von Fastnacht bis Pfingsten ist dieser an Sonn- und Feiertagen ganz verlassen, denn dann drängt sich Alles auf dem *Paseo de la Viga*, der neben einem der Canäle hinzieht, an denen die Hochebene so reich ist. Hier gesellt sich ein merkwürdiges Stück Volksleben zu dem

stilleren Schauspiel der Paseofahrt. Der Canal, der hier vorüberführt, geht nämlich nach S. Anita, welches einer der beliebtesten Vergnügungsorte des niederen Volkes und gleichzeitig der Blumengarten von Mexico ist. In S. Anita wird der grösste Theil der Blumen gezogen, die jeden Tag in so grossen Massen auf den Strassen und Märkten Mexicos feilgeboten werden. An den Sonntagen bringen sie ganze Kähne voll nach diesem Paseo und binden sie zu Kränzen und Sträussen. Die braunen Mädchen aus dem Volke tragen dann fast alle volle Kränze von Mohn, Rittersporn, Kornblumen und Rosen in ihren pechschwarzen Haaren. Ein Kahn nach dem anderen, breit und flach gebaut, alle mit heiteren Menschen gefüllt, fährt nach S. Anita hinaus, und fast in jedem Kahne tanzen Burschen mit ihren bekränzten Mädchen und an Musik und Gesang fehlt es nirgends. Den Canal entlang wälzt sich ein Strom von Fussgängern in derselben Richtung, und hier sind unzählige ambulante Küchen und Schenken aufgeschlagen, um dem Volk seine Getränke und Lieblingsspeisen: Pulque, Atole, Tortillas, Tamales und andere feine Dinge darzubieten. Aber den Glanz und das Leben eines wahren Volksfestes bringt hier der Feiertag Dolores (Freitag vor Palmsonntag), an welchem die Fusswege an einem Theile des Paseo zu grünen Lauben umgewandelt sind, unter denen wieder Blumenverkäufer und jene wandernden Wirthe und Köche einer bunten Menge, in welcher alle Classen, und die besseren am zahlreichsten, vertreten sind, ihre mannigfaltigen Waaren feilbieten. Schon von früh 6 Uhr drängt sich hier die Menge und Kähne voll Blumen legen längs des Spazierweges am Ufer des Canals an. Alle Welt kauft Blumen, um auf dem Hausaltar das Bild Mariens zu schmücken. Es ist wieder vorzüglich der gefüllte Mohn, die Rose, die Kornblume, grosse Wicken und Rittersporn, welche zu Markte gebracht werden. Auch an künstlichen Blumen fehlt es nicht, die an Ort und Stelle aus Rüben oder langen Rettigen mit grosser Kunst ausgeschnitten und gefärbt werden. Ferner sind bereits Palmen zu kaufen, die man

dann am Palmsonntag weihen lässt, um sie zum Heil des Hauses auf dessen Balconen aufzustellen. Einige Musikbanden spielen an verschiedenen Stellen, Stühle und Bänke stehen für die Müden bereit und Wagen und Reiter füllen den Fahrweg. Die Mädchen und Frauen kommen im vollen Sonntagsstaat. Dabei sind die Morgen hier zu dieser Zeit so klar und warm wie bei uns die schönsten Maimorgen. Ich muss sagen, dass ich noch selten ein Fest gesehen, dass so wie dieses in allen Beziehungen einen ungezwungenen und ungesucht schönen, wirklich festlichen Charakter trug.

Ueberhaupt haben die Kirchenfeste hier einen bunten, lebendigen Anstrich. Sie sind alle vollkommene Volksfeste, die der sinnlichen Auffassung der religiösen Dinge entsprechen, wie sie hier in Uebung ist. Während wir erst die Formen und dann den Inhalt der Religion kritisch zersetzt haben, bleiben diese Kinder mit ihren Formen so zufrieden, „wie am ersten Tag“, freuen sich an denselben und durchweben sie mit einer kurzsichtigen aber heiteren Lebensphilosophie, in welcher dieselben nur ein tröstliches, kein mahnendes oder zum Grübeln aufforderndes Element bilden. Es ist auch nicht ohne Bedeutung, dass diese kirchlichen Volksfeste kaum etwas von ihrer Popularität eingebüsst haben, wiewohl von Staats wegen alles Mögliche gethan worden ist, um sie zu discreditiren und an ihre Stelle „politische Feste“, wie Unabhängigkeitstag, Juarez' Geburtstag u. dgl. zu setzen. Freilich ergreift die Masse in der Hauptstadt auch an diesen neugebackenen Festtagen mit Freude die Gelegenheit zum zweckbewussten Faullenzen, zum Gucken und Geniessen, weil es dabei viel militärischen Spectakel, Umzüge u. dgl. giebt. Aber in der Provinz ist ein solches Fest ein Schlag ins Wasser — kalt, erkältend, ohne Theilnahme und Wirkung. In Tehuantepec habe ich in dieser Art auf hohen Befehl den Verfassungstag, an die Februarverfassung von 1857 erinnernd, feiern sehen. Kein Mensch im ganzen Nest schien an den Tag zu denken, bis plötzlich um vier Uhr Abends eine Compagnie blankgeputzter Soldaten aus der Caserne marschirt kam

und durch ihre lärmende Musik die ganze Plaza in Aufregung setzte. Einige mochten an ein Pronunciamento denken, wie unter ähnlicher Feierlichkeit schon manches in den letzten fünfzig Jahren hier verübt worden. Aber die Sache liess sich friedlich an, da sechs Burschen in weissen Hosen und in Hemdärmeln und mit scharlachrothen Schärpen sich hinter der Musik rangirten und ein Jüngling, schreiberartig anzusehen, in fuchsigschwarzem Leibröckchen, einen beschriebenen Zettel in der Hand, sich hinter dem Pferde des Oberstkommandirenden aufstellte. Mit Musik ging es nun durch die Strassen, an einigen Ecken wurde Halt commandirt, die Soldaten präsentirten, die Officiere setzten sich den Säbelgriff auf den Magen und der Jüngling stieg auf eine nahe Treppe und verlas die langweilige Verfassung von 1857. Die Theilnahmlosigkeit der Bevölkerung war so gross, dass nur ein paar Buben dem Zuge nachliefen. Freilich war es sehr warm auf den Strassen an jenem Samstag und was liegt auch dem Mexicaner an einer Verfassung? Die Sache dauerte zwei Stunden und diese ganze Zeit über ging das Schreiberlein dicht hinter dem lebhaften Pferde des Commandirenden, jeden Augenblick von einem Huftritt bedroht. Dieser Ausfluss einer weihevollen festmässigen Gehobenheit verdiente gewiss alles Lob und berührte mehrere Zuschauer sehr sympathisch.

Im Vergleich zu solchen kalten Maskeraden ist selbst der Weihnachtsmarkt auf der Plaza ein Fest aus dem Vollen. Rings um die Kathedrale und den kleinen Park Zocalo steht Bude an Bude und alle sind mit den schnackischsten Dingen gefüllt. In den billigsten nürnberger Spielwaaren ist die Aermlichkeit nicht so erfinderisch wie in diesen baumwollenen Lämmern und Hunden, pappdeckelnen Damen und Soldaten, flimmernden Bergwerken und moosigen Krippen voll Oechslein, Eselein und Hirten sammt den Weisen und dem Christkind. Mit Freude sieht man diese Masse unbedeutender Kleinigkeiten, denn leicht ist hier für das ärmste Kind ein Christgeschenk zu finden. Auch zahlreiche Tannenzweige werden verkauft, mit denen man die Krippen und Altäre

schmückt. An Christbäumen fehlt es auch nicht. An Zuckerwaaren ist alle Fülle vorhanden, denn die Mexicaner beiderlei Geschlechts und Alt und Jung lieben die *„Dulces“* sehr. Dieser Markt dauert die ganze Woche vor dem Christfeste. Geht man Abends durch die Strassen, so hört man wohl einen Wechselgesang von einem Hausflur und sieht selbst aus niedrigsten Stuben reichgeschmückte Altäre schimmern, um welche Kinder, Mädchen und Knaben, im Halbkreis knieen. Einige kommen von aussen an die Thür und begehren Einlass. Sie stellen Joseph und Maria dar, welche auf der Wanderung nach Bethlehem begriffen sind. Von innen antwortet man ihnen und lässt sie nach einigen Wechselgesängen ein. Nun wird eine Andacht verrichtet, wenn es nach alter Sitte gehalten wird, oder sofort an den reichbesetzten Esstisch und darauf zum Tanz geschritten, wo es modern und nobel hergehen soll. In allen Fällen schliesst eine Lustbarkeit die sinnige Feier, welche *Posada* genannt wird.

Um Ostern geht es gleichfalls lebhaft zu. Da sind Speise- und Trinkbuden, ziemlich geräumig, mit grünen Zweigen verhüllt, überall in der Stadt auf Plätzen und an Strassenecken aufgeschlagen. Es stehen Tische darin und sind mancherlei gute und billige Dinge in ihnen zu haben. Bei der Kathedrale ist Markt, wo Rätschen, Rasseln, Klappern in allen Formen als sinnbildliches Spectakelwerkzeug, welches das Schweigen der Glocken andeutet, und hohle, pappene Teufel und Judase, daneben alle Art Spielzeug verkauft werden. Die Teufel und Judase, oft über lebensgross, tragen einen Schwärmer um den Hals und werden am Ostersonntag öffentlich in die Luft gesprengt und unter unheiligem Gestank verbrannt.

---

## IV.

(Der Charakter des Strassenlebens ist Trägheit. Die mexicanischen Lazzaronis. Verschiedene Hausirer. Blumen- und Fruchtmärkte. Erfrischende Getränke. Ambulante Küchen. Gemüsemärkte. Pulque und Pulquerien.)

Das Strassenleben Mexicos hat vorwiegend einen trägen Charakter, weil die Zahl der Faulenzenden und Herumlungernden weitaus die der Arbeitenden oder mit irgend einem merklichen Zweck sich umherbewegenden übertrifft. Wie viel man auch über die Lazzaronis Neapels oder Palermos schelten mag, so sind doch die *Leperos*, welche hier zu Lande deren Stelle vertreten, ein viel fauleres und unangenehmeres Gesindel, dem zudem noch, da es zum guten Theil aus Indianermischlingen und selbst reinen Indianern besteht, ganz der Reiz der schönen Erscheinungen und des kindisch heiteren sorglosen Wesens abgeht, das manchmal selbst strenge Leute mit den Untugenden jener niederen Neapolitaner oder Sicilianer versöhnt. Es geht etwas Stumpfsinniges durch diese Massen breitmäuliger, glotzäugiger Kerle, deren Gesichtsausdruck entweder Dummheit oder Schlechtigkeit oder Beides zugleich anzeigt, und die nicht mit Behagen, sondern nur mit Verdrossenheit selbst dem Nichtsthun, ihrem Lieblingsgeschäft, nachhängen. Aber auch die Leute der besseren Classen, Geschäftsmänner, Beamte u. dergl., welche sich durch die Strassen bewegen, machen das Treiben kaum lebhafter, denn alle gehen sie langsam und lieben das Umherstehen. Frauen und Mädchen gehen so langsam wie möglich und halten dies für ein Erforderniss des Anstandes. Wer mit rascheren Schritten sich durchzudrängen strebt, macht sich damit sofort als Fremder kenntlich.

Die dichte Bevölkerung, welche sich im Thale von Mexico zusammendrängt, und der ländliche Charakter, welcher einem grossen Theile der Hauptstadt selbst eigen ist — scheinen doch ihre peripherischen Theile mehr grosse Dörfer als Theile einer Metropole zu sein — führt

immer eine Masse bauernhaften Volks in die Strassen Mexicos. Reine Indianer, zigeunerhaft anzuschauen, sieht man jederzeit durch dieselben hintraben; Mann, Frau und Kind bewegen sich in demselben Trab, den ganzen Leib vorgebeugt, oft mit schweren Lasten auf dem Rücken, die an breiten Tragriemen um Brust und Stirn befestigt sind; oder sie rasten auf irgend einem der Plätze vor den Kirchen, wobei man nicht selten die Weiber ein Kind an die Brust nehmen sieht, das so eben noch fröhlich hinter dem Zuge hertrottelte. Hier halten sie ihre frugalen Mahle von Bananen, Tunas [9]) und anderen billigen Früchten, oder, wenn's hoch hergeht, verschlingen sie *Enchilatas* oder *Frijoles* [10]), ihre geliebten Nationalgerichte.

Häufig sieht man auch Indianer und Mestizen aus dem Inneren durch die Strassen schlendern und an den Ecken stehen. Es sind vielleicht Hirten oder Maulthiertreiber, die Vieh- und Frachtgüter gebracht haben und sich nun die Herrlichkeiten betrachten; braune Gesellen in schmutzigen, weiten Leinenkleidern, mächtig breitem Strohhut und buntem Umschlagtuch, das sie bei kühlem Wetter fest um Brust und Hals zusammenziehen, so dass man wenig vom Gesichte sieht. Alle Abstufungen von dieser Tracht zur europäisch-kosmopolitischen trägt das eigentliche Stadtproletariat zur Schau, aus welchem eine Art Dienstmänner, die an breiten Lederriemen eine Tasche um die Brust tragen, Wasserträger, die einen grossen irdenen Topf auf dem Rücken und einen kleineren vorn hangen haben, Feuerwehrleute in blauen Blousen und breitrandigen schwarzlackirten Sombreros, endlich Soldaten der verschiedensten Waffengattungen in leinenen Interimsuniformen, die von Schmutz zu starren pflegen, sich hervorheben. Dieser halbniederen Classe gehören die zahllosen Taschendiebe und Strassenräuber an, welche sowohl das Innere der Stadt als ihre Umgebungen fast unsicherer machen, als irgend einen anderen Theil des Landes. Die zahllosen Verkäufer und Verkäuferinnen von Lotteriezetteln, welche alle öffentlichen Spaziergänge, Restaurationen, Cafés etc. umlagern, seien nicht ver-

gessen, und eben so wenig die Händler, die allerlei zierliche Kleinigkeiten feilbieten. Am häufigsten sind unter ihnen die Streichholzverkäufer, denn da hier fast Jeder Cigaretten raucht, die man kaum zwei Minuten im Munde hat, ist der Consum dieser Waare bedeutend. Aber am angenehmsten waren mir immer die Verkäufer der mancherlei Kunstwerkchen und Künsteleien. Man verfertigt hier künstliche Wachsarbeiten, besonders Blumen, Früchte und menschliche Figuren mit vollendetem Geschick. Figurenreiche Scenen aus dem Volksleben in Wachs bossirt und mit Lappen verklebt habe ich in vollendeter Darstellung und unglaublich billig feilbieten sehen. Figürchen aus Kohle, Arbeiten aus bunten Vogelfedern, Schnitzereien aller Art werden überall herumgetragen und feilgeboten.

Freundliche Bilder bringen, wie überall, Blumen- und Früchteverkäuferinnen in das Strassenleben. Jene sitzen an einigen der Hauptgassen in langen Reihen und winden ihre grossen Sträusse, in denen die Rosen und Veilchen vorwalten, welche man das ganze Jahr hindurch in Fülle hat. Sehr geschmackvoll wissen die Leute die verschiedenen Grössen, Formen und Farben der Blumen zu einem angenehmen Ganzen zu vereinigen, und auch Kränze winden sie, wie man sie nicht reizender erdenken kann. Dabei sind ihre kleinen Kunstwerke sehr billig und werden deshalb in grosser Menge verkauft; kein Tisch, der für wohlgedeckt gelten soll, darf des Strausses in der Mitte entbehren, sei es zum Mittag- oder Abendessen; in den Privatzimmern findet man sie, und jungen Mädchen so wie Heiligenbildern fehlt es nie an Blumen. Bei Ausfahrten und in Gesellschaften sieht man hier selten eine Dame, die nicht frische Blumen im Haar trüge. Bei den Früchtehändlern findet man die mannigfaltigsten Obstarten beisammen: die Aepfel, Mehläpfelchen (eine Crataegusfrucht), Erdbeeren und Opuntienfeigen oder Tunas der kühleren Hochebene liegen hier neben Orangen, Cedros, Citronen, Bananen, den verschiedenen Arten von Zapotes, Aguacates oder Alligatorbirnen, Mangos, Anonen und den köstlichen Chirimoyen[11]). Es

fehlen auch nicht Bataten oder süsse Kartoffeln und rübenartige Ficamas, welche eine Lieblingsspeise der Kinder und Indianer sind. Es ist auch für den Durst gesorgt: Citronen- und Orangenlimonade, ferner ein schleimiges Getränk aus Melonenkernen, welches mit Ananas oder einer anderen aromatischen Frucht gewürzt ist, stehen an vielen Strassenecken und auf den öffentlichen Plätzen zum Verkauf, und des Morgens gesellt sich ihnen Atole, ein dünner Brei aus Maismehl, der mit braunem Zucker versüsst, oft auch mit Cacaoschalen gewürzt wird. Daneben giebt es eine Masse ambulanter Küchen, wo Gekochtes und Gebratenes in aller Mannigfaltigkeit bereitet wird, die der mexicanische Geschmack verlangt. Wer die hiesige Küche noch nicht kennt, dem werden vorzüglich die verschiedenen Arten von *Tamales* auffallen, welche Gerichte theils aus zerhacktem Fleisch, theils aus stark gezuckertem Teig bestehen; dieselben sind entweder in Bananenblätter oder in die Hülsen der Maiskolben eingewickelt. Man isst sie in den feinsten Familien, da sie als eine der Nationalspeisen gelten, und sie sind nicht unschmackhaft. Neben ihnen spielen *Tortillas Enchilatas* die grösste Rolle; die gewöhnlichen Tortillas, welche der Leser bereits zur Genüge kennt, werden mit einer Sauce aus spanischem Pfeffer (Chile) und Zwiebeln begossen und sind in dieser Form ein Hauptgericht der niederen Classen. Dann sind noch als gleichfalls sehr beliebte Speisen die Rinder-, Hammels- und Schweinsköpfe und andere billige Knochen zu nennen. Gekocht und mit Chile gewürzt, werden sie von den „*Cabezeros*" feilgeboten, welche ihre Waare in einem grossem Blechkessel warmhalten, den zwei Männer auf einer Tragbahre mit Geschrei herumtragen. Auf den Gemüsemärkten findet man neben allen europäischen Gemüsen einige eigenthümliche Dinge, über deren Gebrauch der Unkundige nicht gleich klar wird. Da sind z. B. die fleischigen Blätter des Feigencactus, welche *Nopalitos* genannt werden. Sie werden von den Dörnchen befreit, geschabt, in kleine Würfelchen zerschnitten und gesotten und schmecken dann wie ein Gemüs aus

Rübenstengeln, das man am Unterrhein zu essen pflegt. Man sieht auch kleine Häufchen von aschgrauer Farbe und schwarz punktirt. Dieses sind Larven und Larvenhüllen einer Mückenart, welche man am Ufer von Salzseen findet. Der mexicanische Molch oder Wassersalamander Axolotl (Siredon oder Amblystoma) ist ebenfalls hier zu finden. Er ist häufig in allen Tümpeln und Wassergräben um die Stadt und man isst ihn wie einen Fisch. Da die Hochebene nicht sehr fischreich ist, wird sein zartes Fleisch um so höher geschätzt. Von Fischen[12]) aus der Hochebene ist zu nennen der *Vagre*, eine Welsart, und der *Rovalo*, der sowohl in den Mündungs- als den Quellgebieten der Flüsse auf der Atlantischen Seite gefunden wird und nach den letzteren wahrscheinlich, wie bei uns die Lachse, zum Laichen hinaufsteigt.

Eine eigenthümliche Speise, die Manchem nicht munden dürfte, ist die sogenannte Magueyraupe, eine fette, fingerlange Larve, dem Engerling ähnlich, welche in den fleischigen Blättern der Maguey-Agave lebt. Sie wird in Butter oder in ihrem eigenen Fett gebacken und nicht blos von den Indianern, sondern auch von den Creolen als Leckerbissen geschätzt. Ich habe sie nicht gekostet, aber von mehreren Seiten wurde mir gesagt, dass sie keineswegs besonders lecker, vielmehr insipid, höchstens wie ein Streifchen Aalfleisch schmecke. Von den Fröschen isst man nicht blos die Hinterbeine wie bei uns, sondern man nimmt nur die Eingeweide heraus und entfernt den Unterkiefer und die Zunge so wie die Haut. In dieser Form und in einer fetten Sauce schwimmend werden sie auf den Tisch gebracht.

Von Wildpret verarbeitet die hiesige Küche am häufigsten Wasservögel, was bei der Nähe der Lagunen und deren reichem Thierleben begreiflich ist. Es giebt Zeiten, wo man eine Wildente für einen Medio (25 Pfennige) kauft. Schnepfen sind manchmal nicht theurer. Kaninchen, welche wie gewöhnlich ein fades Fleisch haben, und Hasen, die etwas gewürziger schmecken, sind nächst ihnen das häufigste Wild.

Unter so vielen eigenthümlichen Speisen und Ge-

tränken behauptet doch immer der Pulque, dieses mexicanische Nationalgetränk (*Vino del paes*, nennen sie ihn hier schmeichelnder Weise) die erste Stelle. Er steht unter allen gegohrenen Getränken, welche nicht in die Classe des Weines oder des Bieres gehören, sicherlich in erster Reihe. Auf der ganzen mexicanischen Hochebene ist er das Getränk, das vollkommen unseren Wein und unser Bier ersetzt und dadurch den Genuss des Branntweins, besonders soweit die niederen Classen in Betracht kommen, heilsam beschränkt. Man berechnet, dass jährlich gegen 30 Millionen Kilogramm Pulque in der Stadt Mexico verbraucht werden.

Die Locale, wo dieser Nektar ausgeschenkt wird, die Pulquerias, sind zumeist offene Trinkhallen mit langen Schenktischen, wo die Meisten stehend ihr Quantum vertilgen. Man trinkt ihn meistens aus grossen Gläsern, von denen viele gegen 3/4 Liter halten, oder schenkt ihn aus eben so grossen weissen Flaschen ein, in denen seine etwas durchscheinend milchweisse Farbe vortheilhaft zur Geltung kommt. Im Beginn der Gährung, wo er noch vielen Zuckerstoff enthält, heisst er *Pulque dulce*, in den späteren Stadien, wo die Kohlensäure- und Weingeistbildung so ziemlich allen Zucker aufgezehrt hat, *Pulque fuerte*. Er moussirt nur schwach, da man ihn nicht fest verschlossen hält, aber im Geschmack macht sich die Kohlensäure durch ein angenehmes Prickeln bemerklich. Sein Geruch erinnert manchmal an den Hautgoût alten Fleisches oder selbst an Käsgeruch, was wohl von den Häuten herkommt, in denen er gährt, und den Schläuchen, in denen er versandt wird; aber nicht aller Pulque hat diesen Geruch. Den Geschmack der besseren Sorte, die ich von Anfang an mit Genuss trank, kann man sich vielleicht am besten vorstellen, wenn man starken Weinmost in den letzten Stadien der Gährung mit trockenem Weissbrot versetzt denkt. Doch ist der Geschmack immer etwas milder als von Most, weil der gute Pulque eine zähe Consistenz hat, die beim allerbesten bis zum Fadenziehen gehen soll und die seine Schärfe gewisser Maassen einhüllt. Auch in der rasch

eintretenden und starken Berauschung, die er hervorbringt, gleicht er dem gährenden Most. Er kann aber zum Glück so billig hergestellt werden, dass er nicht zu anderen Verfälschungen als der Versetzung mit Wasser einlädt. Man kauft in der Stadt Mexico den halben Liter guten Pulque noch immer für einen Medio. Trotzdem viel geklagt wird über den starken Consum dieses Getränkes und das starke Contingent, das die Pulquetrinker zu der immer wachsenden Zahl der Raufer und Todtschläger lieferten, so fehlen hier doch wenigstens die zerrüttenden Nachwirkungen des Branntweins, die wir in nördlichen Ländern zu beklagen haben, und ist in so fern der Pulque eher als ein Segen, denn als eine Schädlichkeit für Mexico zu bezeichnen.

---

## V.

(Mexicos Bedeutung für das Land.)

In einem Lande, das so arm an grossen Städten wie die Republik Mexico, erhebt sich ganz von selbst die Frage, welchen Einfluss die Hauptstadt auf das Land übt. Ehe man aber eine Antwort versucht, muss die Thatsache hervorgehoben werden, dass hier jede Wirkung in die Ferne durch die schlechten Verkehrswege in einer Weise beschränkt ist, von der man sich in Europa keine Vorstellung machen kann. Der Telegraph, der jetzt mit einem ziemlich lockeren Netz die ganze Republik umspannt, lässt es freilich nicht mehr möglich werden, was noch vor zwanzig Jahren geschah, dass wichtige politische Umwälzungen erst ein halbes Jahr, nachdem sie sich in der Hauptstadt ereignet hatten und vielleicht erst nachdem sie schon wieder durch neue Gestaltungen ersetzt waren, in Sonora und Unter-Californien zur Kenntniss kamen. Aber durch den Telegraphen theilt sich immer nur wenig

von dem, was die Centren bewegt, nach der Peripherie hin mit, denn da er theuer und dem grössten Theile der Bevölkerung ungewohnt ist, kommt er zunächst vorwiegend nur der Regierung und den grösseren Kaufleuten zu Gute.

Es ist früher erwähnt worden, dass Landstrassen nur im mittleren Theile des Landes die wichtigeren Städte verbinden, während im Süden und Norden und in den Küstenländern eine Reise, welche mit der Eisenbahn in einem halben Tage zu machen wäre, so viel Zeit und Mühe erheischt und unter Umständen (besonders in der Regenzeit) so gefährlich ist, dass nur die äusserste Nothwendigkeit dazu bewegen kann, sie auszuführen. Um von der Grenze von Guatemala nach Chihuahua zu reisen, braucht man sechs bis acht Wochen, von Matamoros nach Mazatlan drei Wochen. Eine solche Reise ist für den, der sie gemacht hat, ein Ereigniss, das er sein Lebtag nicht vergisst. Bei solcher Lage der Dinge ist es gewiss nicht wunderbar, wenn z. B. in den besseren Kreisen einer Stadt wie Tehuantepec die Zahl derer, welche irgend einmal in der Hauptstadt gewesen sind, eine verschwindend geringe ist, wenn hauptstädtische Zeitungen zu den grössten Seltenheiten gehören und die dortigen Begebenheiten nur ganz unmerklich aus der Ferne wirken. Und doch ist hier die Entfernung nicht mehr als zehn bis zwölf Tagereisen. Eben so wenig ist es zu verwundern, wenn in den peripherischen Provinzen wie Sonora, Chihuahua, Chiapas, die Beziehungen zu den nächst angrenzenden Ländern und deren Hauptstädten oft inniger sind als zu der Landeshauptstadt selbst.

Sollte Mexico eine bedeutende culturfördernde Wirkung auf das Land üben, so würde bei diesen Schwierigkeiten die Ausstrahlung der geistigen, politischen, wirthschaftlichen Anregungen eine ganz besonders reichliche und energische sein müssen. In wie weit ist sie das?

Um mit den Unterrichtsanstalten zu beginnen, so hat von allen Schulen der Hauptstadt nur die medicinische einen Ruf über das ganze Land, und man kann sagen, dass jeder junge Mediciner der Provinz, welchem es

Ernst ist um seine Ausbildung, diese Schule zu besuchen bestrebt sein wird. Zwar sind jetzt Medicinschulen in verschiedenen Staatshauptstädten gegründet worden, aber dieselben entbehren der genügenden Lehrkräfte und Lehrmittel, und schaden einstweilen mehr als sie nützen. Der Bergwerksschule steht keine solche Concurrenz entgegen, und sie unterrichtet Schüler aus allen Landestheilen. Aber ihre Schüler sowohl als die der Ingenieurschule haben eine schwere Concurrenz zu bestehen, die von den zahlreichen fremdländischen, vorwiegend europäischen Bergleuten und Ingenieuren ausgeht, welche nach Mexico kommen, um ihr Glück zu machen. Es sind besonders unter den hiesigen deutschen Bergleuten einige von ausgezeichnetem Ruf, deren Kenntnisse man überall loben hört. Ich kenne auch mehrere Mexicaner, welche diese Fächer in Europa studirt haben, aber wenn sie zurückkommen, um in der Heimat die Früchte ihrer Mühen und Aufwände zu geniessen, begegnen sie oftmals statt Anerkennung und Förderung nur dem Uebelwollen der Zuhausegebliebenen, und laufen selbst Gefahr, nicht mehr als ganz volle Mexicaner angesehen zu werden.

Dies sind, wie gesagt, die beiden einzigen Schulen Mexicos, welche einige Wirkung auf die Provinzen üben. Einige Jünglinge von Auswärts werden auch in der Kriegsschule erzogen, welche indess Niemand lobt. Auf allen Gebieten glaubt jede einzelne Staatshauptstadt selbst ein kleines Mexico darstellen zu müssen, wodurch eine Unzahl schwächlicher Anstalten und im Unterricht eine allgemeine verflachende Unzulänglichkeit entsteht. Hierüber mehr bei anderer Gelegenheit.

Noch weniger als den hauptstädtischen Schulen gelingt es einem anderen wichtigen Bildungsmittel, der Presse, förderliche Anregungen aus der Hauptstadt, wo doch am Ende bei aller Kärglichkeit ein gewisses geistiges Leben centrirt, über die sehr geistverlassenen „Staaten“ zu verbreiten. Der Verbreitung periodischer Blätter über das Land stehen vor Allem Verkehrsschwierigkeiten entgegen, denn die Zeitungen Mexicos

brauchen meistens eine volle Woche, um nach den bedeutenderen Städten des Innern zu gelangen. Dort würde aber vielfach selbst die kargste Nahrung aufgenommen werden. Beherbergt doch eine Stadt wie Tehuantepec nicht einmal eine Druckerpresse! Aber die Zeitungen sind weder interessant, noch einflussreich, noch respectabel genug, um für die Altgebackenheit ihrer Nachrichten einen Ersatz zu bieten. Einige Regierungstreue halten sich wohl ein Blatt, das ihrer Partei dient; eben so sind die Hauptorgane der clericalen Presse da und dort vereinzelt vorhanden. Das sind indessen Erscheinungen ohne tiefere Bedeutung. Ein zuverlässiger Freund erzählt mir, dass er vor einigen Jahren nach langer Reise durch das uncultivirte Innere des Staates Guerrero nach dem Bischofssitz Iguala gekommen sei, welcher 10—12,000 Einwohner zählt. Er sei sehr begierig gewesen, eine Zeitung zu lesen, und habe den Postmeister gefragt, wer sich hier eine Zeitung halte. „Niemand hält hier eine Zeitung", war die Antwort, „selbst der Bischof nicht." Natürlich hat Iguala eben so wenig ein eigenes Organ der Presse, denn Gutenberg's Kunst hat dort noch keinen Jünger gefunden. Es würde interessant sein, zu wissen, wie viel Bücher ein solcher Ort ausser den Gebet- und Gesangbüchern beherbergt. Dass ihre Zahl und Qualität kein helleres Licht auf das geistige Leben der Bischofsstadt des Südens wirft, als der Stand der Presse, kann ich mit ziemlicher Bestimmtheit voraussagen, denn ich habe keine Gelegenheit versäumt, Studien über die Zusammensetzung solcher ländlichen Bibliotheken anzustellen. In Tehuantepec, das allem Anschein nach doch eine Sprosse höher als Iguala auf der Leiter der Civilisation gestiegen ist, habe ich, trotzdem ich mit so ziemlich allen Honoratioren bekannt wurde, keine zwanzig nützliche, lesbare Bücher beisammen gesehen. In mehr als einem wohlhabenden Hause des Innern habe ich überhaupt ausser dem Gebetbüchlein kein Buch als vielleicht einmal ein paar Hefte von einem der spanischen Colportage-Romane gefunden, die in Massen von Mexico aus über das Land verbreitet werden, wo sie die Lieblings-

lecture der Frauen und Mädchen bilden. Es sind Schauerromane. Ponson du Terrail ist ihr Stern. Neben diesen rohen Producten bleiben von den Werken einigermaassen namhafter Romanschriftsteller nur die schlüpfrigen Romänchen Paul de Kock's immer beliebt. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, dass ein Drittel aller Romane, die hier in Buchläden oder von Colporteuren feilgeboten werden, Werke dieses feinen Schriftstellers sind. Aber freilich, was sollen diese Leute lesen? In Mexico erscheint vielleicht alle sechs Monate einmal ein Buch, das weitere Kreise geniessen können, aus Spanien selbst kommt höchst selten etwas Bedeutendes, und übersetzt wird, ausser französischen Romanen, äusserst wenig.

Wir sehen schon, dass das geistige Leben in der Hauptstadt nicht so intensiv ist, um durch seinen Reichthum die Schwierigkeiten des Verkehrs mit den Provinzen aufwiegen zu können. Die Zeitungen wurden bereits flüchtig erwähnt. Ihrer erscheint eine verhältnissmässig grosse Zahl. Von bekannten Tageblättern ist allein fast ein Dutzend zu nennen, aber das verbreitetste soll nicht über 2000 Exemplare absetzen, und die Mehrzahl fristet ein kümmerliches Dasein, dessen Aermlichkeit indessen der Armuth und Plattheit ihres Inhaltes entspricht. Die hervorragendste Zeitung, El Federalista, erscheint täglich in einem Bogen, der etwas kleiner als ein Blatt der Kölnischen Zeitung ist, von dem aber ein grosser Theil vom Titel, der Mitarbeiterliste (eine halbe Spalte) und langathmigen Titeln über jeder kleinsten Mittheilung eingenommen ist. Die erste Seite enthält vorwiegend feuilletonistische Artikel, die bei dem Formtalent und der lebhaften Phantasie hiesiger Schriftsteller meistens lesbar und oft das Beste an dem ganzen Blatte sind. Dann kommt wohl eine lange Correspondenz aus der Provinz, die selten etwas Interessantes bringt, und als Hauptgericht ein paar Dutzend kleine Notizen aus der Republik, dem Staate, der Stadt — Politisches, Locales und Reclamatorisches durcheinander — Alles in einem bald burlesken, bald frechen, bald sentimentalen

Ton, immer gemeinplätzlich, nie thatsächlich, nie ernst, nie erschöpfend gegeben. Jede von diesen Notizen hat ihren Titel, und so wird das Blatt mit Zuhülfenahme von anderthalb Seiten Anzeigen fertig, ehe man es sich versieht. Dieses Blatt wird von der Regierung bezahlt und ist deshalb ziemlich farblos. Lebhafter gehalten sind die Organe der Opposition, besonders die clericalen, aber sie überschreiten in ihrer Anfeindung der Regierung alle Schranken der Wahrheitsliebe und des Anstandes, und da man aus Erfahrung weiss, wie selten wahre Ueberzeugungstreue und ehrlicher Patriotismus bei jeder Partei hier zu Lande sind, nimmt man bald einen Ekel gegen diese freche Art von Opposition ein, die wesentlich durch gemeine egoistische Motive bestimmt ist, und der gegenüber die bestehende Autorität nur Schwäche, nicht freie Gesinnung bekundet, indem sie sie in ihrem frechen Thun gewähren lässt. Ein populäres Witzblatt, der „*Ahuizote*", und der clericale „*Pajaro verde*" (Grüner Vogel) leisten in dieser Richtung das Unglaubliche; fast in jeder Nummer wird offen zur Revolution aufgefordert und die Regierung Lerdo's in den Koth gezogen. Die nichtpolitische Presse ist unbedeutend. Es giebt einige Fachblätter, einige periodisch erscheinende Publicationen wissenschaftlicher Gesellschaften, aber nichts Populäres von einiger Bedeutung. Es ist charakteristisch, dass die verbreitetsten illustrirten Wochenzeitungen, ja, selbst Kinderzeitschriften, in New-York geschrieben und gedruckt und von dort aus über Mexico wie über die anderen spanischamericanischen Länder verbreitet werden.

Wenn so das geistige Leben der Hauptstadt keinen nennenswerthen Einfluss auf das der Provinzen übt, so bleibt nichts übrig als die Bedeutung, welche die Centralregierung und Handel und Wandel ihr verleihen. Die Regierung ist zwar nicht stark, aber sie ist in ihrer gegenwärtigen schwachen Föderativform noch nicht alt, und kann von heute auf morgen wieder eben so centralistisch und absolut werden, wie sie zu Maximilian's und Santa Anna's Zeiten war. Noch heute giebt der Hauptstadt nichts einen so grossen Anspruch auf Einfluss im

Lande wie die Thatsache, dass von ihr aus drei Jahrhunderte hindurch die heutige Republik und ein noch viel grösseres Gebiet regiert worden ist. In den Augen des Fernerwohnenden ist sie aus dieser Zeit her noch immer wie mit einer Glorie umgeben, und ihre Revolutiönchen sind immerhin noch etwas wirksamer als die von Guadalajara oder Durango. Aber die Freiheit des Handels und Verkehrs und zum Theil auch das revolutionäre Treiben dieser letzten fünfzig Jahre haben gewissen Provinzialstädten gleichfalls eine einflussreiche Stellung geboten, und mehrere weisen jetzt eine grössere Industrie-Thätigkeit auf als die Hauptstadt. Nach dem Ausbau der Eisenbahnstrecke von Veracruz nach Mexico hat allerdings der Handel von Mexico nach dem Innern wieder einen gewissen Aufschwung genommen, der aber natürlich nicht länger dauern wird, als bis die projectirten Verlängerungen und Zweige dieser Sackbahn ausgebaut sein werden, und der auch weit entfernt ist von der impulsgebenden Kraft eines grossstädtischen Handels und Verkehrs, wie wir ihn schon in einigen jungen nordamericanischen Binnenstädten finden. Er ist nicht so bedeutend, dass er eine dauernde Centralstellung der Hauptstadt im mexicanischen Binnenhandel voraussehen liesse, und die Zeit ist vielleicht nicht fern, wo Leon oder Guadalajara vermöge eigener Eisenbahnen die Hauptstadt überflügeln werden.

Ich glaube, es ist auch gar nicht wünschenswerth, dass die alte Aztekenstadt viel bedeutender werde, als sie ist, so lange das Land im Ganzen nicht grössere Fortschritte in Gesittung und Wohlstand macht. Bei einem trägen, aber genusssüchtigen und eitlen Volke, wie die Mexicaner, liegt immer eine Gefahr im Besitz einer grossen Stadt. Sie haben einstweilen gewiss, abgesehen von geschichtlichen Erinnerungen und landschaftlichen Zuständen, sehr wenig Grund, auf ihre Hauptstadt stolz zu sein, aber sie blendet sie schon in ihrem heutigen ärmlichen Zustande so sehr, dass sie geneigt werden, in ihrem Anblick die allgemeine Rückständigkeit des Landes zu vergessen. Ich glaube, dass dies einer der Gründe

ist, warum die Regierer, die in Mexico sitzen, das Land so sehr überschätzen und demgemäss so wenig thun, um seinen wahren Schäden Heilung zu bringen. Es geht ihnen gerade so wie den Rumänen, Griechen, Polen, Ungarn u. A. mit ihren resp. Hauptstädten. Indem sie sehr viel für ihre grossen Städte thun, auf welche sie stolz sind, bringen sie dieselben zu einer übermässigen Entwickelung, die dem Lande nicht frommt, weil sie unnatürlich, weil es ihr nicht folgen kann. Im Besitz eines Kleinparis, lügt sich dann ein solches Volk vor, es sei etwas Rechtes, aber die Grossstadt frisst indessen an den gesunden Grundlagen des Landes wie ein Hausschwamm am Gebälk, das ein Haus stützt. Mexico ist übrigens noch lange kein Pest oder Bukarest, denn die Mexikaner sind zwar eben so eitel, aber noch etwas fauler als unsere Freunde an der Donau unten.

---

## VI.

(Die alte Aztekenhauptstadt Tenochtitlan. Aufbau des neuen Mexico. Fortschritte desselben. Einige geschichtliche Daten. Geschichtliche Denkmäler.)

Was an Mexico immer anziehend bleiben wird, ist ausser der ganz einzigen Lage im Kranz der Randgebirge der Hochebene seine ältere Geschichte, soweit sie in die Azteken- und Conquistadorenzeit hinüberreicht. Welche Rolle es spielte, als es noch die Hauptstadt des grossen Aztekenreiches war und die Conquistadoren zum ersten Male es voll Staunen betraten, wie dann dieses Wunder der indianischen Welt in den blutigen Kämpfen zwischen Spaniern und Azteken fast ganz zerstört, wie es durch ungläubige Kühnheit erobert und unter Cortez und seinen Nachfolgern langsam wieder aufgebaut wurde — das sind höchst merkwürdige Ereignisse, deren Romantik sie zu einer der glänzendsten und ergreifendsten Episoden der ganzen americanischen Ge-

schichte zusammenflicht. Die Sage ist bekannt, wie die Azteken auf einer Insel im See von Chalco einen Adler, der eine Schlange würgte, auf einem Nopalstrauche (Nopal, indische Feige, Opuntie) sitzen sahen und diesen Anblick für ein Zeichen hielten, das ihnen von einer höheren Macht gegeben wurde, damit sie auf diesem Punkte ihre Stadt gründeten. Sie hatten schon früher, von Feinden gedrängt, sich auf der Inselgruppe von Acocolo am Südende des Sees niedergelassen und fingen nun an, sich auf der Insel anzubauen, die das Orakel ihnen gewiesen. Die Stadt, die hier entstand, nannten sie Tenochtitlan und sie hat diesen Namen behalten bis in der spanischen Zeit das bequeme „Mexico“ in Aufnahme kam, welches vorher schon ein Beiname der Stadt gewesen war. Tenochtitlan wird gedeutet als „Der Nopal auf dem Felsen“ oder „Beim Nopalstrauch“ und Mexico soll von dem zweiten Namen des Gottes Huitzilopochtli herstammen, welcher als Mexiti gegeben wird. Cortez nennt in seinen Briefen an Karl V. die Stadt einige Male mit dem Namen Tenochtitlan oder mit Namen, die von diesem abgeleitet sind; später wurde sie meistens kurzweg Mexico genannt, wie es denn auch nach ihrem Wiederaufbau in allen officiellen Actenstücken Gebrauch blieb. Die verschiedenen Geschichtschreiber geben als Jahr der Gründung von Mexico Daten, welche um 226 Jahre von einander abweichen; Clavijero, der als der zuverlässigste betrachtet wird, setzt es mit 1325 in eine ziemlich späte Zeit, und die vertrauenswürdigsten Autoritäten weichen nur um einige Jahre von dieser Angabe ab.

Aus den Briefen von Cortez und Berichten seiner Begleiter lässt sich wohl ein ziemlich treues Bild der Aztekenstadt gewinnen. Zwar ist über ihre Einwohnerzahl, die selbst auf eine Million geschätzt worden war, keine bestimmte Nachricht vorhanden, aber die alten Geschichtschreiber zählten 120,000 Häuser mit 3—10 Bewohnern in einem jeden, und dies würde unter allen Umständen mindestens eine doppelt so grosse Bevölkerung annehmen lassen, als Mexico heute besitzt. Wenn man

grössere indianische Städte in Mexico gesehen und die geringe Belebung beachtet hat, welche durch diese trägen Menschen den Strassen und Plätzen verliehen wird, so scheinen besonders auch die Schilderungen, die Cortez von der Belebung des Marktplatzes im alten Mexico giebt, auf eine grössere Bevölkerung zu deuten, als die Stadt heute umschliesst. Cortez sagt, die Stadt Mexico habe zur Aztekenzeit mehrere schöne Marktplätze gehabt und auf dem hauptsächlichsten hätten sich täglich gegen 60,000 Menschen zusammengefunden. Er sei von Hallen umgeben und die Waaren seien in Strassen geordnet gewesen, so dass Alles seinen bestimmten Platz fand. Cortez nennt unter dem hier Feilgebotenen fast alle Waaren, welche man noch heute auf den mexicanischen Märkten sieht, von Stoff zu Kleidern, Schmucksachen und Waffen bis zu Papageien und Opuntienfrüchten herab. In Buden gab man ganz wie heute gegen Bezahlung zu essen und zu trinken. Barbiere waren vorhanden, welche die Köpfe wuschen und rasirten, Träger für den Transport der Waaren, Aufseher, welche die Richtigkeit der Maasse prüften, Arbeiter aller Art, die warteten, ob Jemand komme, um sie zu miethen. Cortez sagt, Mexico sei ihm so gross erschienen wie Cordoba oder Sevilla. Wo heute der einstige vicekönigliche, jetzt „National-Palast" steht, den in den letzten zehn Jahren nach einander Maximilian und Charlotte, Juarez, Lerdo bewohnten, stand der Palast Montezuma's, der zwanzigthorige, mit seinen drei Höfen, seinen Teichen und Brunnen, hundert Kammern, hundert Bädern, seinen Wänden aus Jaspis, Porphyr und Marmor, und seinen Gärten, deren Pracht die Conquistadoren nicht genug preisen können. Wo die Kathedrale steht, erhob sich der grosse Teocalli mit dem Tempel Huitzilopochtli's. Nicht fern war der Palast von Montezuma's Vater Axayacatl, in welchem Cortez mit seinen zweitausend Spaniern und Tlaxcalteken ohne Mühe Quartier fand, als er zum ersten Mal in die Stadt kam.

Da Mexico in den See hineingebaut war und mit der Zeit sich weit über die Inseln hinausgestreckt hatte,

welche ihm im Anfang zur Basis gedient hatten, gab es in der Stadt viele Canäle und Brücken, und vier grosse Dämme, auf denen zehn Mann zu Pferde in Front reiten konnten, verbanden sie mit dem Festlande. Noch heute giebt es zahlreiche kleine Strassen in Mexico, welche *Puentes* (Brücken) genannt werden, weil sie früher über Canäle führten, und die Stadt kann noch immer nicht ganz als auf *terra firma* liegend betrachtet werden, da ihr Grund ganz von Wasser durchtränkt und so wenig über dem Niveau der beiden Seen erhaben ist, dass langdauernde Ueberschwemmungen nicht selten und kürzere in jeder Regenzeit zu verzeichnen sind.

Ausser kleineren Sculpturwerken, Steinwaffen und dergleichen, welche dann und wann ausgegraben werden, ist in Mexico nichts von der alten Stadt mehr erhalten, was zum grössten Theile dem Umstande zuzuschreiben sein wird, dass die Azteken vorzüglich mit ungebrannten Lehmziegeln bauten und Bruchsteine nur bei den hervorragendsten Tempeln und Palästen, selbst hier aber meist nur als Verkleidung benutzten. Man hat aber bei der Neuanlage der zerstörten Stadt wenigstens im Innern die Richtung und Lage alter Strassen und Plätze beibehalten und sind so z. B. Kathedrale und Palast, wie erwähnt, auf derselben Stelle erbaut, wo einst der aztekische Haupttempel und der Palast Montezuma's sich erhoben. Jedenfalls muss Mexico durch die Belagerung und Erstürmung (im Jahre 1521) ausserordentlich gelitten haben, denn nicht allein die alten Geschichtschreiber dieser Episode, bei denen wir immer auf etwas Uebertreibung gefasst sind, zeugen für die Zerstörung der alten Hauptstadt. Thatsachen zeugen für dieselbe. Mussten doch die Einwohner ihre Wohnstätten verlassen und sich in der Umgegend ansiedeln, und dachten doch die Spanier ganz ernstlich daran, eine neue Hauptstadt an Stelle der gefallenen an irgend einem andern Punkte der Hochebene zu erbauen. Die Beamten der neuspanischen Hauptstadt waren schon ernannt und man schwankte, ob dieselbe nach Tetzcoco, Tacuba oder Cuyoacan zu verlegen sei, als Cortez, der sich auch

hierin als klarer Kopf zeigte, aus folgenden Gründen den Neuaufbau Mexico's befahl: Indem diese Stadt in indianischer Zeit das Haupt der umliegenden Provinzen gewesen sei, erscheine es angezeigt, dass sie dasselbe auch unter den Christen bleibe; da ferner unser Gott in dieser Stadt mit Götzendienerei beleidigt worden, müsse man ihm gerade hier dienen, damit sein heiliger Name an diesem Orte zu grösserer Ehre gelange, als an irgend einem anderen Orte der Welt.

Als dies entschieden war, wurde sogleich die neue Stadt ausgelegt und schon im Frühling 1522 schrieb Cortez an seinen König, dass in den vier bis fünf Monaten, seit man den Wiederaufbau begonnen, die Stadt schon sehr schön geworden sei und den Spaniern genügende Sicherheit gegen etwaige Angriffe der Indianer gewähre. Das erste Gebäude, welches errichtet ward, war eine Befestigung im See, welche den Schiffen der Spanier Schutz bot und jeder Zeit einen Angriff auf die Stadt erlaubte, unter Umständen auch den Rückzug aus derselben sicherte. Cortez selbst und seine Landsleute bauten sich mit Hülfe der Indianer Häuser mit Thürmen, welche kleinen Festungen glichen, und rings um die engen Grenzen der Stadt wurden Indianer angesiedelt. Man las die Messe in dem Palaste des Cortez und das erste Kirchlein wurde 1524 auf der Stelle gegründet, wo die Eroberer bei ihrem Rückzuge aus der Stadt (1. Juli 1521) eine blutige Niederlage erlitten hatten. 1523 verlieh Karl V. der neuen Stadt den Titel „*muy leal, insigne y imperial*“ und 1539 dieselben Privilegien, welche Burgos, die Hauptstadt von Castilien, besass.

Die Eroberer stellten bei diesem Wiederaufbau die Wasserleitung her, welche aus Chapultepec das Trinkwasser in Bambusröhren nach der Hauptstadt führte und später wurden ausser dieser noch zwei andere massive Wasserleitungen gebaut. Sie bringen alle in offenen Canälen Flusswasser nach der Stadt. Gegenwärtig sind sie in einem etwas verfallenen Zustande, aber ihr Wasser ist schmackhaft. Vor einigen Jahren wollte eine Gesellschaft das Wasser unterirdisch zuleiten, wenn man ihr

statt aller Bezahlung das Gemäuer der Bogen zu beliebiger Benutzung überlasse. Der Plan war schon angenommen und die Röhren für die neue Leitung liegen seitdem der Wasserleitung entlang an der Strasse, aber die Ausführung lässt wie so manche noch heilsamere Reform auf sich warten.

Strassenpflasterung und Strassenbeleuchtung wurde in Mexico nicht früher als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eingeführt, als die vortrefflichen Vicekönige, welche damals ununterbrochen aufeinander folgten, hierzu die Anregung gaben. Der Stadtpark *(Alameda)* wurde 1595 ins Leben gerufen. 1526 fand das erste Stiergefecht statt. 1539 wurde auf Anregung der Franciscaner das erste Theaterstück in Mexico, ein Stück aus der heiligen Geschichte, aufgeführt, 1579 liessen die Jesuiten lateinische Komödien aufführen, und 100 Jahre später dürfte das Theater bereits schon gestanden haben, das jetzt *Teatro principal* heisst und jedenfalls vor Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erbaut ist.

Wir haben keine sicheren Nachrichten über das Anwachsen der Bevölkerung in den ersten dritthalb Jahrhunderten der Stadt. Erst von 1772 datirt der erste Census, der 112,462 Einwohner angiebt. Nach Humboldt waren es 1804 137,000, 1838 liess die statistische Gesellschaft 205,430 ermitteln und jetzt werden 240,000 angegeben. Indessen ist allen diesen Zahlen nur eine annähernde Richtigkeit zuzuschreiben. [13])

Diese Hauptstadt hat seit ihrer Wiedergeburt keine Geschichte von selbständiger Bedeutung, denn ihre Bevölkerung hat so wenig wie die des Landes im Ganzen ihre Geschichte selbst gemacht. Von einigen erfolglosen Aufständen abgesehen, die durchschnittlich ziemlich unblutig verliefen, hat sich die hauptstädtische Bevölkerung immer nur als gefügiges Werkzeug derer erwiesen, die sie zu leiten verstanden. Historische Denkmale von Bedeutung weisen daher meistens auf die ersten Zeiten der Conquista zurück.

In Popotla steht noch der Cedernbaum, um den Cortez mit dem Reste seiner Truppen in der *„noche triste“*,

der traurigen Nacht, lagerte, die dem blutigen Rückzuge aus der Stadt (1. Juli 1521) folgte. Er ist vor einigen Jahren böswilliger Weise angezündet worden und sieht jetzt sehr zerzaust und zerschlagen aus, hat aber noch Lebenskraft genug bewahrt, um aus den zerschmetterten Aesten manch tröstlich grünen Zweig zu treiben. Dem unglücklichen Auszug in der Nacht vom 1. Juli ist ein Denkmal in der Strasse gesetzt, durch die der Zug sich bewegte, und zwar an dem Punkte, wo einer der Canäle sie durchschnitt, von denen früher die ganze Stadt durchzogen war. Die Spanier bauten hier, nachdem sie am 13. August desselbigen Jahres die Stadt wieder eingenommen hatten, dem Heiligen dieses Glückstages, dem St. Hippolyt, eine Capelle zum Andenken an ihre Genossen, die in jener Nacht auf diesem Puncte geblieben waren. Am Ende des sechszehnten Jahrhunderts liess das Ayuntamiento von Mexico die Capelle durch eine hübsche Kirche ersetzen, die noch heute steht.

Voriges Jahr hat dasselbe auch eine grössere Sandsteinplatte mit einem allegorischen Bilde dort aufgestellt, um die Bedeutung dieser Kirche kundzugeben. Man sieht einen Indianer mit Federkrone, der von einem Adler in die Höhe getragen wird. Der Indianer scheint todt zu sein und das Ganze soll wohl eine Apotheose Montezuma's vorstellen. Eine schablonenhafte Reiterstatue des vierten Karl von Spanien, des Königs, der weniger als jeder andere ein Denkmal verdient hätte, steht am Eingange des Hauptpaseo. Das Pferd ist schwer wie ein Brauergaul, und der König in seinem Cäsarencostüm ist schlecht aufgesetzt. Das Bemerkenswertheste an der Statue ist, dass sie hier in Mexico modellirt und gegossen wurde, und zwar gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Sie wurde 1824 in einen Hof übergeführt, aber 1852 an ihren jetzigen Platz gebracht. Unter die Dedication haben die Mexicaner malitiöser Weise einhauen lassen: *Mexico la conserva como opera de arte.* Auch einigen Helden des Unabhängigkeitskrieges sind in verschiedenen Theilen der Stadt steinerne Denkmale gesetzt, die nichts Bemerkenswerthes bieten. Kaiser Max

wollte, dass auf dem Platze vor dem Palast und der Kathedrale sich ein allegorisches Denkmal des Unabhängigkeitskampfes erhebe, aber es kam nicht zur Ausführung. Jetzt ist für denselben Platz ein Denkmal des Juarez geplant, dessen einfaches Grab in einem der kleinen, überfüllten *Camposantos* der inneren Stadt wohl das einzige Denkmal des neuen Mexico ist, dem auch der Fremde sich mit achtungsvoller Andacht nähert. Er, wenn irgend Einer, verdient ein prachtvolles Denkmal, und wäre es auch nur, damit die Erinnerung an seinen grossen und braven Charakter nicht aufhöre, Nacheiferung unter seinem Volke zu erwecken.

---

## Puebla.

(Die Stadt. — Das Thal. — Anbau. — Arbeitslöhne.)

Puebla hat den Ruf, eine der schöneren unter den mexikanischen Städten zu sein, und gefiel mir wenigstens erheblich besser als alle andern, die ich gesehen hatte. Es ist eine regelmässig ausgelegte Stadt mit geraden, nicht zu engen Strassen und reinlich gehalten. Die Bauart der Häuser ist zwar im Allgemeinen spanisch-schwerfällig, wie in anderen mexikanischen Städten, aber es drängt sich weder so viel Ruinenhaftigkeit, noch so viel Schmutz auf, wie z. B. in der vielgerühmten Hauptstadt, und ich glaube, dass der Charakter einiger Hauptstrassen, in welchen viele Kaufläden und ansehnliche, wohlgehaltene Häuser stehen, etwas von der ordentlichen Behäbigkeit der Hauptstrassen einer deutschen Mittelstadt hat. Früher, wo noch mehr Verkehr in Puebla war, machte die Stadt, allen Beschreibungen nach, einen noch angenehmeren Eindruck. Damals hatte sie eine hervorragende Bedeutung für den Handel, denn die Haupt-Lebensader des Landes, die Strasse von Mexico nach Veracruz führte über Puebla und von Puebla gingen viele Waaren nach Süden und Westen ins Innere. Damals hatte diese Stadt

auch das Monopol des Handels und der Verarbeitung der Baumwolle, welches seitdem durch Errichtung von Spinnereien und Webereien in verschiedenen anderen Städten bedeutend durchbrochen wurde. Immerhin zählt noch heute die Stadt mehrere grosse Fabriken, in denen der landesübliche rohe Baumwollenstoff, die sogenannte Manta hergestellt wird, wahrscheinlich mehr als irgend eine andere Stadt in Mexico.

Sie alle treibt neben Dampf die starke Wasserkraft des Atoyac, eines Flüsschens, welches von den Schneefeldern der nahen Hochvulcane genährt wird und das Thal von Puebla in nord-südlicher Richtung durchfliesst. Es ergiesst sich in den Mezcalefluss, gehört also schon der pacifischen Abdachung an. Würde Puebla auch die neue Eisenbahn von Veracruz nach Mexico so beherrschen, wie es die alte Heerstrasse zwischen den beiden Orten beherrschte, so würde auch eine grössere industrielle Entwickelung nicht ausgeblieben sein. Aber nun bildet es den Endpunkt einer kleinen Zweigbahn, welche eine Sackbahn ist. Man sagt, es verdanke diese Beiseiteschiebung der Kurzsichtigkeit seiner eigenen Bürger, von welchen der Staat einen Beitrag zu den Kosten einer direkten Linie Mexico-Puebla verlangte und welche denselben verweigerten. So läuft jetzt die Hauptbahn ein Paar deutsche Meilen vor Puebla vorbei und die Stadt verliert immer mehr an Bedeutung. Wäre ihre nähere und fernere Umgebung nicht so fruchtbar und stünden nicht die grossen Spinnereien am Atoyac, so würde es wohl schon jetzt noch viel öder und todter geworden sein und bald wie Morelia oder Oajaca zum Schatten seiner selbst, ja zu einer halben Ruinenstadt herabsinken.

Ich habe ausser dem Thal von Oajaca in ganz Mexico keinen so wohlbebauten Landstrich gesehen wie das Thal von Puebla. Das Bild, das der Ausblick von den Hügeln um Puebla bietet, ist überraschend gerade an diesem Orte. Diese endlosen Mais- und Weizenfelder, die ganze sorgfältige Cultur des Bodens scheinen der Bevölkerung ein viel besseres Zeugniss auszustellen, als wir nach der Betrachtung der Geschichte und dem Studium des Volks-

lebens von Puebla, und nach dem schlechten Ruf vermuthen sollten, in welchem die pueblanische Bevölkerung im übrigen Mexico steht. Aber der Widerspruch verschwindet alsbald, wenn wir die Eigenthums-Verhältnisse dieses fruchtbaren Thales näher betrachten, denn fast der ganze Boden ist auch hier in den Händen grosser Grundbesitzer und die Masse der Bevölkerung besteht aus Taglöhnern, deren Arbeitsamkeit, Moralität und Zufriedenheit bedingt ist durch die mehr oder weniger gute Behandlung, die sie erfahren und die mehr oder weniger grosse Gebundenheit ihrer Stellung. Ja, wenn wir die Zustände näher erwägen, finden wir am Ende sogar einen Zusammenhang zwischen dem anerkannt schlechten Sittenzustand der hiesigen niederen Bevölkerung und der reichen Cultur des Thales, denn man begreift leicht, dass für den Armen weniger Raum übrig bleibt in dieser Gegend, welche den Ackerbau lohnt, als in anderen, bei denen das nicht der Fall, weil sie vom Verkehr entlegener und ihrer Natur nach ärmer sind und die daher auch keine so dichte Bevölkerung aufweisen. Da keine criminal-statistischen Datum's vorliegen, welche sich über die ganze Republik verbreiten, so lässt sich nichts bestimmteres über die öffentliche Sicherheit von Puebla sagen, als dass nur Eine Stimme über ihren schlechten Stand zu hören ist. Kein Staat hat so viele Revolutionen gehabt. Nirgends sollen räuberische Ueberfälle so häufig sein, und sicher ist, dass die Zweiglinie Apizaco-Puebla der mexicanischen Eisenbahn als der classische Schauplatz unglaublich frecher Eisenbahnüberfälle gilt. Ein mexicanisches Sprichwort bezeichnet den Pueblaner als falsch, ein anderes preist dagegen die Frauen dieser Gegend als vorzügliche Ehefrauen, und die besten Ortskundigen, die ich in Puebla sprach, erklärten sich mit beiden Urtheilen einverstanden. Der geneigte Leser wird mir erlauben, diesen scheinbaren Widerspruch als einen Beweis für die Theorie von der Verschiedenheit der Ursachen der Charakter-Verschiedenheiten bei beiden Geschlechtern im Voraus hervorzuheben (vgl. u.: „Die Betrachtungen über die socialen Verhältnisse"). Wie überall in den wohlangebauten und

für den Verkehr günstig gelegenen Gegenden von Mexico sind die Landgüter oder Haciendas von durchschnittlich kleinerem Umfang als in den weniger cultivirten, entlegeneren Theilen des Landes. Während sie in diesen nicht selten 100 Quadratleguas und noch mehr umfassen, übersteigen sie hier selten das Maass von drei bis vier und halten sich im Durchschnitt bei ein bis zwei Quadratleguas. Hier wie dort reichen zwar die Besitztitel meistentheils bis zur Zeit der spanischen Eroberung hinauf, aber es waren nicht nur von Anfang mehr Liebhaber für die Ländereien vorhanden, sondern es sind auch später öfters Theilungen vorgekommen. Das Thal von Puebla ist eine der wenigen Gegenden, in welchen der Grund- und Bodenwerth im Laufe dieses Jahrhunderts erheblich gestiegen ist; er ist in derselben Zeit z. B. in den Staaten Guerrero, Michoacan und in vielen Theilen Nordmexicos zurückgegangen. Eine wohleingerichtete Hacienda von einer Quadratlegua, die vorzüglich dem Mais- und Weizenbau gewidmet ist und schöne Baulichkeiten umschliesst, kaufte einer meiner Bekannten voriges Jahr für 60,000 Pesos und kann dies als ein Durchschnittspreis angesehen werden.

Die Arbeitslöhne sind gering und übersteigen in dieser Gegend kaum eine Mark für die gewöhnlichen Tagelöhner, welche daneben ein Stückchen Land zum eigenen Anbau erhalten. Aber man sagt, dass auch die Leistungen der Arbeiter nur halb so hoch anzuschlagen seien wie etwa in Deutschland. Da die Arbeiter kein anderes kostspieliges Bedürfniss als Branntwein und Tabak kennen, und da die Gesetze ihnen einen vielleicht nur zu weitgehenden Schutz verleihen (der, wie es scheint, die wahren Interessen der Arbeiter kaum weniger schädigt als die der Herren), so ist das Loos dieser Leute keines der schlechtesten, solange sie sich unabhängig zu erhalten wissen. Da sie aber dem Herrn häufig durch Vorschüsse auf Jahre hinaus verschuldet sind, ist ihre Stellung manchmal keine bessere als etwa die der Kuli's auf Cuba.

---

# Nach dem Pic von Orizaba.

(Ueber die Hochebene nach Osten. San Andres Chalchicomulco. Ein biederer Gastfreund. Aufbruch nach dem Pic. Nachtlager im Walde. Am Fuss des Berges.)

Der Eisenbahnzug, welcher um Mitternacht Mexico verlässt, trug uns über die Hochebene und die Höhen, welche dieselbe umgrenzen, nach Westen hinaus in die tieferen Regionen, aus denen, ehe sie sich entschieden zum Meere hinabsenken, der Pic von Orizaba sein schneeweisses Haupt erhebt. In Mexico war die Nacht warm gewesen, aber je näher wir nach Osten kamen, um so schärfer machte sich die Kälte fühlbar, welche dem Grenzwall der Hochebene in höherem Grade eigen zu sein pflegt, als seine Erhebung zu rechtfertigen scheint. Auch gegen Morgen blieb es kühl und feucht, denn Nebel hüllten uns allerseits ein, verhüllten den Mond und wichen erst der Sonne, die um halb sieben heraufkam, als wir von unserem Bestimmungsorte, San Andres Chalchicomulco, schon nicht mehr ferne waren. Nun lag ein Land vor uns, das vorwiegend eben, dürr und kahl erschien; es dokumentirte sich hierdurch als ein Bestandtheil dessen, was man hier im Gegensatz zu den fruchtbaren Ebenen und Gebirgen, die den Küsten näher liegen, das „Innere“ nennt. Es war noch ächte Hochebenen-Landschaft: Trockener Boden, den eine geringe Vegetation bedeckte und der zum geringsten Theile der Cultur unterworfen war, seltene Hecken und Bäume, die meist dem stacheligen Geschlecht der Mimosen angehörten und als einziger Bestandtheil von charakteristischer Wirkung überall die steife, stachelblättrige Agave, die dem Mexicaner des Innern so heilig sein sollte, wie der Oelbaum den Athenern, da sie ihm sein Liebstes: Pulque und Branntwein und dazu noch zähe Fasern zu aller Art Geweben liefert. Wir verliessen die Eisenbahn und bestiegen

die Diligencia, welche den Verkehr mit dem $1^1/_2$ Leguas entfernten San Andres vermittelt. Längst sollte der Pic von Orizaba sichtbar sein, aber der Nebel stand noch immer vor ihm. Möchte er sich doch erheben! Fällt der Nebel als Regen herab, wie er es in den letzten Wochen leider so oft gethan, so ist von einer Besteigung keine Rede, denn oben schneit es dann und die Stürme toben nie ärger um den schneehäuptigen Alten als wenn sich diese Nebelschleier um ihn winden.

Unsere Wünsche finden bälder Erhörung, als wir dachten. Die Sonne ist hervorgekommen und lässt schon im Westen den Himmel in reiner Bläue erglänzen und aus dem Nebel sind weithin dünne, weisse Wolken geworden. Dasselbe Werk beginnt sie nun über uns und vor uns. Bald tritt ein glänzender Streif, zartweiss, doch scharf gezogen, hoch über der Erde aus den Wolken, die, wie sie sich bewegen, bald mehr, bald weniger von ihm enthüllen. Es dauert keine Minute, bis die Schneepyramide des Vulcanes sich ganz frei über die Wolken hebt und in weiteren fünf Minuten ist der ganze Berg bis über den dunklen Waldgürtel hinab, sammt dem Zwillingsberg der *Sierra Negra* und manchem kleineren Vulcan, der in Beider Nähe liegt, vollkommen sichtbar geworden. Das obere Drittel des Berges, wie er hier vor uns liegt, ist in einen dichten Schneemantel gehüllt, den nur wenige Felsgrate und vereinzelte Klippen durchbrechen, aber doch sieht er nicht unnahbar aus, wie er wohl geschildert wird. Nichts von „furchtbarer Steile“ ist zu sehen, nichts von Schluchten und Klüften. Es ist jetzt vor allem unsere Sorge, ob wir wegkundige Führer finden werden und ob das Wetter hell bleiben wird. Tritt von dieser Seite kein Hinderniss ein, so dürfen wir das Beste hoffen, denn dieses Steigen des Nebels gilt auch hier als ein Vorzeichen günstiger Witterung.

Wir fangen an, über ein schreckliches Pflaster zu rollen, passiren rechteckige niedrige Steinkästen von äusserster Massivität, die selbst Thüren und Fenster so klein erhält, als ob es Keller und nicht Häuser sein sollten. Es sind die ersten Häuser von San Andres

Chalchicomulco. Sie werden nicht höher und nicht besser gebaut, wo sie zu Strassen zusammentreten und wenn man nicht aus Erfahrung wüsste, wie schön ausgestattete Gemächer so mancher dieser Steinklötze birgt, man würde glauben, sich in einem der armseligsten Nester des an armen, zerfallenen Stadtdörfern so reichen Mexicos zu befinden. Die Einsamkeit der Gassen scheint diesen Eindruck zu bestätigen und das Sonnenlicht, das zwischen den niedrigen Häusern in ungedämpfter Schärfe liegt, die dunklen Schatten, der Mangel alles Grüns ausser dem Gras, das zwischen den Kieseln des Pflasters vorspriesst, lässt sie noch öder erscheinen, als sie sind. Es scheint, dass die ganze Bevölkung sich in die Kirche gedrängt hat oder in den Häusern sich zum Kirchgang rüstet. Nur an einem Kramladen, wo die Diligencia hält, hat ein Häufchen Neugieriger sich eingefunden und hier empfängt uns denn der Gastfreund, an den wir empfohlen sind, mit unübertrefflicher Freundlichkeit. Ein kleines Männchen in der landesüblichen kurzen Jacke, mit freundlichem Gesicht, aber von etwas mehr weltmännischer und minder kriechender Höflichkeit, als sie Mexicanern eigen — er stammt von französischen Eltern — ganz Dienstfertigkeit, ganz Bewegung. Er will kein Wort davon hören, dass wir in einer Herberge wohnen könnten, und während noch der Austausch von Complimenten im besten Gange ist, haben schon die dienenden Geister sich unseres Gepäckes bemächtigt und nicht ungern lassen wir uns in das Haus nöthigen, das ganz so niedrig, aber viel breiter und auch äusserlich etwas besser gehalten ist, als die übrigen.

Hier sieht man nun wieder den Contrast zwischen dem Aeusseren und Inneren, denn sobald das Hausthor sich hinter uns geschlossen hat, fühlen wir uns in einer anderen Welt. Drei Seiten des Rechtecks, in dessen Form das Haus angelegt ist, sind Wohnräume, Küche u. dergl. und öffnen sich mit hohen Fenstern oder Glasthüren nach dem Hof, in dem nie ein reicher Blumenflor fehlt. Er ist mit Platten belegt und wird sorgfältig reingehalten und in den reicheren Häusern ist er nicht selten

mit einem Springbrunnen verziert. Es ist ein sehr behagliches Leben in diesem luftigen und doch abgeschlossenen Raum und die langen Zimmerreihen, die ihn umziehen, bieten selbst grossen Familien geräumige Wohnungen. Und in der Regel sind in diesen patriarchalischen Zuständen die Familien nicht klein, da nicht blos die erwachsenen Kinder, sondern auch Schwägerinnen, Schwäger, Nichten, Neffen und Enkelkinder solang wie möglich am Stamme haften. Freilich ist auch das Familienleben hier ein so durchaus abgeschlossenes, dass das Innere des Hauses Ersatz bieten muss für so manches, was besonders den Frauen nach aussen hin versagt ist. Ausser zur Kirche und vielleicht einmal zu einem Spaziergang, kommen sie ja nicht aus ihren Mauern heraus. Man wundert sich daher nicht, wenn man in der inneren Einrichtung der Wohnräume ein Streben nach Behaglichkeit und selbst Luxus findet, welches gar nicht mit dem Aeusseren der Häuser stimmen will. Die Mexicanerinnen, die sonst wahrhaft orientalisch träg sind, entfalten wenigstens auf diesem kleinen Gebiete einige Thätigkeit, wie ich schon früher erwähnte, indem Viele einen Stolz darein setzen, schöne und zahlreiche Blumen zu ziehen, während andere mit den Producten ihrer Nadel Wände und Sopha's schmücken. Ich habe z. B. die Kunst, aus trockenen, gepressten Blumen Sträusse und Kränze für den Wandschmuck zusammenzustellen, nirgends so entwickelt gefunden wie hier. Dasselbe gilt von ähnlichen, brotlosen Künsten, die ein hohes Maass von träger Geduld erheischen.

Der quecksilbrige Gastfreund hatte nicht sobald vernommen, dass wir möglichst bald die Besteigung des Orizaba zu beginnen wünschten, als er das halbe Städtchen in Bewegung setzte, um Führer, Eselstreiber, Thiere und Proviant zu besorgen. Bald sammelte sich eine geräuschvolle Menge vor dem Hause, in der Jeder etwas für uns zu thun hatte oder zu thun wünschte. Dabei fand das vortreffliche Männlein noch Zeit, mich und einen meiner Begleiter zum *Jefe politico* oder Präfect dieses Districtes zu begleiten, an den ich ein Empfehlungs-

schreiben der geographischen Gesellschaft von Mexico abzugeben hatte. Dieser Würdenträger war ein hübscher junger Mann von elegantem, schlaffem Gesichtsausdruck, der Löwe des Ortes. Er war sehr zuvorkommend, zuvorkommender sogar als uns lieb war, denn er gab uns trotz alles Protestirens eine Escorte von vier zerlumpten Milizsoldaten zur Begleitung, die uns belästigten und Kosten verursachten, ohne vom geringsten Nutzen zu sein.

Endlich war alles zum Aufbruch bereit und um 3 Uhr zogen wir, ein stattlicher Zug, der auch bunt genug aussah, zum Städtchen hinaus. Der Gastfreund begleitete uns noch eine gute Strecke. Bald waren wir im Schatten der hohen Föhren, die den Fuss des Vulcans umsäumen und fingen schon an, bedeutend zu steigen. Wir kamen vor Dunkelwerden noch in die Tannenregion, wo man sich schon im Schwarzwald glauben kann. Wir hatten diesen Abend noch bis zur Schneegrenze reiten wollen, wo eine gute Höhle zum Uebernachten sich befindet, aber die Führer verloren den Weg in einem Holzschlag und in dem Labyrinth der umherliegenden Riesenstämme war kein guter Tummelplatz für Pferde. Mit Maulthieren hätte man es wagen können, durch den Wald vorzudringen, aber die Pferde stürzen zu leicht. So entschlossen wir uns, Halt zu machen und schlugen im Schatten herrlicher Tannen das Nachtlager auf.

Vor dem Luftstrom geschützt, der noch immer aus den Schneehöhen des Berges herabwehte, von Schirmästen hoher und dichtnadeliger Föhren überdacht, vom Feuer eines mächtigen Haufens dürrer und harzreicher Stämme angestrahlt, verbrachten wir diesen Abend behaglicher, als wenn vier Wände uns umschlossen hätten. Die braunen Galgenvögel der Escorte, der Arriero und die Führer liessen es nicht an Lärm und Lustigkeit fehlen und ihre Gruppen in den bunten Poncho's, den zotteligen Ziegenfellhosen, den rasselnden Säbeln waren im grellen Licht des Holzstosses manchmal von ausgezeichnet malerischer Wirkung. Wir lagen in unsere Decken gehüllt am Feuer auf erhöhtem Platze und

schauten dem Treiben zu. Den nächsten Morgen wurde früh aufgestanden und alles zum Aufbruch vorbereitet, der bei Sonnenaufgang stattfand. Durch den Wald und durch ein waldarmes Thal, dessen Lage zwischen dem Pic und dem Zwillingsberg Sierra Negra mich an das *Atrio di Cavallo* des Vesuv erinnerte, gelangten wir zu der Höhle, von welcher aus die Besteigung unternommen werden sollte.

Vor dem Eingang in diese Höhle war ein schöner sonniger Platz, auf dem wir uns im Angesicht eines grossartigen Gebirgspanoramas eine halbe Stunde lang von der Sonne anscheinen liessen, ehe wir die Besteigung begannen. Die Südseite des Berges war uns zugewandt, um die wohl 2000′ hoch vom Gipfel herab ein dichter Schneemantel gelegt war. Gegen Osten war das Profil dieser Riesenpyramide ziemlich steil und von wenig unterbrochenem Abfall, der 30—35° nach der Schätzung betragen mochte. Er war öfters von Felsabstürzen und kurzen Graten unterbrochen. Im Westen fällt der Berg in dieser Höhe viel sanfter ab und zeigte uns eine so sanfte Profillinie, dass sich die besten Hoffnungen für das Gelingen der Besteigung fassen liessen. Hier reihte sich dann eine vielzerklüftete, zacken- und klippenreiche, steile Bergwand an, die als alter Krater nicht zu verkennen war und hohe Ströme grossfelsiger Lava füllten den Vordergrund aus und bildeten auch die Wand, an der wir sassen. Eine graue compakte Lava lag in spärlichen Felsen umher.

---

## Besteigung des Pic von Orizaba.

---

Hart über dieser Höhle hörte der Baumwuchs auf, ohne indessen, wie in unseren und nordamericanischen Gebirgen, durch Krummholz- oder Legföhrenbildung den Uebergang zu den baumlosen Regionen zu

vermitteln. Wohl sah man, wie zu erwarten, Bäume unter diesen Föhren, die durch Druck des Schnees und der Winde verbogen, gedrückt, überhaupt in mancherlei Weise abnorm gestaltet waren. Eine Anlage zu Vielästigkeit und dichter Stellung der Nadeln, wie sie allen diesen Föhren eigen ist, welche so hoch heraufgehen, erschien bei manchen in so extremer Weise entwickelt, wie bei echten Legföhren. Allein die letzten Föhren, in deren Schatten schon der Schnee die grössere Hälfte des Jahres liegt, waren noch vollkommene Bäume von starkem Stamm, aufrechtem Wuchs und einer Verästelungsweise, die in den meisten Fällen nicht auffallend unregelmässig war. So brach der Baumwuchs hier ohne jede Vermittelung ab, was einen um so befremdenderen Eindruck machte, als die Sträucher und strauchartigen Kräuter gänzlich fehlen, welche anderwärts sich mit einem Wachsthum, welches noch keineswegs ärmlich genannt werden kann, weit über die Waldgrenze an den Bergen hinaufziehen.

Ein Paar grossblüthige Compositen, sowie Gräser von buschigem und getreideartig hohem Wuchs gehen allein noch um etwa 200 Meter über die letzten Bäume hinaus. Diese Vegetation überzieht als gelbbraune Wiese den letzten schneefreien Streifen, der mit zahlreichen Blöcken dunkler Lava bestreut ist. Sie bildet aber keine ganz zusammenhängende Pflanzendecke mehr, denn die einzelnen Gewächse werden durch immer grössere Zwischenräume getrennt, je weiter hinauf sie am Berge stehen; auch liegt schon mancher Fleck Schnee dazwischen, erst im Schatten von Felsen, dann frei, und diese Schneeflecken werden zusehends grösser; am Ende sind sie zu Feldern geworden, die schon die Augen blenden und es wird nöthig, die Pferde zurückzusenden und die Schnebrillen aufzusetzen.

Der Weg hatte sich von der Höhle aus in dem breiten Thale aufwärts gewunden, welches zwei moränenartige Lavaströme einfassen, die vom Berge her geflossen sind und näherte sich dessen Südostfuss, indem er rechts an dem einen dieser Ströme hinaufführte. Als wir jenseits desselben an der Schneegrenze angekommen

waren, bot der Rückblick ein neues Bild, denn wir befanden uns jetzt über einem Krater, den steile und zackige Felswände einfassen und dessen flacher, circusartiger Grund wie ein Thalboden in diese Seite des Berges einschneidet. Hier hatte offenbar in früherer Zeit einer jener heftigen Seitenausbrüche stattgefunden, welche so mächtig auf die äussere Gestaltung vieler Vulcane eingewirkt haben; er hatte Wände und Klippen aufgerichtet, die wie ein kleines, aber wildes Gebirge sich zwischen dem mächtigen Vulcan und der Sierra Negra, seinem Trabanten, erhoben, so dass von den Punkten, wo diese Zwillingsberge in ihrer ganzen Breite zu überschauen sind, dieselben immer durch einen klippenreichen Felskamm verbunden erscheinen, welcher eben dieser Kraterwand angehört.

Andauernde Regen, welche durch Nordwinde verursacht wurden, hatten innerhalb der letzten vier Wochen die Schneelinie so weit herabgedrückt, dass sie statt bei 14,000, wie gewöhnlich, um bedeutend tiefer lag. Aber der frischgefallene Schnee war schon zusammen gesintert und befand sich nur noch an wenigen Stellen in jenem unangenehmsten Zustand, wo über lockeren Massen eine dünne gefrorene Kruste liegt, auf welcher man bei jedem Schritte einbricht. Meistens hatte er sich oberflächlich zu Eiskrusten verwandelt, die nicht grösser waren als gewöhnliche Schlossen und es war vermöge derselben nicht schwer, selbst auf steileren Schneefeldern Stufen in die von der Sonne durchweichten Massen zu treten. Freilich entbehrten wir dabei der Hülfe wohlausgerüsteter Führer, wie man sie in den Alpen findet, denn unsere beiden Führer hatten genug an ihren Lasten zu schleppen und waren selbst nicht im Stande, einen guten Weg im Schnee vorzubahnen, da sie ihre Füsse nur mit weichen Sandalen bekleidet hatten, welche einen geringen Eindruck hinterliessen. Aber im letzten Drittel der Höhe war der Schnee gefroren und von den Winden, die dort herrschen, tief zerfurcht und in dieser Region hatten sich auch Spuren von den Arbeitern erhalten, welche der Schwefelgewinnung wegen nicht selten den Berg besteigen

und diese Spuren bildeten gerade auf dem steilsten Schneefeld in der Nähe des Gipfels glücklicherweise eine Art Treppe, deren Stufen die Besteigung erleichterten, wenn sie auch häufiges Ausgleiten und Zurückrutschen nicht verhindern konnten. Hätten wir nicht diese zweifach günstige Beschaffenheit des Schnees, unten weich, oben hart und zerfurcht, vorgefunden, so würde uns die Besteigung wahrscheinlich, wie so manchen Andern, missglückt sein.

Die Schneefelder haben von dem Punkte an, wo sie zu einem fast lückenlosen Mantel zusammenbacken, dessen Zusammenhang nur da und dort ein Felsgrat oder eine Klippenreihe unterbricht, eine immer zunehmende Steile. Sie nehmen an Tiefe von unten nach oben zu. In der Mitte des schneebedeckten Theils des Berges schätzte ich dieselbe auf 3—5, in der Nähe des Gipfels auf 12 Fuss. Die Sonne schmolz an dem Tage, an welchem wir hinaufstiegen, trotz theilweiser Nebelverhüllung, noch um drei Uhr Nachmittags stark an dem Schnee, und wo sie in der Nähe hervorstehender Felsen oder anderer Lücken seinen tieferen Schichten beikommen konnte, hörte man das Schmelzwasser in der Tiefe gurgeln. Aber Ansammlungen von Wasser, wie man sie z. B. an den schneebedeckten Theilen des Aetna findet, fehlen hier ganz, und zwar wohl ebensosehr wegen der Durchlässigkeit als der Abschüssigkeit des Bodens. Dieser Wassermangel (denn der Schnee mit seiner geringen durststillenden Kraft ersetzt das Wasser nicht) kann als eine der Unannehmlichkeiten bezeichnet werden, denen vorsichtige Reisende durch Mitführung genügend geräumiger Kochapparate vorbeugen sollten, in denen Schnee rasch geschmolzen werden kann. Man soll wohl die alte Regel nicht verachten, dass bei jeder anstrengenden Wanderung das Trinken möglichst lange hinauszuschieben sei, aber wenn der Durst einmal übermächtig geworden ist, hat ein kühler Trunk eine doppelt erfrischende und kräftigende Wirkung.

An diesem Schneemantel stiegen wir hinauf und zwar in einer ziemlich geraden Linie, deren Steilheit nicht

durch Zickzackwege gemildert wurde, da für derartiges die Zeit zu kurz war. Als wir nach neun Uhr Morgens das erste Schneefeld betreten hatten, meinten die Führer, wir würden gewiss nicht vor vier Uhr zum Gipfel gelangen, und wir mussten ihnen glauben, wie unglaublich diese Prophezeiung bei der Nähe des Gipfels auch klang. Aber es ward sechs Uhr, ehe die Ersten, und sieben Uhr, bis die Letzten oben ankamen. Anderwärts wäre es freilich lächerlich, neun Stunden auf 3-—4000 Fuss Bergsteigung zu verwenden, aber die grössere Hälfte unseres Weges lag über Montblanc-Höhe, wo die dünne Luft mit jedem Schritte, den man weiter vorwärts thut, in grösserem Maasse ihre entkräftende Wirkung übt und die Athmung in peinlicher Weise erschwert.

Diesen Wirkungen entgeht natürlich Niemand, aber unerträgliche Beschwerden, von welchen frühere Besteiger des Pic von Orizaba zu erzählen wissen, haben wir nicht zu ertragen gehabt. Mit den zwei Führern zusammen waren wir sieben und werden also wohl einige Verschiedenheit der Constitution und der Willenskraft repräsentirt haben, aber es befiel Keinen ein ernstes Unwohlsein, und ebensowenig fand irgend Einer die Strapazen so gross, dass er daran gedacht hätte, umzukehren. Die Besteigung ging ganz ruhig vorwärts; erst ging es ziemlich rasch und gleichmässig, mählig vermehrten sich die Pausen, die man machte, um Athem zu holen, und traten zuletzt fast zwischen allen zehn Schritten ein, und gleichzeitig theilte sich die Gesellschaft in einen Theil, der langsamer ging, und einen anderen, der mit dem vordersten Führer Schritt zu halten suchte. Diese Scheidung war insofern natürlich, als die langsamere Gruppe aus zwei älteren Herren bestand, während wir zwei Jüngeren und ein Mexicaner die andere bildeten. Uebrigens betrug der Unterschied in unserer Ankunft nur eine Stunde. Im Anfang hatte man etwas husten hören, aber nicht im Gehen, sondern nur beim Ausruhen, doch verschwand dieses Zeichen von Lungen- oder Luftröhrenaffection, als man sich nach einer oder zwei Stunden etwas an diese dünne Luft gewöhnt hatte. Weiter hörte

man von keiner Beschwerde, als dass Einer oben über heftiges Kopfweh klagte, das sich jedoch den folgenden Morgen wieder ziemlich gelegt hatte. Einige Eingenommenheit des Kopfes war allgemein vorhanden, und eine gewisse Energielosigkeit, welche sich von der gemeinen Faulheit dadurch unterschied, dass sie als etwas Unangenehmes empfunden wurde, machte sich leider bei Allen geltend; wir schrieben sie drei Ursachen zu: Der Ermüdung, der dünnen Luft und der Kälte, welche letztere durch die zu geringe Menge der warmen Getränke, welche wir zu uns nehmen konnten, besonders empfindlich wurde. In der halben Höhe, als die Müdigkeit einzutreten begann, befiel zwei von uns eine starke Schlafsucht, die man dadurch besiegte, dass man längere Zeit nur noch im Stehen ausruhte. Das Sichniedersetzen ist überhaupt beim Bergsteigen eine schlechte Politik, wie ich mich jetzt wiederholt überzeugt habe; es macht nur faul und führt zur Verschwendung der kostbaren Zeit.

Fast ebenso ereignisslos wie in Bezug auf uns selber war diese Besteigung in Bezug auf die Landschaft. Vor uns sahen wir immer nur an der steilen, weissen Wand des Schnee's hinauf, zu beiden Seiten streckten gleichfalls Schneefelder sich aus und beschränkten zum Theil die Aussicht durch ihre Erhöhungen und nur der Blick nach rückwärts blieb ganz frei. Hier trat nun freilich ein Stück um's andere von dem Lande in den Gesichtskreis, das im Süden, Osten und Westen des Berges liegt, aber es zogen soviele Wolken über ihm hin und her, und lagen soviele Nebelmassen in seinen Thälern, dass es kein klares Bild gewährte. Viel entschädigte für diese Unklarheit freilich der erhabene Anblick der drei Vulcane Popocatepetl, Iztaccihuatl und Malinche, die in Einer Reihe ganz klar am westlichen Horizont standen — jener eine vollkommen regelmässige Schneepyramide von steilen Wänden, diese beiden mehr flach mit breiten, zerklüfteten und schneebestreuten Gipfeln — und so mancher interessante Einblick in den Gebirgsbau der Landestheile, die hier sichtbar waren. Aber bald entzogen Nebelschleier, die mit heftigem Winde am Berge herauf-

zusteigen begannen, selbst den Anblick dieser Fragmente, und liessen uns, als sie die Sonne verhüllten, und eine Kälte erzeugten, welche jede halbe Minute ruhigen Stehens oder Sitzens mit Zittern und Schnattern belohnte, der Botschaft sehr froh werden, dass wir bald am Ziele seien. Wir hatten auch von anderem Leben als dem unseren während der ganzen Zeit nichts als einige Raben gesehen, die mit charakteristischem Geschrei und Flügelschlag sich aus einem Felsenmeer erhoben. Was mochten diese in 16,000 Fuss zu finden denken? Ein ausgezeichnet intelligenter Hund, der zu unserer Escorte gehörte, Bataillon mit Namen, folgte uns bis zur Spitze und verweilte dort bis wir herabstiegen, wiewohl er schon in halber Höhe vor Frost und Müdigkeit erbärmlich winselte.

Zwischen Sonnenuntergang und Mondaufgang, als es bereits etwas düsterte und der Nebel dichter als je sich um den Gipfel gezogen hatte, sah ich hart unter dem Letzteren zu meinem grössten Erstaunen plötzlich den Gefährten, der etwa fünfzig Schritt voraus war, verschwinden. Gleich darauf kam derselbe wieder zum Vorschein und rief: „Hier ist eine Höhle!“ Frohe Botschaft! Es war ein unklarer Plan gewesen, im Krater zu übernachten, wiewohl weder die Führer, noch wir selbst etwas Sicheres von dessen Eigenschaften wussten, und vor allem nicht, ob man in seine Tiefe gelangen und dort einen geschützten und warmen Schlafplatz finden könnte. Möglicherweise vereitelte die Beschaffenheit des Kraters diesen Plan und stand uns dann ein nicht angenehmer und vielleicht gefährlicher Abstieg über die steilen Schneefelder noch für diesen Abend bevor, da die Kälte und der scharfe Wind ein Verweilen über Nacht an ungeschütztem Orte unbedingt nicht erlaubten. Von dieser Höhle hatte Niemand gesprochen. Ich kam an ihrer Mündung an, die gerade so hoch und breit war, dass man auf dem Bauche hineinkriechen konnte, kroch hinein, ohne mich von Schwefelwasserstoffdünsten anfechten zu lassen, die herausströmten, sondern freute mich, dass der Wind nicht hereinwehte und dass eine etwas angenehmere Temperatur

herrschte als aussen; wir krochen dicht zusammen, um unsere Wärme nicht verloren gehen zu lassen, suchten den besten Nutzen aus unseren paar Decken zu ziehen und warteten in stiller Ergebung, bis der Rest der Gesellschaft ankam, der zu unserer grossen Enttäuschung sich die Branntweinflaschen angeeignet hatte, deren Inhalt jetzt nothwendiger zu sein schien, als alles andere. Mir verkürzte diese Zeit die Entdeckung, dass ich den grossen Zehen des rechten Fusses erfroren hatte und verschiedene Versuche, das Uebel wieder gut zu machen. Bei den Anderen war es nicht so weit gekommen, aber sie litten doch Alle mit am Meisten von der Kälte an den Füssen und wir bedauerten jetzt, dass wir es unterlassen hatten, von jenen wollgefütterten Salbandschuhen mitzunehmen, welche z. B. im letzten Krieg in Frankreich sich bei den Winterstrapazen so nützlich gezeigt haben.

Noch müder als wir kam die Gruppe der Verspäteten an, aber es war jetzt wirklich eine grosse Freude, nach diesen Strapazen Alle so wohlerhalten wieder beisammen zu sehen. Es ging an ein Schneeschmelzen und Theekochen und als wir uns soweit gelabt hatten, als es unsere Mittel erlaubten, legten wir uns in dichter Zusammendrängung nieder und suchten zu ruhen. Das gelang aber nur in grösseren Pausen, denn beständig fielen Stückchen und Stücke der morschen Decke herab, bald da, bald dort, und nicht wenige fielen auf die Schlafenden und weckten sie immer wieder auf. Statt des Dankes für die glückliche Vollbringung des Unternehmens waren es daher Flüche und Verwünschungen in deutsch und spanisch, welche von den Wänden der Höhle wiederhallten.

Diese Höhle war keine natürliche, sondern war durch Schwefelgräber ausgehöhlt worden, weil gerade an dieser Stelle das Lavagestein, welches durch saure Dämpfe zersetzt und weissgrau gebleicht ist, voll Schwefel steckt, und weil dieser bei der Brüchigkeit des Gesteines leicht zu gewinnen ist. Es kann Einer an einem Tage für zwei Pesos Schwefel gewinnen, womit dann aber freilich die Mühe des Herauf- und Hinabsteigens und des

Transportes bis zu dem Niederlagsort in St. Andres inbegriffen ist, der eine Tagereise vom Fuss des Berges entfernt liegt. Eine Schwefelmine in 17,000 Fuss Höhe scheint freilich ein mühseliges Geschäft zu sein, aber die Indianer sind ausgezeichnete Läufer und Bergsteiger und ich glaube gern, was mir ein Einwohner von St. Andres erzählte, dass einmal einer mit 4 Aroben (100 Pfd.) Last auf dem Rücken den Gipfel des Orizaba erstiegen habe. Trug doch von unseren Führern jeder mindestens seine fünfzehn Pfund mit grosser Leichtigkeit, während wir unter unseren Decken seufzten, die wir zusammengerollt an Riemen umgehängt hatten. Uebrigens will die Schwefelgewinnung an diesem Pic nicht viel heissen. Aus dem Krater des Popocatepetl kommt bedeutend mehr [14].

Die Temperatur in der Höhle betrug Morgens um 6 Uhr zwischen 0 und + 1° und da die vorhin erwähnten Störungen während der ganzen Nacht keine rechte Ruhe hatten aufkommen lassen, war beim Anbruch des Tages Niemand in der Gesellschaft geneigt, sich sobald aus den Decken zu schälen. Selbst die Führer mussten wiederholt und dringend zum Aufstehen gemahnt werden. Bataillon, der die Nacht über, an und auf meinen Füssen gelegen, war der erste, welcher sich von dem jungen Lichte dieses Tages hinauslocken liess; aber er kam bald wieder zurück, nachdem er ein gehöriges Loch in den Schnee geleckt hatte, um seinen Durst zu stillen. Bis wir die Stiefel angezogen und Thee getrunken hatten, (das erstere Geschäft nahm aber mehr Zeit in Anspruch als das zweite) war es fast neun Uhr geworden und um diese Zeit machten wir uns auf, um den Rand des Kraters zu besteigen und auf der höchsten Spitze desselben eine hypsometrische Messung anzustellen. Hart über der Höhle betrat man den Rand der mehrere Hundert Fuss tiefen Schlucht, welche den Krater darstellt, und deren Wände durch zerklüfteten, zerrissenen Bau und Steilheit, die zu senkrechten Abfällen von mehreren Hundert Fuss Höhe sich steigert, nichts von dem trichterartigen Kratercharakter aufkommen lässt, dem man bei den meisten

Vulcanen begegnet. Wo die Wände nicht zu steil waren, lag der Schnee so breit und tief wie aussen am Berge und nichts zeugte von gegenwärtiger vulcanischer Thätigkeit. Vom Kratergrund war bei der verhältnissmässigen Schmalheit dieser Schlucht und der Ineinanderschiebung der Wände wenig zu sehen und das Wenige lag voll Schnee. In den zwei Stunden von halb zehn bis halb zwölf Uhr, die wir am Gipfel verweilten, schwankte die Temperatur von — 4 bis — 5 o C. und in den kurzen Zwischenräumen, in denen die Nebelschleier verwehten und die Sonne durchliessen, wobei es dann auch immer windstill wurde, war der Aufenthalt am Gipfel zu ertragen. Wir gruben ein Loch in den Schnee, um die Spiritusflamme des Hypsometers vor dem Winde zu schützen, und es zeigte sich bei zwei Versuchen, dass der Kochpunkt in einer Entfernung unter dem Nullpunkt der Scala lag, welche eine Höhe von ca. 5509 Meter erkennen liess[15]). Die Aussicht war leider heut so wenig klar wie gestern. Dieselben Nebelmassen in der Tiefe und dieselben Wolkenschleier um den Gipfel, die mit kurzen Unterbrechungen uns einhüllten und den Umblick bald hier bald dort beschränkten. Wenn es hell ist, muss man hier das Meer bei Vera-Cruz sehen können, und in der That will es Einer von uns wahrgenommen haben. Aber gerade in jener Richtung stand in allen Vertiefungen weisser Nebel, so dass es aussah, als durchzögen unzählige Seen und Lagunen das Küstenland. Nach und nach gewann man indessen doch eine Vorstellung vom Bau des Vulcanes und seiner Umgebung. Die Sierra Negra stand zu ihm in demselben Verhältniss wie Monte Somma zum Vesuv. Ein zackiger Felsgrat verbindet die beiden. Andere Krater sind, kleinen Erdbläschen gleich, rings um die Hauptmasse dieser Zwillingsberge zerstreut, aber sein Kegel ist durchaus einfach von der Schneegrenze an, d. h. von keinem Seitenkrater und keinem bedeutenden Felsgrat durchbrochen. Die hervorragendste Höhe ist nach Südwesten gewandt.

Nach zwanzigstündigem Aufenthalt in dieser Einöde, in deren kalte, farblose Einsamkeit die Felsenwildniss

des Kraters weniger Abwechselung als vielmehr Vertiefung des beengenden Eindrucks brachte, begannen wir wieder hinabzusteigen. Hierbei kam uns die Steilheit der Schneefelder, die gestern den Anstieg so sehr erschwert hatte, auf's Beste zu Hülfe; man setzte sich auf eine Matte oder einen Teppich und liess sich ganz einfach hinuntergleiten. Auf diese Art durchsauste man tausend Fuss in wenigen Minuten und würde in einer Viertelstunde am unteren Rand der Schneefelder angekommen sein, wenn nicht weiter unten der Schnee erweicht gewesen wäre und die Rutschpartieen dadurch erschwert haben würde. Aber doch waren wir um fünf Uhr schon wieder bei der unteren Höhle angekommen, wo zu unserer grossen Freude die Faullenzerschaar der Escorte soeben im Begriff stand, sich aus dem zweiten Truthahn, den wir mitgenommen hatten (den ersten hatten sie aus eigener Machtvollkommenheit bereits gegessen), ein Mahl zu bereiten, zu welchem wir uns statt ihrer mit unbeschreiblichem Behagen niederliessen.

---

## Veracruz.

(Aeusserer Eindruck. Gesellschaft. Die Deutschen. Medellin. Handelslage. Hafen. Klima.)

Veracruz sieht sich von der See wie eine orientalische Stadt an. Die Kuppeln seiner Kirchen, deren farbige, glasirte Ziegel weithin leuchten und von minaretartig schmalen Thürmchen überragt sind, die weissen, dachlosen Häuser, selbst die Dürre des Sandes, der rings die Stadt umgiebt und die Verödung, welche ausserhalb der Mauern dir entgegenstarrt, erinnert an Gegenden, wo der Halbmond herrscht. Indessen ist diese Aehnlichkeit vielen spanisch-amerikanischen Städten eigen und nur die Lage und Umgebung macht dieselbe hier so

auffallend. Im Innern dagegen ist Veracruz lebhafter, als man bei der verhältnissmässig geringen Bevölkerung erwarten sollte. Es sind in einigen Strassen grosse und gutgehaltene Häuser, in denen die Kaufleute ihre Bureaus und Wohnungen haben, es giebt mehrere ansehnliche Kaufläden und bessere Gasthäuser als in anderen Provincialstädten. Auch die Reinlichkeit der Strassen lässt wenig zu wünschen übrig, aber man hat sie nur den Sträflingen zu danken, welche hier in grösserer Masse internirt sind, und für welche man auf jede mögliche Weise Arbeit zu schaffen sucht. Zu zweien sind sie aneinander geschlossen und allmorgendlich rasseln sie mit Besen und Schaufeln durch die Strassen. Neben ihnen sind aber auch die Geier nicht zu vergessen, welche ich noch nirgends so häufig gesehen habe wie hier und welche sich trotz ihres sehr zweifelhaften Werthes für die Reinhaltung der Strassen grosser Schonung seitens der Bevölkerung zu erfreuen scheinen. Einige nette zahme Affen beleben den öffentlichen Garten, der schattig und blumenreich die Plaza ziert. Schwarze, bachstelzenschwänzige Tordos, die Vertreter unserer Spatzen, sind auch in den bewohntesten Strassen häufig, wo sie Körner und Brosamen aufpicken und vielleicht auch das Gras, das mächtig zwischen den Pflastersteinen hervorspriesst, etwas im Zaume halten, indem sie an seinen Wurzeln nach Würmern suchen. Thierreicher als an anderen Orten fand ich hier auch den Markt, auf welchem mehrere Arten von Papageien, Aeffchen, Wickelbären *(Cercoleptes)* u. a. Bürger der Tieflandurwälder des atlantischen Saumes gar nicht selten vertreten waren.

Die Menschen von Veracruz sind eine bunte Gesellschaft. Der höhere Kaufmannstand, der die grossen Geschäfte des Haupthafens von Mexico leitet, setzt sich der Mehrzahl nach aus Deutschen zusammen. Einige Spanier und wenige Franzosen und Mexicaner stehen ihnen zur Seite. Engländer im Dienst der Eisenbahn können zu dieser Gruppe gerechnet werden. Mexicanische Politiker, die sich in solche theilen, welche bereits

eine Anstellung bei der melkenden Kuh des veracruzaner Zollamtes gefunden haben und solche, welche diese daraus zu verdrängen und sich an ihre Stelle zu setzen suchen, bilden zusammen mit einigen flüchtigen Revolutionären aus Cuba eine Gruppe, deren tägliches Brot die Politik, d. h. die Intrigue ist. Ausserdem ist die bessere Gesellschaft Mexico's nur ungenügend durch einige Officiere, Beamte und Lehrer vertreten. Der Rest besteht aus kleinen Kaufleuten und Handwerkern, Packträgern und Höckern. Unter den Fremden halten sich die Deutschen, welche wie gesagt die zahlreichsten sind, ziemlich abseits, wenn sie auch ebensowenig wie anderwärts eine geschlossene Gesellschaft im eigentlichen Sinne bilden. Das ungesunde Veracruz, das weder an sich noch in seinen nächsten Umgebungen irgendwelche nennenswerthe Anziehungspuncte bietet, lädt weder zu längerem Verweilen noch zur Familiengründung ein; es giebt nur einige deutsche Familien und fast in allen sind die Hausfrauen Spanierinnen, ungesellig durch Erziehung und doppelt ablehnend gegen die Landsleute ihrer Gatten. Die Mehrzahl unserer Landsleute ist unverheirathet und denkt nicht lang zu bleiben, erwirbt wohl auch leichter als anderwärts, ohne dass indessen der Erwerb in allen Fällen ebenso sicher und solid sein könnte wie in anderen Hafenplätzen von ähnlicher Bedeutung. Der Hasardcharakter, der das mexicanische Geschäftsleben fast in allen Zweigen kennzeichnet — und wie sollte er in einem Lande von dieser convulsivischen Tagesgeschichte fehlen? — tritt auch hier deutlich hervor und wird noch verstärkt durch die örtlichen Verhältnisse: Die Abgeschiedenheit selbst von dem geringen Maasse höherer Cultur, welche die Hauptstadt bietet, und das Gewagte des Lebens an einem der klassischen Sitze des Gelben Fiebers. Becherklang und Würfellust und was daranhängt, regieren vielleicht mehr als gut in der deutschen Colonie von Veracruz und manchmal gewann ich an jenen vielbesuchten Tischen eines spanischen Restaurateurs, die unter freiem Himmel auf der Plaza stehen und von welchen her bis tief in die Nacht teutonische

Laute, wenn auch nicht immer Kosenamen, über den Marktplatz von Veracruz zu schallen pflegen, ein Bild, das ich Wallensteins Lager ins Kaufmännische übersetzt nennen möchte. Als ich bei einer späteren Durchreise direct von Veracruz nach Havana kam, war mir der Contrast der Sitten in beiden Städten auffallender als irgend etwas, das ich bis dahin in dieser Richtung gesehen. Hier der befestigte Reichthum guter alter Häuser, Anstand, Wohlerzogenheit, Bildung und Comfort, dort rücksichtslose Geldmacherei, Emporkömmlingsthum, fieberhafter Genuss, rohe Sitten. In cubanisch-deutschen Kreisen hatte ich das Gefühl, mich unter den gebildeten Officieren eines Heeres zu bewegen, dessen Avantgarde ich in Veracruz auf einem öden, abgelegenen Wachtposten begegnet war, wo dieselbe mit allen Mitteln, die es irgend geben mochte, sich die Zeit vertrieb und in der exponirten Stellung nicht besser geworden war.

Charakteristisch ist, dass Veracruz mit seinen 12,000 Einwohnern einen sehr besuchten Vergnügungsort, eine (kleine) Art Baden-Baden besitzt, wohin weniger die Reize einer üppigen Urwaldnatur, als der grüne Tisch, die üppigen Soupers und braune Schönheiten von meist, abgesehen vom Alter, zweifelhafter Classicität die veracruzaner Nabobs locken. Selbst für eine Eisenbahn nach diesem sonst unbedeutenden Nest hat man das Geld aufgebracht, wobei indessen zu bedenken, das für eine ungesunde, heisse Stadt wie Veracruz ein Buen Retiro von auch nur geringen Ansprüchen geradezu eine Nothwendigkeit ist. In Medellin hatte man beste Gelegenheit, den Spielteufel, der die Mexicaner und sehr oft auch die hierlebenden Fremden beherrscht, in krassen Formen erscheinen zu sehen. Vermögen sind dort in einer Nacht verloren und gewonnen worden. Die halb mitleidige, halb geringschätzige, aber immer chevalereske Behandlung eines Aus- oder Abgespielten — der Mann könnte ja auch wieder einmal gewinnen — wie sie in der mexicanischen Gesellschaft überall zu finden, ist ein sehr eigenthümlicher Charakterzug in der socialen Physiognomie, abe[illegible] nicht fehlen, dass die Nivellirung

nach unten, ein Tieferrücken des socialen Pegels, eine der Folgen solch ritterlicher Gefühle ist.

Die erste Stellung, welche Veracruz von jeher unter den mexicanischen Seeplätzen eingenommen hat, beruht ausschliesslich nur auf seiner günstigen Lage zur Hauptstadt. Durch die Eisenbahn, welche seit 10 Jahren die beiden Centren des mexicanischen Handels und Verkehrs, Veracruz, das Ein- und Ausgangsthor, und Mexico, den Vertheilungsplatz, verbindet, ist diese Grundlage nur noch befestigt worden und übrigens ist Veracruz auch für andere, von der Hauptstadt unabhängige Gebiete, wie z. B. den productenreichen und vielleicht der grössten Entwickelung unter allen Theilen der Republik fähigen Staat Oajaca, der Hauptseehafen, der allerdings zunächst nur durch Saumpfade, auf denen die Maulthierkarawanen von Oajaca bis Veracruz 6—8 Tage brauchen, mit diesem wichtigen Theile seines Zufuhr- und Absatzgebietes verbunden ist.

Aber diese Lage ist sein einziger natürlicher Vortheil. Einen Hafen hat Veracruz eigentlich gar nicht, sondern nur eine Rhede. Die Schiffe, grosse und kleine, ankern hinter einer kleinen Insel, die hart vor Veracruz liegt und wegen des Forts, das sie trägt, für die Stadt früher von Bedeutung war. Aber dieses Fort hat Veracruz nicht davor geschützt, innerhalb dreissig Jahren dreimal durch feindliche Flotten genommen zu werden; 1837 durch die Franzosen, 1847 durch die Nordamericaner, und im Beginn der letzten Intervention durch die Spanier. Es ist gegenwärtig werthlos als Befestigung. Bei stürmischem Wetter gehen die Schiffe auf die hohe See, aber es fehlt dennoch nicht an Schiffbrüchen an dieser flachen, bänkereichen Küste, welche sogar in unmittelbarer Nähe der Stadt mit Trümmern garnirt ist, welche von denselben herrühren. So gefährlich die Stürme für die Schifffahrt, so heilsam sind sie aber, und besonders die aus Norden wehenden, für die Gesundheitsverhältnisse. Wenn bei Nordsturm kein Schiff einzulaufen wagt, athmet der Fieberkranke auf und Epidemien des gelben Fiebers, welche oft Monate dauerten, sind durch an-

dauernde Stürme beendigt oder wenigstens unterbrochen worden. Ich weiss nicht, ob auch glaubwürdig ist, was man sagen hört, dass Leidende von fortgeschritteneren Fiebern durch plötzlich sich erhebenden Nordsturm befreit wurden; jedenfalls hat Jeder, der je in den Tropen lebte, die Erleichterung empfunden, weche in den so lästigen, latenten Fieberzuständen, wo die Krankheit nicht zum Ausbruch kommen kann, in jenem Vorstadium allgemeiner Abgeschlagenheit und Zerbrochenheit, durch raschen Uebergang der warmen in kühlere Witterung, der ruhigen drückenden Luft in bewegte herbeigeführt wird. Bei genauerer Nachfrage habe ich, beiläufig gesagt, keine jener auffallenden Nachrichten bewährt gefunden, die über das Gelbe Fieber umlaufen. Die Todesgefahr, die mit dem Genuss gewisser Früchte (Bananen vorzüglich) verbunden sein soll, die unmittelbaren Wirkungen heftiger Erkältungen u. dgl. scheinen viel weniger wirksame Ursachen dieser heftigen Krankheit zu sein als die unbekannten Miasmen der Tieflandsümpfe um Veracruz. Dagegen findet man die geringere Neigung der Neger und ihrer Mischlinge zu derselben im Vergleich zu den einheimischen und eingewanderten Weissen auch hier bestätigt.

---

# Reise über die Landenge von Tehuantepec.

## I.

(Reise-Ungelegenheiten. Mit Dampfer nach Minatitlan. Im Goatzocoalcos. Uferlandschaft. Angenehme Gesellschaft. Zollplackereien.)

In diesem Lande muss man nebst anderen civilisirten Angewohnheiten auch die ablegen, dass man es für möglich hält, einen Reiseplan für nicht ganz nahe Strecken mit einiger Bestimmtheit festzustellen und denselben festzuhalten, nachdem man ihn ausgearbeitet hat. Es ist so selten, dass die Leute weite Reisen machen und die Routen wechseln so sehr je nach den Zwecken des Reisenden und der Jahreszeit, dass man auf alle Erkundigungen höchst widersprechende Auskunft erhält und am Ende vorzieht, niemals mehr Auskunft zu erlangen, als man von einem Ort zum anderen gerade nöthig hat. Nach manchen Erfahrungen kann ich es als Regel bezeichnen, dass man, von Hauptrouten abgesehen, den Angaben Ortskundiger durchschnittlich nicht auf weitere Strecken als drei Tagereisen trauen darf.

In Mexico und auch auf dem Wege nach Veracruz hatte ich Alles aufgeboten, um mich über den besten Weg von hier nach Minatitlan zu vergewissern. Dort hatten die Angaben zwischen 3 und 7 Tagen geschwankt hier erhoben sie sich auf 10. Zum Glück wurde ich aber der Mühe überhoben, durch eigene Erfahrung das Wahre aus diesen Widersprüchen herauszufinden, da ich erfuhr, dass ein kleiner Dampfer, der in unsicheren Zwischenräumen zwischen Veracruz und Minatitlan fährt, nächstens ankommen werde und dass ich dann den Weg bequem in 24 Stunden machen könne; ferner, dass es möglich sei, den Goatzocoalcos-Fluss, der einen Theil der Landenge durchfliesst, von Minatitlan aus hinaufzufahren, weshalb es nicht praktisch erscheine, die Landreise jetzt

anzufangen, um sie bald wieder zu unterbrechen und im Inneren wieder zu beginnen. Diese Gründe waren einleuchtend und ich nahm wohlgemuth meine Karte für den Dampfer nach Minatitlan. Die Hemmnisse waren freilich damit noch nicht beseitigt, denn der Dampfer kam ein Paar Tage später an als erwartet, und als er auf der Rhede lag, konnte er wegen des heftigen Nordwindes nicht laden; dann konnte er wieder nicht auslaufen, weil der Sturm sich von Neuem erhoben hatte. Aber die Verzögerung betrug doch nicht mehr als acht Tage und das will hier zu Lande nichts heissen.

Die Fahrt von Veracruz nach Minatitlan wird von dem kleinen Dampfer, auf welchem ich fuhr, durchschnittlich in 20—24 Stunden gemacht. Er fährt in 14 bis 15 Stunden von Veracruz bis zur Mündung des Goatzocoalcos, hat hier 2 Stunden an der Zollstätte zu liegen und fährt in weiteren 4 Stunden den Fluss hinauf. Aber die Form der Küste und die Heftigkeit und Unberechenbarkeit der Nordwinde, welche zur Winterzeit oft mehrere Wochen hindurch wehen, macht selbst diese kurze Strecke gefährlich. Die Küste springt in einem rechten Winkel vor, dessen längerer, etwas eingebuchteter Schenkel der Seite von Veracruz zugewendet ist, und jene Winde bestreichen sehr heftig gerade diese Strecke und das Cap der *Rocca partida* (des gespaltenen Felsens) welches den Scheitel des Winkels bildet. Gleichzeitig ist das Wasser nicht sehr tief und steckt voller Riffe. Strandungen und Schiffbrüche sind hier häufig und man sieht schon eine kurze Strecke südlich von Veracruz zahlreiche Trümmer untergegangener Schiffe aus den Wellen oder dem Sande ragen. Der Norte vom Tage vorher hatte sich Morgens völlig gelegt, und fing nur leicht an zu blasen, als wir Abends den Hafen verliessen. Die Nacht war aber ziemlich stürmisch und das kleine Boot, welches nicht grösser als die kleinen Tauboote ist, die man im Hafen von New-York so zahlreich sieht (es ist auch von der gleichen Bauart) schwankte, dass des Klirrens und Rollens kein Ende war. Es herrschte bedeutende Seekrankheit in unserer kleinen Passagierkajüte

und die Hülflosigkeit besonders unserer reiseunerfahrenen weiblichen Passagiere musste Mitleid erregen. Mich liess sie nach einem kleinen Anfall, der rasch vorüberging, in Ruhe und trotz dem Stöhnen und Seufzen rings umher schlief ich bis nach Sonnenaufgang. Man hätte jetzt den Vulcan von Tuxtla sehen müssen, der nur ein Paar Stunden landeinwärts liegt, aber die Wolken gingen so tief herab, dass man nur seine Basis wahrnahm, deren dunkles Waldkleid zwischen dem Grau der Wolken und dem Gelb der Dünen breit hervorkam. Noch einige Stunden fuhren wir längs dem Lande hin, bis wir zur Barre kamen, welche bis zu einer Wasserhöhe von 14 Fuss die Mündung des Goatzocoalcos abschliesst. Ueber sie weg ging es langsam unter beständigem Sondiren in den Fluss, wo das Schifflein vor der Zollstätte Anker warf.

Der Fluss mag hier einen Kilometer breit sein und ist von niedrigem, dichtem Urwaldsaum beiderseits eingefasst, der nur an der einen Stelle, wo die Zollhütte unter anderen Hütten steht, sich zu einer flachen Anhöhung erhebt; sein Wasser ist dunkelgrün. Abgesehen von der auffallend grösseren Mannigfaltigkeit der Vegetation in den Uferwäldern erinnerte dieser Theil des Flusses entschieden an den St. Johns River in Florida oder auch an die wilderen Abschnitte des unteren Missisippi oder Alabama: Breite Wasserfläche und dichter niederer Waldsaum sind in allen diesen Niederungsflüssen die Elemente, welche den landschaftlichen Charakter bestimmen.

Hier kam ein kleiner Mulatte an Bord, welcher sich als Zollbeamter einführte. Er war ein komischer Gesell. Alles hatte an ihm eine Neigung zum Kreisrunden und Kugeligen, vor allem Kopf und Augen, die weit hervorstanden. Auch sein Charakter war gewissermassen rundlich: rastlos beweglich, vor Glätte schillernd und nirgends fassbar. Er fuhr mit nach Minatitlan, wo ich ihn noch öfters sah. Wenn sich nicht dann und wann ein lauernder Blick über sein lachendes Vollmondsgesicht gestohlen hätte, würde man sich an diesem lustigen und schlauen

Burschen haben freuen können. Für mich bereicherte sich indessen die Passagiergesellschaft in viel werthvollerer Weise durch einen Amerikaner aus New-York und später durch einen höchst biederen Landsmann Fritz Reuter's, Capitän einer rostocker Barke, die im Flusse lag und auf unseren Dampfer wartete, der sie über die Barre bugsiren sollte. Während ich hier im Lande allüberall die Americaner als roh und grob verschrieen finde, will es das Schicksal, dass meine angenehmsten Reisebekanntschaften sich bis jetzt fast ausschliesslich mit Gliedern dieses Volkes geknüpft haben. Hier bewährte sich jedenfalls die Erfahrung, dass, wenn ein Americaner ein Gentleman, er es sogleich auch in des Wortes ausgedehntester Bedeutung ist. Unser Reisegefährte war ein Mann von etwa fünfzig, hochgewachsen, von sehr kräftiger, regelmässiger Gesichtsbildung. Er machte einen sehr intelligenten Eindruck und man konnte ihn auch schön nennen. Seine Augen waren klar und offen. Im Gegensatz zu der unwahren übertriebenen Höflichkeit der Mexicaner und der kaum minder unangenehmen Ungeschliffenheit so mancher Landsleute, der ich in den letzten Wochen besonders häufig begegnet war, waren mir seine Formen, die Ehrlichkeit, feinen Tact und Höflichkeit zugleich ausdrückten, doppelt wohlthuend. Dieser Mann hatte die meisten Theile von Europa, Nord- und Mittelamerica, Syrien und Palästina durchreist, und war jetzt auf einer Geschäftsreise durch Südmexico begriffen. Der rostocker Capitän war mehr ein einfacher, biederer Schiffer, aber auch er hatte mancher Herren Länder berührt und hatte die Welt mit klaren Augen angesehen. Die Paar Stunden, die ich mit beiden im Steuerhäuschen unseres Dampfers verplaudert und mehrere Tage, die ich noch mit dem Americaner in Minatitlan verlebte, werden immer zu meinen angenehmsten Reise-Erinnerungen zählen.

Der Capitän brachte einen kranken Mann an Bord, für den er väterlich besorgt war; von seinen neun Leuten waren während eines zweimonatlichen Aufenthaltes im Flusse sechs fieberkrank geworden und dieser war der

siebente. Er schrieb dies dem Umstand zu, dass sie sich nicht abhalten liessen, Nachts auf Deck zu schlafen und dass sie sich nicht dazu bequemten, Mosquitonetze zu gebrauchen. Auch auf den anderen Schiffen — über vierzig lagen zu dieser Zeit im Flusse und von ihnen waren zehn oder elf deutsche — herrschte das Fieber fast beständig, aber zum Glück stirbt selten Einer an demselben. Das gelbe Fieber soll in Minatitlan trotz der Nähe des Fiebernestes Veracruz nicht heimisch sein, aber es wird natürlich dann und wann eingeschleppt.

Ohne weiteres Erlebniss, als dass einige Alligatoren bei unserer Annäherung sich vom Ufer in das Wasser stürzten und dass der Dampfer einige Male auf Sandbänke lief, über die er sich mit Mühe wegarbeitete, kamen wir Nachmittags zu guter Zeit in Minatitlan an.

Dieser neuerdings vielgenannte Ort, welcher ein Hauptpunkt des mexicanischen Holzhandels oder genauer gesagt, der Mahagony-Ausfuhr geworden ist, stellt sich nicht anders dar, als wie ein Indianerdorf, in das einige grössere steinerne und hölzerne Häuser im americanischen Farmstyl zerstreut hineingebaut sind. Er liegt am linken Ufer des Flusses, welches sich hier zu einer flachen Anhöhe erhebt. Ehe wir indessen erforschen konnten, was hinter diesem wenig versprechenden Aeussern sich berge, hatten wir wiederum eine jener Gepäckuntersuchungen zu bestehen, die hier in Mexico unleidlicher sind, als in irgend einem Lande, das ich noch berührt habe. Ich hatte nicht mehr Gepäck bei mir, als zwei Reiter auf ihre Pferde packen können, und doch bekam ich Schwierigkeiten, da ich mein Geld in ca. 300 Silberpesos baar mit mir führte. Ich hatte wohl gewusst, dass Silber nach dem Auslande 5 pCt. Zoll zu zahlen hat, nicht aber, dass dieser Zoll auch erhoben wird, wenn man es in der gangbaren Münzsorte der sogen. harten Thaler (mexicanische Dollarstücke) von einem Hafen des Landes zum anderen bringt. Diese Unkenntniss eines Zollsatzes, der jedes vernünftigen Grundes entbehrt, hatte ich in Veracruz mit 15 Pesos gebüsst und hier würden sie mich mit Prüfung des Permisso, den ich dafür erhalten, Neuaus-

stellung eines solchen und was derartige Förmlichkeiten mehr sind, wohl noch eine Stunde geplagt haben, wenn nicht ein Dritter, dem ich die Sache erzählte, den Beamten ihre Kleinigkeitskrämerei vorgehalten hätte, worauf dieselben mit der Unselbständigkeit, die den Mexicanern eigen ist, mich sofort aufs Höflichste entliessen. Diese Leute, die in Unwissenheit und Nichtsthun ihre Zeit hinbringen, wollen sich vor Fremden mit Wichtigthuerei aufblasen oder wohl auch ein Paar Thaler Bestechung herauspressen; da man aber ihre Nichtigkeit sehr leicht durchschaut, so kommt man öfters in Versuchung, sie ungeachtet ihrer amtlichen Stellung so zu behandeln wie sie es verdienen. Gewöhnlich geben sie dann klein bei. Selbstvertrauen kann natürlich bei so niedrigem Volke nicht vorhanden sein. Ich habe hier mehrmals mit Beamten der Post, der Eisenbahn und der Zollstätten in einer Weise grob zu sein gehabt, deren ich mich in Deutschland schämen würde.

---

## II.

Lage von Minatitlan. Kirchhof im Walde. Indianische Bevölkerung der Umgegend. Handel von Minatitlan.)

Minatitlan liegt gerade auf der Grenze zwischen der Niederung des unteren Flusslaufes und dem sanft ansteigenden Lande, das denselben in seinem oberen Theile an beiden Ufern umgiebt. Seine Umgebung besteht daher aus abwechselnden Sümpfen und niedrigen Hügeln und die ersteren machen dann und wann schon trockenen Grasflächen Platz, auf denen die rothen Blüthenköpfchen der Sinnpflanze den Rasen nicht minder zahlreich durchsetzen, wie bei uns der rothe Klee. Während in den Sümpfen dorniges Palmengebüsch, hochstengelige und grossblättrige Lilien und callaartige Gewächse, Schilf und sumpfliebende Bäume ein Dickicht bilden, das kaum zu durchdringen, stehen auf diesen Wiesen vereinzelt

Bäume, deren jeder einen kleinen Ziergarten von Orchideen, Farnkräutern, Pothos und windenden Cacteen trägt, zerstreut wie in einem Park. Aus irgend einem Grunde, der mir unbekannt, siedeln sich die Termiten mit Vorliebe auf diesen einzelstehenden Bäumen an, aber ihre kuppelförmigen Nester gereichen denselben ebensowenig zur Zierde, wie der Cactus; jene sehen unförmlichen Auswüchsen gleich und diese drücken sich mit ihren fleischigen Stengeln so dicht an die Aeste und Zweige an, dass dieselben ein geschwollenes Ansehen erhalten. Zwischen diesen Extremen der Sumpf- und Wiesenvegetation steht mitten inne die der Hügel, welche sich als eine mässige Urwaldvegetation, d. h. als üppiges Unterholz, mit mannigfaltigen, selten hohen und starken Bäumen durchsetzt, darstellt.

Wenn man auf den Pfaden, alten und neuen, die selbst die Urwälder rings um einen etwas bevölkerten Ort, zu durchziehen pflegen, dieses Land durchstreift, trifft man oft unerwartet auf Lichtungen, die den Gipfel oder die Abhänge eines Hügels einnehmen und die Lage einstiger Wohnstätten anzeigen. Die Culturfläche ist längst mit einer Buschvegetation überwachsen, aber Mango- oder Anonenbäume, oder gar eine Cocospalme, sind stehen geblieben, denn diese pflegen für lange Jahre die Wahrzeichen eines Ortes zu bleiben, an dem die Cultur sich für einige Zeit niedergelassen. Eine andere Art Lichtung überraschte aber meinen Blick, als ich an einem der nebeligen Morgen, die man hier fast als die Regel ansehen kann, auf engem Waldpfad an den Abhang eines Hügels gekommen war, der nicht weit vom Städtchen und in der Nähe des Flusses liegt. Es breitete sich hier mitten im Wald eine Wiese aus, die mit Gräbern und Grabmälern besäet war: Der Kirchhof von Minatitlan. Es war ein schöner Begräbnissort, der Natur so nahe und so leicht ihr zurückzugeben. Man sah hier einige steinerne Grabmale, von denen zwei die Reste Fremder umschlossen, die als Schiffer hierhergekommen und am fremden Strande gestorben waren. Die meisten Gräber waren ohne anderen Schmuck als einem kleinen Kreuz

aus zwei Stöcken, ohne jede Inschrift, für welche es hier an Lesern fehlen würde. Blumen waren nirgends gepflanzt, aber dichte Gitter umgaben die besseren Gräber, um sie vor wühlenden Thieren zu schützen.

In der Nähe ist gleichfalls auf einem Hügelchen im Walde eine Lichtung, nach der mich das Gekrächz von hunderten von Geiern hinlockte, die theils auf der Erde in Haufen von Knochen und Rinderhörnern wühlten, theils auf den Bäumen umher in träger, satter Ruhe sassen, theils hoch in der Luft ihre Kreise zogen. Dies war das Schlachthaus von Minatitlan. Sechs Ochsen waren mit Nasenringen und Stricken an die Bäume gebunden, scharrten den Boden und stierten wild und geängstigt aus ihren blutunterlaufenen Augen. In der Mitte war zwischen zwei dicken Bäumen der Galgen aufgerichtet, an dem die Thiere aufgezogen werden, ehe sie den Schlag empfangen. Man hatte sie so kurz gebunden, damit sie sich ermüden, ehe man sie tödtet.

Die Bevölkerung ist in der Umgegend von Minatitlan so dünn gesäet wie in allen diesen feuchten und tiefliegenden Gegenden, wo ein Heer von Feinden sich jedem Versuch entgegenstellt, dem Boden etwas von seinem grossen Reichthum abzuringen. Die Atmosphäre ist mit fiebererzeugenden Miasmen geschwängert, die wuchernde Vegetation und zahlreiche schädliche Insecten erschweren den Anbau der Erde und die Anlage guter Wege, der Fluss zerstört bei seinem oft raschen und ausserordentlich starken Anwachsen in der Regenzeit oft alle Ernten weit ins Land hinein und das Klima erschlafft Nerven und Muskeln derer, die hart arbeiten möchten. Diese Niederungsgegenden sind auch nirgends der Sitz der eigentlichen tropischen Culturen, wie des Kaffees, Zuckerrohrs, Cacaos, Tabaks u. dergl. Diese suchen die Hügel und Berge auf, welche hinter dem Sumpfland sich erheben und nur ganz zerstreut findet man hier und da eine kleine Pflanzung, die eine Familie zur Noth ernährt. Wenn nicht etwa irgend eine Form von Zwangsarbeit die farbige Bevölkerung, welche solches Klima erträgt, an diesen Boden fesselt, wird es auch nicht anders werden und dazu ist heut zu Tage keine Aussicht mehr vorhanden.

Indessen macht die Bevölkerung des Tieflandes in der Gegend von Minatitlan doch einen bedeutend besseren Eindruck als in anderen Theilen des Küstenlandes; sie ist nicht so stark mit Mulatten und Mestizen versetzt, wie in der Gegend von Veracruz oder an der Westküste, und an manchen Orten ist sie noch rein indianisch. Diese Indianer sind in ihrer Weise ordentliche Leute; sie arbeiten soweit es ihre Bedürfnisse erheischen, und machen nicht wie die Mischlinge, Ansprüche auf sociale und politische Geltung, denen sie im Allgemeinen weder durch Geistesgaben noch durch Charakter gewachsen sind. Schon das macht einen guten Eindruck, dass man sie immer reinlich gekleidet sieht: die Männer mit weissen Beinkleidern und einem weissen Hemd darüber, die Frauen in weissen Tüchern, welche um die Hüfte gewunden sind und bis über die Knie reichen und einem kurzen, weissen Ueberhemd, das von den Schultern auf die Hüften reicht und oft einen schmalen Theil des Leibes freilässt. Diese Kleider verfertigen sie alle selbst und in die Hüfttücher weben sie allerlei rothe Streifen nicht ohne Geschmack. Der Menschenschlag ist hier wie auf dem ganzen Isthmus bedeutend kräftiger und schöner als auf der Hochebene und besonders die Frauen sind zum grossen Theil hübsch, einige entschieden schön zu nennen. Wenn aus dem Indianertypus, der in Nordamerika und dem grössten Theile Mexicos so roh und unschön erscheint, diese Völkerschaften ohne Mischung mit Nichtindianern sich entwickelt haben (und eine Mischung ist geschichtlich nicht nachzuweisen), so ist das eines der auffallendsten Beispiele von der veredelnden Wirkung äusserer Einflüsse auf die Formen des menschlichen Körpers. Immer ist aber dabei zu beachten, dass viel weniger die Männer als die Frauen diese Entwickelung repräsentiren, denn jene haben den echten Indianertypus mit seinen untersetzten Gestalten, breiten, stupiden Gesichtern und thierischen Mundformen reiner bewahrt.

Ich vernahm mit Vergnügen, wie die Indianer dieser Gegend sich vor einiger Zeit gegen die Vermischungsgelüste der Spanier und Mischlinge verwahrt haben. Die

Hacienderos und Rancheros pflegten junge Indianerinnen als Mägde in ihre Häuser zu nehmen und sie zu den Ihrigen zurückzusenden, nachdem sie dieselben entehrt hatten. Dieser Missbrauch erreichte einen solchen Grad, dass er selbst die Indianer empörte, welche doch sonst in diesen Dingen eine grosse Toleranz an den Tag legen. In einem Dorf bei Minatitlan kam es zu einer Art Aufstand und Rachezug gegen die feinen Herren, die schlecht wegkamen und seitdem ihre Zwecke etwas mehr im Geheimen verfolgen.

Minatitlan selbst ist nichts als ein Dorf, in welchem sich mehrere grosse Handelshäuser niedergelassen haben, die das Mahagony- und Cedernholz, das den Fluss herunter geflösst wird, nach Europa und Nordamerika verschiffen. Es ist eine verhältnissmässig junge Niederlassung, die eine etwas raschere Entwickelung gehabt hat, als die grosse Masse mexicanischer Städte und Städtchen. Sie ist zu Bedeutung gekommen durch den Handel, der von hier aus mit dem Mahagony- und Cedernholz getrieben wird, das in höhergelegenen Theilen des Isthmus gehauen und den Goatzocoalcos herabgeflösst wird. Es ist noch immer fast ausschliesslich dieser Handel, welcher der Niederlassung Bedeutung verleiht. Die Ausfuhr von Minatitlan belief sich im Jahre 1872 auf 302,000 D. und hiervon kamen 293,000 auf die beiden kostbaren Hölzer und der Rest auf Indigo und Häute. Die Einfuhr betrug noch nicht den vierzigsten Theil der Ausfuhr! Es verliessen in demselben Jahre diesen Hafen 56 beladene Segelschiffe, wovon 17 norwegisch, 16 deutsch und 14 englisch waren. Wenn jedoch einst die Eisenbahn diesen Ort mit dem Südrand der Landenge verbinden wird (und ohne Zweifel wird das in nicht zu ferner Zeit geschehen), dann wird seine ausgezeichnete Lage an dem schiffbaren Fluss sich noch ganz anders zur Geltung bringen können. Es war überhaupt nur unter dieser unbegreiflich schlaffen und trägen Verwaltung der Spanier und Mexicaner möglich, dass solches nicht schon früher geschehen ist. Hatte doch schon Cortez die Bedeutung des Goatzocoalcos für das Land erkannt, das

an schiffbaren Flüssen so arm ist! Er schreibt in der *Segunda carta de relacion* an seinen König: „Ich bat diesen Fürsten (Montezuma), mir zu sagen, ob es an der Küste irgend einen Fluss oder Hafen gäbe, in dem die Schiffe mit Sicherheit einlaufen und ankern könnten. Er antwortete, er wisse es nicht, werde mir aber die ganze Küste mit ihren Häfen und Flüssen zeichnen lassen. Den nächsten Morgen brachte man mir eine Zeichnung der ganzen Küste auf Leinwand und man sah auf derselben einen Fluss breiter als die anderen ins Meer ausmünden.“ Eine Expedition, welche er nach diesem Flusse aussandte, fand an der Mündung 2½ Klafter Wassertiefe und Cortez sandte später einen seiner Officiere, Diego de Ordas, mit mehr Mannschaft, um am Ufer desselben, der bald Magamalco, bald Quaçalco genannt wird, eine Colonie zu gründen, die indessen unter seinen minder energischen Nachfolgern wieder verfiel. Cortez hatte auch schon an die Canalisation des Isthmus vermittelst des Goatzocoalcos und anderer Flüsse gedacht, aber seine Landsleute sind der Ausführung dieser Idee nicht näher getreten und wenn die Americaner sich nicht derselben bemächtigt hätten, würde sie wohl noch heute so fern von ihrer Ausführung sein, wie im sechszehnten Jahrhundert.

Selbst zum Handelsplatz wurde keiner der Orte am unteren Goatzocoalcos, ehe der Unabhängigkeitskrieg die spanischen Handelsbeschränkungen beseitigte. Kurz nachdem Mexico sich als unabhängige Republik constituirt hatte, wurde Minatitlan (nach Mina genannt, einem der Hauptkämpfer des mexicanischen Unabhängigkeitskrieges) im Jahre 1823 oder 24 gegründet, gedieh aber sehr langsam und schien fast verfallen zu wollen, nachdem der Plan, eine französische Colonie daselbst zu gründen, gänzlich gescheitert war. Erst die Pläne einer Ueberschienung oder Canalisation des Isthmus, in denen es als nördlicher Endpunkt in Aussicht genommen war, gaben ihm wieder einige Bedeutung und es ist trotz des Scheiterns dieser Pläne seitdem zu einem der Hauptausfuhrhäfen der Nordküste geworden, wie die Zahlen

beweisen, die ich vorhin anführte. Der Grund hiervon ist aber wesentlich darin zu suchen, dass auf dem ganzen Isthmus viele Fremde, welche bei der Eisenbahncompagnie beschäftigt gewesen waren, im Lande blieben, auch als deren Unternehmungen zusammenbrachen. Sie entwickeln die grosse Reichthumsquelle, welche in den Mahagony- und Cedreluswäldern des Isthmus ruht, beschäftigen mehrere Tausend Holzhauer, Flözer und sonstige Arbeiter und rufen jedes Jahr eine Masse Segelschiffe an diesen einst so einsamen Strand. Es ist vorwiegend ein grosses americanisches Haus, welches in Minatitlan diesen Handel betreibt, und kann dieser Ort als einer der wenigen Handelsplätze Mexicos betrachtet werden, in denen die Nordamericaner eine hervorragende Rolle spielen. Mein kurzer Aufenthalt in dieser Niederlassung erlaubte mir nur flüchtige Beobachtungen, doch schienen mir diese zu bestätigen, was ich auch anderwärts gesehen und gehört, dass die Americaner sich selbständiger, von den Einflüssen mexicanischer Lebensart freier, zu erhalten wissen als etwa die Deutschen oder Franzosen.

---

## III.

(Skizze eines ländlichen Gasthauses.)

Ein merkwürdiges Stück mexicanischen Lebens spielte sich in dem Gasthause ab, in welchem ich diese Zeit verbrachte. Mit mexicanischem Maassstab gemessen war es für einen Ort wie Minatitlan gar nicht schlecht und solange ich in demselben verweilte, waren 6—8 Gäste beständig vorhanden. Daneben fehlte es nicht an Kostgängern und wir sassen stets zu wenigstens zwölfen zu Tisch. Das Haus steht auf der Anhöhe, auf welcher die Hauptstrasse von Minatitlan über dem Flusse sich hinzieht, ist einstöckig und schliesst mit einem neuerrichteten Seitenbau und einer gleichfalls einstöckigen Küche von zwei

Seiten einen grossen Hofraum ein, der den Abhang hinabzieht. Die beiden anderen Seiten werden von anderen Häusern, von einem Schuppen, unter dem die Pferde stehen und von einer Strasse eingeschlossen, die am Rande des Sumpfes hinzieht, jenseits dessen ein dichtes Urwalddickicht an einer Anhöhung hinaufwächst. Der Seitenbau ist jüngst errichtet worden, als der starke Schiffsverkehr eine grössere Zahl Fremder nach dem entlegenen Städtchen führte, als man je erwartet hatte. Er besteht aus zwei Stockwerken; in das untere tritt man vom Hof und das obere liegt mit dem alten Hause in einer Flucht; eine offene Galerie befindet sich vor beiden. Dieser Bau ist (characteristisch für dies waldreiche Land) aus dem Holz der Gelbföhre errichtet, das man geschnitten aus Pensacola (Florida) eingeführt hat. Eine Veranda zieht auch an der Hinterseite des alten Hauses hin und auf ihr bewegt sich vorzüglich das Leben der Hausbewohner und der Gäste. Hier wird der Kaffee gekocht, hier läuft pünktlich jeden Morgen die Milch ins Feuer, hier wird das Geschirr gewaschen, hier steht der grosse rothirdene Wasserbehälter, hier soll auch die Stiefelwichse stehen und die Bürste, die man nie findet. hier wird gewaschen, gebügelt, genäht und den Damen wird hier die Cour gemacht. Weiter unten im Hofe, wo ein herrlicher Anonenbaum seinen dichten Schatten wirft und die hohen, vielgeschlitzten Blätterfahnen der Bananen über das Palmstrohdach der Küche schauen, bewegt sich das rohere Leben des Stalles und der Küche. Wie im Bivouac brennen hier einige Feuer, über denen auf Dreifüssen das *Almorzo* und die *Comida* (Mittag- und Abendessen) brodeln. Die eine der Köchinnen ist eine hübsche Indianerin, die man nie ohne ihr Kind sieht; mit der einen Hand rührt sie die Suppe, mit der andern hält sie das Kleine, das sie sich rittlings auf die rechte Hüfte setzt, wie es hier Brauch. Dann und wann brennt sich das Kind, wenn es in der Asche spielt, oder die eine Köchin wirft der andern etwas auf den Fuss, oder ein Schwein aus dem Dutzend, das immer im Hofe herumäuft, richtet Unheil an — an Lärm fehlt es hier nie.

Ein geschwätziger Papagei klettert auf der Veranda umher und ein Spottvogel, sowie zwei zahme weisse Hühnchen tragen dazu bei, dass es nicht an Leben fehlt. Zahlreiche Geier wühlen im Koth, der da und dort im Hofe liegt, oder sitzen lauernd auf den Dächern und die elsterartigen Tordo's, graubraun oder schwarz gefiedert, sind räuberisch, frech und zahlreich wie bei uns die Spatzen.

Das Gasthaus gehört einer ziemlich ältlichen Schwarzen, die ihre Erfahrungen hinter sich hat, und ihr Liebhaber, ein kleiner schachmatter Mulatte, repräsentirt den Wirth. Beide sind eifrig in ihrem Geschäft und freundlich, betrachten aber einen gewissen Grad von Unreinlichkeit und Fahrlässigkeit, wie überall in Mexico, als etwas, das zur Sache gehört. Will man etwas gethan haben, so genügt ein einmaliger Auftrag nicht; wenigstens dreimal muss man jeden Befehl oder Wunsch aussprechen und zwar crescendo und womöglich zuletzt unter einem künstlichen Wuthausbruch, den man nur zu bald affectiren lernt.

Es mag ein Zufall gewesen sein, der gerade bei meinem Verweilen jeden Tag einen seltsameren Gast ins Haus brachte, aber man konnte aus der Gesellschaft, die sich da sammelte, doch einen Schluss ziehen auf den merkwürdigen Charakter des reisenden Publikums in diesen fast culturfremden Theilen des Landes. Am Tisch, der uns Alle vereinigte, präsidirte der Schulmeister des Ortes, ein sehr dicker Franzose von etwas gefrässigem, doch vorwiegend sanftem Aussehen und höchst verbindlichen Formen. Wie immer die Gesellschaft beschaffen sein mochte, die feine Form wurde durch ihn gewahrt, indem er die erste Platte — beim Mittagessen Reis und gebackene Eier, beim Abendessen die Suppe — mit Feinheit für alle Gäste vorlegte. Der erste Teller ging bis zu dem Gaste hinab, der zu unterst sass, und den seinen dafür hinaufwandern liess, und so der Reihe nach; zuletzt bedachte der freundliche Mann sich selbst, und wenn nichts für ihn übrig war, lächelte er nichtsdestoweniger mit wohlthuender Vergnügtheit und freute sich

seiner Pflichterfüllung. Zwei Italiener sassen ihm zunächst, ein blasser, fieberkranker und ein sehr heiterer, der sich als Herr Vicepräsident ansprechen liess und es sich eifrig angelegen sein liess, die Ritterpflichten gegen das schöne Geschlecht in dieser Gesellschaft zu retten, in der die Meisten nur für sich selber sorgten. Daneben fand er noch Zeit genug, um sehr schlechte und manchmal ziemlich unzarte Witze zu reissen, sehr viel mit seiner hellen Stimme zu lachen und zum Besten der Damen die Platten hin- und herzukommandiren. Ein düsterer Spanier in lilafarbenem Wollhemd und ein Mexicaner, von dem nichts zu sagen ist, folgten auf beiden Seiten. Dann kam eine Señorita aus Veracruz, stark mit indianischem Blut versetzt, doch nicht unschön; sie hatte ihr glänzend schwarzes Haar kurz abgeschnitten, weil sie das gelbe Fieber gehabt und sah dadurch, sowie durch ihre stets weisse Kleidung bei scharlachrothem Halstuch interessant aus. Sie hatte allein, nur von einem *Mozo* (Knecht) begleitet, die sechs Tagereisen von Veracruz bis hier zu Pferde zurückgelegt. Sie besuchte zwei Verwandte, die hier niedere Beamtenstellungen einnahmen und von denen der eine während ihrer Anwesenheit aus irgend einer Ursache ins Gefängniss gesetzt wurde. Da junge Männer es hier als kein Uebel ansehen, ins Gefängniss zu kommen, wo soviele Leute einen guten Theil ihres Lebens zugebracht haben, konnte sie täglich an die Gitterthür gehen und mit ihm sprechen, ohne sich zu compromittiren; aber weil sie fremd war, würde es doch im Gasthaus eifrig besprochen. Nach meinem Reisegefährten, dem newyorker Kaufmann, und mir folgte ein Pole aus Lemberg, der deutsch, französisch, englisch und spanisch flüssig sprach, ein Gasthaus in Puebla besass und als gewerbsmässiger Spieler im Lande umherreiste. Jedes Jahr machte er seine Kunstreisen und schien in seiner schönen Qualität hierorts wohl bekannt zu sein. Er war seit 1833 soweit herumgekommen, dass er von einem Orte von Indien oder China oder in der hintersten Türkei so leichthin sprach, wie ein Berliner von Kalau. Das that er in sehr komischer Weise. Er schnitt sich z. B.

ein Stück Ochsenfleisch ab: „Dieses ist kein Roastbeef, sagte er dabei, wie wir es in jener grossen langen Strasse in London gegessen haben, wo der deutsche Wirth ein Mittagessen zu einem Sixpence gab.“ Oder er nahm Kohl unter der Bemerkung: „Wenn das doch Sauerkraut wäre! Ich wollte, ich sässe im deutschen Kaiser zu Philadelphia und hätte Sauerkraut und Speck auf dem Tisch“ u. s. f. Neben ihm sass ein Yankee, welcher als Quacksalber in Süd- und Mittelamerica reiste und gegenwärtig zu Lande von Bogotà kam; er verschonte selbst die wildesten Regionen nicht mit seiner Kunst und hatte erst jüngst Chiapas durchzogen. Er hing gleichfalls den Allerweltskundigen heraus, suchte sich aber anständig zu benehmen. Da er gewohnheitsmässig im Superlativ sprach, erfuhr er bedeutenden Widerspruch, und kam zu unserem Leidwesen in eine bittere Stimmung. Besonders nahm er es übel, dass wir nicht unbedingt glaubten, was er von seinem *Bulltail* erzählte. „Dieser prachtvolle Hund ist noch nie besiegt *(licked)* worden, wiewohl er keinen Streit, selbst mit dem Grössten nicht, abschlägt. Er weiss es aber auch. Ich bin überzeugt, er stirbt den Tag, an dem ihn einer unterkriegt.“ Oder: „Glauben Sie, dieses Pferd hätte mich von Bogotà bis nach Minatitlan getragen, wenn das Hündchen nicht wäre? Das wacht, dass am Abend nicht ein Spatz ein Körnlein oder einen Halm vom Futter nimmt, geschweige ein Schwein, und bei Tage hält es ihn in einem gleichen Schritt, was für Pferde sehr gesund ist.“ — Weiter kam eine zarte, spanische Jungfrau, die kaum zu lispeln wagte, aber auf höheren Absätzen ging, als drei von uns zusammen. Am Tage ehe ich wegging, gesellte sich noch ein Prestidigitateur aus Boston hinzu, den eine lichtblonde Engländerin, von nicht unvortheilhaftem Aeusseren begleitete. Er kam aus Californien, hatte Nordmexico durchreist und zielte nach Tabasco. Der passte nun so recht zum Yankee und Polen und auch der lustige Italiener fühlte sich noch angeregter als bisher. Aber es war mir nicht vergönnt, die Blüthe von Gesellschaft mitzugeniessen, die nun eben in der Entfaltung begriffen war, denn nach fünftägigem Warten

waren meine Gefährten endlich reisefertig geworden und am feuchtwarmen nebeligen Morgen des fünfzehnten Jänner traten wir unsere Bootreise den Fluss hinauf an.

In diesem Gasthaus zahlte man 12 Realen (6 Mark) per Tag für Alles, und kann dieses als ein ziemlich normaler Preis für die *Mezones* und *Posadas* in der Provinz betrachtet werden.

---

## IV.

(Reisegesellschaft. Werth eines landeskundigen Begleiters bei Reisen ins Innere. Ein energisch-thätiger Mexicaner. Das Canoe. Zeit und Kosten der Flussreise. Zwei Spanier.)

Meine Reisegesellschaft bestand aus einem Mexicaner, einem Spanier und einem Basken. Der Mexicaner war einer der Bediensteten in dem grössten Handlungshaus von Minatitlàn, hatte lange an verschiedenen Orten der Landenge gelebt und wurde mir allgemein als einer der besten Kenner dieses Landestheiles und als ein intelligenter und durchaus zuverlässiger Mann gerühmt. Die Paar Tage, die ich in Minatitlan mit Abwarten zubrachte, konnten mich allerdings nicht reuen, wenn ich dafür die nicht unbeschwerliche Reise in solch lehrreicher Gesellschaft machte. Und abgesehen von aller Belehrung, die ich erwarten konnte, wusste ich genug vom Reisen in Mexico, um die Begleitung eines Landeskundigen als einen grossen Vortheil zu betrachten. Ein Fremder lernt nur langsam die Formen, in denen man mit diesen Halbwilden verkehren muss, zumal unsere Gewohnheiten und unser Charakter uns an ganz anderes Reden und Handeln gewöhnt haben. Man fordert bald zu viel und bietet bald zu viel und bereitet sich auf beiden Wegen Schwierigkeiten, welche die höheren Ziele dieses Reisens beeinträchtigen und zu den unvermeidlichen Entbehrungen noch Plagen hinzufügen, die vermieden werden könnten. In einer so durchaus trägen,

unwissenden und entsittlichten Bevölkerung ist es schwer, gegen den Strom zu schwimmen, man muss sich bis zu einem gewissen Grade in ihre Fehler schicken, wenn man sich ihrer Hülfe zu irgend einem Zwecke bedienen will. Mit Geduld, mit Stillschweigen und mit den landesüblichen leeren Höflichkeiten kommt man weiter als mit Treiben und Schelten, denn diese Leute besitzen neben ihren sonstigen Untugenden noch, wie alles halt- und geistlose Volk, eine wahrhaft krankhafte Empfindlichkeit und einen dummen Stolz, dem die demokratischen Phrasen der Schwätzer und Schmeichler nur immer noch Nahrung geben. Man beugt sie nicht mit Energie, weil es ihnen leicht wird, auszuweichen. Sie lassen einfach die Arbeit liegen, die ihnen ja in diesem Paradies von Land nicht unbedingt zum Leben nothwendig ist, und es kann dies unter Umständen geschehen, die keinen Verzug zulassen. Dazu ist man als Europäer hier immer in verschwindender Minorität, denn abgesehen von den grössten Städten, sind Europäer und Nordamericaner so selten und leben so zerstreut im Lande, sind zum Theil auch schon so mexicanisirt, dass es thöricht wäre, auf sie zu bauen. Man ist auf dem platten Lande auf diese Massen angewiesen, die man innerlich verachtet oder bedauert, und würde sich unendliche Hindernisse bereiten, wenn man sich in Gegensatz zu denselben setzte.

Als ich Don Pepe, in dessen Begleitung ich reisen sollte, näher kennen lernte, gratulirte ich mir zu seiner Gesellschaft, denn er erwies sich bei unseren Besprechungen und Vorbereitungen als thätiger und einsichtiger Mann, wie ich unter meiner nach und nach ziemlich ausgebreiteten mexicanischen Bekanntschaft Wenige kannte. Schnitt und Farbe des Gesichtes zeigten an, dass er in nicht sehr entfernter Linie mit den Söhnen Hams verwandt war, aber seinen Augen fehlte ganz das Unruhige und Trübe, der Mangel an Concentration des Blickes, der den Neger und Negermischling sonst kennzeichnet. Er hatte sehr klare und gescheite Augen und sein ganzes Auftreten war gemessen. Eine europäische Erziehung, die er in Paris genossen, war nicht ohne Wirkung

geblieben. Er hatte späterhin in der mexicanischen Armee gedient und war nach der letzten französischen Invasion nach dem Isthmus gezogen, wo er die Colonie Suchil gründen half, die ein Ort von Bedeutung für die Region der Mahagonyschläge am oberen Goatzocoalcos geworden ist. Als sich die Aussichten auf Erbauung der Isthmusbahn, welche unter Umständen Suchil zu einem wichtigen Punkt des Binnenhandels machen könnte, allzusehr ins Unsichere zogen, nahm er die Stellung in Minatitlan an, welche er gegenwärtig bekleidet. Das ist nun doch ein Mann, der ein Leben hinter sich hat. Ein angenehmer Anblick in einem Lande, wo die Entwickelungs- und Wirkungsfähigkeit der meisten Männer bei der ersten Bekanntschaft mit den Frauen und dem Branntwein für immer abschliesst!

Don Pepe theilte mir mit, dass wir noch mit zwei Geschäftsfreunden seines Hauses zusammenreisen würden und nahm die Besorgung eines Canoe's und der drei Leute, die zu dessen Führung nöthig sind, auf sich. Wir bekamen eines der Canoe's, die aus einem einzigen sog. Cedernbaum gehauen sind; es war 23 Fuss lang und 5 Fuss breit und kam mir für einen „Einbaum" ausserordentlich gross vor, aber seitdem habe ich einen Einbaum aus derselben Holzart von 35 Fuss Länge bei 6½ Fuss Breite auf dem Flusse gesehen. Der Baum, aus dem diese Canoe's gehauen werden, ist derselbe, der das Holz für unsere Cigarrenkistchen liefert, eine Cedrela-Art. Er ist häufig auf dem Isthmus und es werden bedeutende Quantitäten dieses Holzes nach Nordamerica ausgeführt. Zum Bau der Canoe's empfiehlt es sich durch seine Dauerhaftigkeit und durch die Leichtigkeit, mit der es auszuhöhlen und zu glätten ist, ferner durch das häufige Vorkommen sehr langer und breiter, astloser Stämme.

Ueber die hintere Hälfte dieses Canoe's wurden Reifen gespannt und mit Segeltuch bedeckt und unter diesem Dach sass oder lag man auf Brettern, welche einfach auf den Boden des Kahnes gelegt waren. Am Hinterende stand der Padrone am Steuerruder, das aus

einem starken Ruder bestand, welches an der rechten Seite des Kahnes befestigt war, und auf der vorderen Seite waren der Länge nach zwei Bretter gelegt, auf denen die beiden Ruderknechte mit ihren Stemmstangen sich bewegten. Gerudert wurde nämlich nur, wenn das Wasser zu tief wurde; wo es möglich ist, wird der Kahn längs dem Ufer vermittelst der Stemmstangen hinaufgetrieben. Da man dadurch gezwungen ist, allen Windungen des Flusses zu folgen, dauert die Reise von Minatitlan nach Suchil in der Regel nicht weniger als fünf Tage, in der Regenzeit, wenn der Fluss angeschwollen ist, aber auch eine Woche und mehr; dagegen macht man dieselbe Reise flussabwärts in zwei Tagen. Zu Lande kann man in drei Tagen nach Suchil kommen, aber der Weg ist meistens schlecht und in Gesellschaft ist die Fahrt den Fluss hinauf angenehm und billig. Wir zahlten für vier Passagiere und ca. 4 Centner Fracht nicht mehr als 12 Pesos, und hatten uns nicht um die Beköstigung der Leute zu kümmern. Durchschnittlich wird nicht mehr als zwölf Stunden des Tages gefahren und in dieser Zeit jeweils eine Strecke von 4—6 deutschen Meilen zurückgelegt.

Als die „plötzlich eintretenden Hindernisse“ sich endlich zu verziehen begannen und der Tag der Abreise mit etwas glaubwürdigerer Unwiderruflichkeit als bisher festgestellt war, nannte man als Zeit der Abfahrt die vierte Morgenstunde. Ich war aber schon so skeptisch geworden, dass ich es für gar nicht nöthig hielt, früher als um sechs Uhr fertig zu sein und die Saumseligkeit dieser Leute gab mir wiederum Recht. Wir standen eine Stunde am Ufer, bis die Herren Knechte gefrühstückt hatten und als sie endlich angekommen waren, hatten sie noch zweimal nach ihrer Hütte zu schicken, um vergessene Dinge zu holen — eine Guitarre unter anderen, die mit viel grösserer Sorgfalt behandelt wurde als irgend ein Stück von unserem Gepäck. Um halb acht stiessen wir endlich vom Ufer ab, wobei sich meiner ein Gefühl von grosser Erleichterung bemächtigte. Nichts Unerträglicheres als diese unbestimmten Wartestunden,

in denen sich weder Arbeit noch Erholung in hinlänglichem Maasse ermöglichen lassen!

Die zwei Passagiere, welche den engen Raum unter dem Segeltuch mit uns theilen sollten, waren Geschäftsfreunde des Don Pepe, sogenannte *Contractoren,* welche den Kaufleuten das Mahagony- und Cedroholz zur Verschiffung fertig nach den Hafenplätzen liefern. Der eine war ein Spanier, der andere ein Baske, beides umgängliche Leute, wiewohl von dem gewöhnlichen Schlag, den die pyrenäische Halbinsel herüberzusenden pflegt — unwissend, ohne Skrupel im Zusammenscharren und sehr skrupulös im Ausgeben des Geldes. Der Spanier entsprach auch darin dem Durchschnittstypus seiner Landsleute, dass sein ganzes Aeussere und Auftreten etwas Schwächliches, früh Verlebtes an sich hatte, während der Baske ein kräftiger und thätiger Mann war, dem nicht ganz jener Lebensernst zu fehlen schien, den wir sonst an den südlichen Völkern so oft vermissen.

---

## V.

(Nachtlager bei Herrn Garibaldi. Ein Marine-Amateur. Gefährlichkeit des Thaues und Mondscheines. Ruderpech. Die Sandilleros. Patriarchalische Indianerfamilie.)

Am ersten Tage machten wir eine gute Strecke und landeten gegen neun Uhr Abends bei dem Hause eines Gastfreundes meiner Reisegefährten, eines Luigi Garibaldi aus Livorno. Sie hatten den Tag über viel von seiner vortrefflichen, heiteren Unterhaltung gesprochen und ihn als einen *„ombre vivissimo"* geschildert. Er machte seinem Ruf keine Schande. Im Nachtgewand, ein langes Tuch nach hiesiger Sitte turbanartig um den Kopf gewunden, kam er zum Boot herab, um uns zu begrüssen, und gab seiner Freude, Gesellschaft im Hause zu sehen und das Neueste von Minatitlan zu erfahren, sehr lebhaften Ausdruck. Sein Haus war zwar nichts

als eine etwas bessere Lehmhütte mit Palmstrohdach, aber im Inneren war sie in einer Weise ausgestattet, die für hiesige Zustände etwas Luxuriöses hatte. Auf einem Tisch in der Ecke standen Flaschen, die einst *Ale* und *Gin* geborgen hatten, zwei Vogelflinten und ein Henry Rifle lehnten daneben an der Wand und auf die Lehmfläche der Mauern waren zahlreiche Bilder aus illustrirten Blättern geklebt. Darunter stand ein Maiskasten, der übervoll war und eine Reihe von Säcken voll derselben Frucht — ein angenehmer Anblick in dieser harten Zeit, wo der Mais, das Hauptnahrungsmittel dieses Landes, sich in Minatitlan um das achtfache seines normalen Preises verkaufte. Bananenbündel hingen in grosser Zahl von den Stäben des Dachgerüstes. Das ganze Haus war von grossen, baumartigen Bananenstauden umgeben. Auch von den prächtigen Goldfrüchten des Cacao, von dem hier eine gute Sorte gedeiht, stand ein Korb da und ich liess mir ihr süsses Mark wohl schmecken. Im Uebrigen war freilich der Raum kahl und sein Lehmboden feucht, aber er gab uns doch ein Bild von einem etwas reicheren Leben, als man hier selbst bei wohlhabenderen Rancheros zu finden pflegt. Nach den Bildern an der Wand zu urtheilen, hätte man wohl geglaubt, dass der Bewohner dieser Hütte ein alter Seemann sein müsse, denn einige zeigten bewimpelte Schiffe, die stolz auf einer Rhede lagen, andere Lotsenrevuen, andere Schiffe in Stürmen und merkwürdige Lebensrettungen und drei stellten den *Great Eastern* in verschiedenen Lagen dar. Selbst die sechs Baronets, welche aus Anlass der ersten transatlantischen Telegraphenlegung creirt worden, waren hier im Bilde vertreten. Aber unser Gastfreund war nur Liebhaber, indessen ein Liebhaber von einiger Kenntniss und viel Eifer. Wir merkten das bald, als er einige der Bilder erklärte und mit einem der Reisegefährten in einen heftigen Disput über die Seefähigkeit des *Great Eastern* gerieth. Als aber der Kaffee aufgetragen wurde und die Genêvre-Flasche ihren Platz einnahm, verbreiterte sich das Gespräch und nun floss unserem guten Don Pepe der Mund über, als die

Rede auf Paris kam. Der Livornese hatte dort an verschiedenen berühmten Häusern bauen helfen (denn seines Zeichens war er ein Maurer) und half seinem Gedächtniss auf. Da bekamen wir die Februarrevolution vom Standpunkt eines jungen Veterinärschülers, der Don Pepe damals gewesen, heute zum zweiten Mal servirt, stiessen uns aber nicht weiter daran, da er immerhin mit Grazie aufschnitt und sonst ein so vortrefflicher Gesell war. Ich beurlaubte mich indessen doch, sobald es der Anstand erlaubte und schlug mein Lager — Matte und Serape auf dem Boden, darüber das unentbehrliche Mosquitonetz — vor dem Hause auf, wo nach starkem Nachmittagsregen eine herrliche, reine, abgekühlte Luft war. Ich war aber noch nicht eingeschlafen, als meine Gefährten, die indess mit ihren Gesprächen zu Ende gekommen waren, herbeikamen und an meinem Mosquitonetz herumnestelten und als ich herausschlüpfte, um zu sehen, was los sei, sagten sie mir, dass sie eben im Begriff seien, noch eine Serape darüber auszuspannen, um den Thau und den Mondschein abzuhalten. Ich liess mir das gern gefallen, denn die Gefährlichkeit des Thaues, der hier so stark wie ein leichter Regen fällt, ist in diesen fieberreichen Niederungen, wohlbekannt. Was den Mondschein anbetrifft, so hört man über seine Wirkungen hier zu Land noch merkwürdigere Geschichten wie anderwärts. Er soll Blasen, Ausschlag, Geschwüre auf den Körpertheil erzeugen, die ihm ausgesetzt sind u. s. f. Was man bei uns von ihm sagt, dass er den Menschen, die er im Schlaf bescheint, ein bleiches Gesicht gebe, habe ich hier auch von Spaniern gehört, aber keine von allen diesen Geschichten ist mir in wirklich glaubwürdiger Gestalt vorgekommen.

Als unsere 5 Mosquitonetze, weissen Häuschen gleich, nebeneinander aufgespannt waren, war der Platz vor der Hütte wie ein kleines Zeltlager anzuschauen. Aber diese Vorrichtung erwies sich hier sehr nothwendig, denn die Schwärme dieser blutdürstigen Insecten waren völlig so dicht, wie die der Eintagsfliegen oder der Mücken, welche man bei uns an schönen Frühlingsabenden in der

Luft tanzen sieht. Sie stellen sich bei der Abenddämmerung ein und tanzen und singen die ganze Nacht. Legt man sich zu Bett, so nimmt man eine Kerze mit und zündet sie an, um die Blutsauger, die beim Hereinschlüpfen sich unfehlbar mit einschleichen, zu entdecken und zu tödten. Dass sie durch die Maschen des Netzes kriechen, wenn solche nicht ein reguläres Durchfliegen gestatten, ist eine Uebertreibung. Sie kennen keine andere Bewegung als den Flug. Wohl sieht man sie in grosser Zahl an der äusseren Wand des Netzes sitzen, wie sie sich überhaupt gern an jedes weisse Gewebe heften, aber gewöhnlich schreiten sie weder noch kriechen sie. Sie sind in dieser Hinsicht minder unangenehm vielseitig als andere grosse und kleine Stechfliegen hiesiger Gegend, die von viel rascherer und mannigfaltigerer Bewegung sind.

Um einzubringen, was wir den vorigen Tag durch verspäteten Aufbruch versäumt hatten, brachen wir den nächsten Morgen schon um fünf Uhr auf und dachten an diesem Tag eine ganz gehörige Strecke zurückzulegen. Aber das Glück war uns nicht hold. Kaum waren wir eine Viertelstunde gefahren, so glitt einem unserer Ruderknechte die Stange aus der Hand und konnte nicht mehr erreicht werden. Langsam kamen wir bis zum nächsten Rancho, wo wir eine andere Stange kauften, aber nach kurzer Frist brach sie in der Mitte entzwei und nun musste eine zweite erworben werden, die aber ohne Gabel war. Bis solche angefertigt und befestigt war, gingen einige Stunden hin. Endlich fiel einer der Ruderknechte zweimal über Bord und dasselbe widerfuhr dem alten und einzigen Filzhut des Don Pepe, welchen wir aber durch einige geschickte Manoeuvres den Rückweg nach Minatitlan glücklich abschnitten. Auf diese Weise kam es, dass wir bis tief in die Nacht hinein auf dem Flusse waren und doch nicht den Ort erreichten, welcher die Etappe für den zweiten Tag zu sein pflegt. Wir landeten an einem Ufer, wo eine arme Indianerfamilie in elender Rohrhütte wohnte und schlugen unser Lager im engen Bezirk dieser vier schmutzigen aber luftigen Wände auf.

Es lagen vor der Hütte verschiedene Bündel kurzer Lianenschnittlinge *(Bejucos*[16]*)* und als ich nach deren Gebrauch fragte, sagte man mir, dass dieselben zerquetscht und in Wasser eingeweicht würden, um ein Gift aus ihnen zu ziehen, das die Fische des Süsswassers betäubt. Man wirft darauf die Brühe in die Teiche und Altwasser, die hier häufig sind und sammelt die Fische, welche betäubt auf der Oberfläche schwimmen. Dies ist ein Hauptnahrungszweig der armen Indianer dieser Niederungen, aber gerade dem Genuss solcher vergifteten Fische schreibt man die vielen und verheerenden Krankheiten zu, von welchen dieselben heimgesucht werden; und zwar nicht blos wegen des Giftes, mit dem man sie getödtet hat, sondern ebensowohl wegen der stinkenden, sumpfigen Teiche, in denen sie mit Vorliebe gefangen werden. Sie sollen ein schlechtes, übelriechendes Fleisch haben. Indessen ist die ganze Lebensweise dieser Indianer eine ungesunde. Solange einer von ihren „Nahrungszweigen" vorhält, bleiben sie bei demselben und hungern dann wohl, bis die Zeit kommt, in der eine andere Frucht reif wird. So hat man hier z. B. die sogenannten *Sandillero's*, welche ihren Namen davon haben, dass sie auf den flachen Stellen des Flussufers die grossen Wassermelonen, *Sandilla's*, anbauen. Zur Zeit der Reife schlagen sie ihre Hütten auf diesen Dünen auf, bleiben solang, bis alles aufgegessen ist und arbeiten diese ganze Zeit über ausser jenem Fischfang nicht das Mindeste. Diess fängt im Mai an und dauert bis in den Juli, drei Monate im Durchschnitt. Es ist also just die ungesundeste Zeit, die heisseste und feuchteste, in der diese Proletarier der Wildniss zur Sommerfrische in das Sumpfland herabkommen. Dieser Lebensweise entspricht ganz die Thatsache, dass im vorigen Jahr die Indianer einiger Niederlassungen in hiesiger Gegend bis auf Wenige an den Blattern hingerafft worden sind.

Nach glücklicher Fahrt kamen wir den andern Tag an einen Rancho, wo eine ganze Patriarchenfamilie versammelt war. Vier junge Frauen sassen um das Feuer und jede hatte ein Kind an der Brust oder auf dem

Schooss und einen Cigarro im Munde. Gegenüber sassen junge Männer in einer Reihe und der Vater und Herr des Hauses kam uns entgegen und antwortete auf die gebräuchliche Frage, ob hier ein Nachtquartier und Feuer für das Nachtmahl zu finden sei, mit dem ebenso gebräuchlichen: *Como no?* Warum nicht? dem er aber sogleich aus Freundschaft für meine Gefährten, die als Kaufleute in dieser ganzen Gegend wohlbekannt sind, einige ausführlichere Höflichkeitsphrasen hinzufügte. Dies war ein besseres Quartier als das der vorigen Nacht, denn der Rancho bestand aus zwei grösseren Hütten und einem Schopf, alles dicht mit Palmblättern gedeckt und es war nicht eine so unsägliche Masse von Mosquitos vorhanden. Wir schlugen unsere Lager im Innern der Hütte auf, wo die Eltern und die Töchter des Hauses schliefen. Fünf Mosquitonetze hatten sie hier aufgespannt, was einen beträchtlichen Grad von Wohlstand anzeigte. Auch die Kleidung der Frauen, welche aus einem Fetzen mehr als nur dem Hüfttuch bestand, deutet eine bessere Stellung an. Wir hörten später, dass der Besitzer dieses Rancho bedeutende Mahagony-Bestände im oberen Lauf des Baches entdeckt habe, der nahe bei seiner Besitzung in den Fluss mündet und dass er beträchtliche Massen Holz gehauen und herabgeflösst und in Minatitlan gut verkauft habe. Ein seltener Fall für einen Indianer. Uebrigens war dieser Mann, wiewohl vom Alter gebeugt, eine achtungsgebietende Erscheinung, denn er war hochgewachsen, hielt sich stolz und hatte ein energisches und intelligentes Gesicht, in dessen zahllosen Falten indessen vielerlei Schlauheiten zu lauern schienen. Er hatte den langen Säbel mit der Lederscheide, die *Machete*, eine Art langes Faschinenmesser, umgegürtet, legte sie den ganzen Abend nicht ab und nahm es sehr übel, als ich ihn frug, ob er sich mit derselben auch schlafen lege. Er beklagte sich bei Don Pepe über diese frivole Frage eines Menschen, der durchs Land ziehe, ohne ein bestimmtes Geschäft zu haben und dem er nicht viel Gutes zutraue, da er zu sehr einem jener verfl. *Americanos* gleichsehe. Später besänftigten einige geschickt ange-

kleckste Complimente den Alten und er regalirte mich noch vor Schlafengehen mit einer breiweichen aber angenehm duftenden Cigarre, die er aus selbst gezogenem Tabak auf höchsteigenem Schenkel rollte.

---

## VI.

(Charakter des Flusses. Uferlandschaft. Tropische Baumformen. Die schirmförmigen Kronen. Mimosen. Cecropien. Mulatto. Seiba.

Der Strom ist zwar oberhalb Minatitlan vorwiegend seicht, indem er in einer Entfernung von zwanzig Fuss vom Ufer selten mehr als sechs und in der Mitte durchschnittlich nicht über fünfzehn Fuss Tiefe besitzt; aber er ist durchschnittlich mindestens so breit wie der Rhein bei Köln, erweitert sich öfters zu fast seeartiger Breite, ist von ununterbrochenem Gebüsch oder Wald an beiden Ufern eingefasst und hat ein klares, dunkelgrünes Wasser; es ist ein mächtiger und schöner Strom, wiewohl sein Lauf so kurz ist, dass schon bei Suchil, wo das Land sich zu höheren Hügeln erhebt, der Stromcharakter verschwindet, Sandbänke und Kies das Bett immer mehr einengen, bis er zwanzig Stunden weiter oben schon als ein Fluss des Inneren erscheint, der in der Regenzeit ein weites Sand- und Kiesbett mit trüben Fluten füllt, um in den trockenen Monaten eine Wüste hinter sich zu lassen, in der ein seichter Bach oder einige Bächlein halb im Sand vergraben hinrinnen. Ich habe in einem früheren Briefe die Aehnlichkeit des Goatzocoalcos mit dem unteren Mississippi und dem St. Johns River hervorgehoben. Wie ich dort sagte, ist diese Aehnlichkeit bedingt durch die breite Wasserfläche und die niedrigen durchaus bewaldeten und bebuschten Ufer, welche diesen Strömen, wie allen Niederungsflüssen des waldreichen Golfgebietes eigen sind. Aber wenn man ins Detail eingeht, verfehlen die Eigenthümlichkeiten der tropischen Landschaft, durch welche dieser Strom fliesst, nicht sich geltend zu machen,

und man fühlt vor allem im Ufercharakter zahlreiche Unterschiede heraus, die man dahin zusammenfassen kann, dass die Uferlandschaft dieses Stromes in demselben Maasse formen- und farbenreicher erscheint, als die tropische Vegetation im Ganzen durch mannigfaltigere Formen und Farben vor der des nördlichen Golfgebietes ausgezeichnet ist. Diese letztere ist üppig, aber nicht mannigfaltig. Schon wenn man bedenkt, wie häufig hier die Palmen sind, welche dort nur als Gebüsch und höchstens (in den südlichsten Theilen Florida's) als schuppig unförmliche Strunkbäume auftreten, muss man eine grössere Mannigfaltigkeit voraussehen, und es gibt ausser ihnen noch so manche merkwürdige Gestalten von Bäumen und Gesträuchen, und, Dank den gewaltig wuchernden Schlinggewächsen, so manche schöne oder groteske Gruppirungen, von denen man ausserhalb der Tropen keine Ahnung hat.

Gewisse weitverbreitete Eigenschaften tropischer Bäume machen sich auf den ersten Blick im Landschaftsbilde geltend. Ich nenne unter ihnen in erster Reihe die häufige Erscheinung schirmförmiger Kronen in allen Variationen der wohlbekannten Pinienform, ferner die lichte und zarte Belaubung dieser Baumkronen, die schlanken, gerad aufstrebenden Stämme und das vorwiegend helle, bald silbergraue, bald gelbliche oder bräunliche Rindenkleid derselben. Auch das wiederkehrende und nicht seltene Auftreten gewisser grotesker Baumformen trägt dazu bei, die anziehenden Bilder, die eine Fahrt auf diesem Flusse entrollt, in der angedeuteten Richtung zu bereichern.

Was zuerst die schirmförmigen Baumkronen betrifft, so sind dieselben hier zahlreichen Bäumen aus den verschiedensten Familien des Pflanzenreiches eigen und finden sich in allen Abstufungen bis ins Extrem hinein, das kaum in einem Baume entschiedener ausgeprägt sein kann als in verschiedenen mittelhohen Mimosengewächsen. Hier sendet ein schlanker Stamm in verschiedenen Höhen ebenso schlanke und gerade Aeste aus, die ziemlich spitzwinklig vom Stamme wegstreben und in gleicher Weise

sich weiter verzweigen; kein Ast gibt einen Zweig unter einer gewissen Höhe ab und kein Zweig ragt über eine gewisse Höhe hinaus, so dass die Krone einem sehr breiten Blumenstrausse zu vergleichen ist, aus dessen Spitze die Aeste wie Stengel mehrzweigiger Blumen hervorstreben, und unter ganz allmählicher Verjüngung sich gegen die breite Basis ausbreiten, welche aus einer flachen oder wenig gewölbten, dünnen und dachartigen Krone besteht. Andere Mimosen zeigen einen ähnlichen flach dachartigen Bau, aber das Blätterdach bildet bei ihnen gleichsam Etagen, indem verschiedene Aeste sich in verschiedener Höhe in ähnlicher Weise verzweigen, wie es dort das ganze Astwerk thut. Indessen neigen sich die meisten schirmkronigen Bäume doch nicht diesen Extremen, sondern der mässigen und meistens auch schönen Form der Pinie zu, welche nur fast immer etwas mehr in die Breite gezogen ist, als bei der ächten Pinie; bei dieser lässt das vorwiegende Stammwachsthum, das allen Nadelhölzern eigen, die Schlankheit im ganzen Umriss nie verloren gehen.

Wenn ich zwanzig Bäume zusammenzähle, welche in diesen Urwäldern hier am häufigsten sind, so finde ich fünfzehn mit schirmförmigen Kronen und keinen einzigen mit einer pappel-, cypressen- oder selbst nur buchenartig eliptischen. Sind sie nicht schirmförmig, so neigen sie sich am öftersten der Kugelform zu, machen aber durch die dünne, meist sehr zertheilte Belaubung dabei nicht den massigen Eindruck wie die Mehrzahl unserer Laubbäume.

Was mag die Ursache sein, dass die Form der Baumkrone, welche in unseren Wäldern selten und nur zufällig auftritt, hier im tropischen Urwald zur vorwiegenden wird? Bei den Bäumen von sehr beschränkter Lebensdauer, wie Papaya und Cecropia, welche in zwei oder drei Jahren zu erheblichen Höhen aufschiessen, um dann ebenso rasch abzusterben, wie sie gewachsen sind, bedingt offenbar gerade dieses übermässig rasche Wachsthum eine schlanke, einfache Form, denn dasselbe besteht vorwiegend im Stammwachsthum, hinter welchem die Verästelung

zurückbleibt, welche den unregelmässigen Kronen zu Grunde zu liegen pflegt. Bei langsam wachsenden Formen, wie die meisten Mimosen sind, wüsste ich dagegen keine derartige mechanische Ursache anzugeben und begnüge mich, zu bemerken, dass diese Bäume die Schirmform sowohl im dichten Urwald als in den lichtesten Hainen, auf feuchtem und fetten wie auf sterilem Boden unverändert beibehalten.

Was im Walde hiesiger Gegend ausser den vorgenannten Bäumen mit Pinienkronen noch an Bäumen von wirksamer, entschiedener Physiognomie vertreten ist, ist zum Theil ungemein dichtschattig, wie der Mango, *(Mangifera mango)*, der in der Nähe der menschlichen Wohnungen nicht leicht fehlt oder der Mammei *(Mamea americana)*, welcher die köstliche Frucht *Zapote Mammei* liefert; der erstere gleicht durch seine dunkelgrünen, grossen, lanzettförmigen Blätter und seine abgerundete, breit hinausstrebende Krone der zahmen Kastanie, während der andere mit noch dunkleren, handförmigen Blättern an die Rosskastanie erinnert, die er aber durch schlanken, regelmässigen Wuchs übertrifft. Oder sie streben fast palmenartig mit gleichmässig dünnem Stamm und astlos auf, um in ein weder hohes noch breites, luftiges Blätterdach sich zu verästeln, und diesen Bäumen ist etwas Palmenartiges bei aller Verschiedenheit der Grundelemente nicht abzusprechen und tritt bei einem raschen zusammenfassenden Ueberblick der weithinziehenden Waldränder klar hervor. Dieselben sind gleich den Palmen durch eine gewisse Einfachheit der Form ausgezeichnet, welche auf der schärferen Scheidung der Krone und des Stammes beruht, denn dieser behält bis hoch hinauf seine einfache Walzenform und jene ist nur ein Schirm, welche auf diesem Stamme wie die Blüthenkrone eines Doldengewächses (etwa einer *Angelica* oder eines *Heracleum)* sich ausbreitet. Am Goatzocoalcos sind mir zwei Bäume von dieser Gestalt häufig aufgefallen. Der eine ist eine Cecropia [17]) der andere ist wieder eine Mimose.

Jener kann als der häufigste Baum dieser Urwälder bezeichnet werden; er fehlt nirgends, bildet auf früheren

Lichtungen sogar kleine Bestände, in die lange Zeit keine anderen Bäume eintreten, weil diesen ein ungemein rasches Wachsthum eigen. In drei Jahren wächst er aus, hat dann in Mannshöhe einen Stamm von 8 bis 10 Zoll Durchmesser und ist fünfzehn bis zwanzig Fuss hoch. Seine Rinde ist silbergrau und er hat eine Tendenz, den Stamm über der Wurzel in sog. flügelartige Vorsprünge auszubreiten. Seine Krone wird von kurzen Aesten gebildet, welche fast rechtwinklig abstreben, und ist wie eine Dolde niedrig, ohne breit zu sein. Die Blätter sind gross, neunlappig, oben dunkelgrün mit etwas bräunlichem Ton und unten weiss angehaucht; der Blattstiel ist subcentral angesetzt und hält sie in wagrechter Stellung, wie der Arm eines Kandelabers das Tellerchen der Kerze hält; sie sind so gross wie die Blätter der Rosskastanie. Aus den Enden der Zweige kommen jetzt zur Blüthezeit Kolben in ganz geschlossenen Hüllen hervor, welche bläulich oder röthlich von Farbe und weiss bereift und so lang und dick wie ein starker Finger sind. Reisst die Hülle auf, so fällt sie ab, und acht bis zwölf lange chenilleartige, weisse Blüthenschnüre, verlängerte Blüthenkätzchen, hängen nun von allen Zweigen, hauchen einen Vanilleduft aus und sind eine prächtige Zierde des Baumes. Dieser Baum ist von hart über der Wurzel bis unter die letzten Blüthenknospen hohl und die Höhlung ist etwa zolldick; in ihr wohnen Ameisen, die keinem fehlen, den ich gesehen; ich weiss aus vielfältiger unangenehmer Erfahrung, dass sie wahre kleine Teufel, geschwind und von ungewöhnlicher Beisskraft sind.

Der andere Baum theilt mit diesem die palmenartige Schlankheit und Einfachheit des Stammes und die kleine schirmförmige Krone, aber seine Belaubung ist von entgegengesetztem Charakter, indem die Blätter sehr fein gefiedert und nicht dicht gestellt sind, so dass sie sich beim Durchblick wie ein zartes Gewebe vom Lichte des Firmamentes abheben. Dieser Baum ist keineswegs häufig, aber seine durchaus zarte und graciöse Erscheinung macht ihn zu einer hervorragenden Zierde der Uferwälder.

Minder graziös als seltsam stellen sich zwei andere Bäume dar, welche zu den häufigeren gehören: Der Mulatto,[18]) der seinen Namen von der rothbraunen Farbe seiner glänzenden, glatt anliegenden Rinde hat und dessen Grösse und regellose Verästelungweise an unsere Eichen erinnern würden, wenn nicht seine Formen etwas Geglättetes und Weiches hätten, das an die Gummibäume erinnert. Die Biegungen sind so rund, oft selbst von Spiraldrehungen begleitet, und die Rinde so riss- und furchenlos, dass jeder dieser Bäume wie aus einer talgartigen Masse geformt erscheint. Die Blätter sind gefiedert und die Belaubung ist sehr licht.

Ganz anders ist wieder der Seiba-Baum,[19]) dieser heilige Baum der Azteken, der als einer der wenigen Repräsentanten nordisch knorrigen Baumwuchses in diesen Wäldern erscheint. Er bildet Stämme wie die dicksten Eichen, und sein Rindenkleid ist rauh. In einer Höhe, die bis zu 60 Fuss geht, löst sich der Stamm mit einem Male in eine Masse von verbogenen und geknickten Aesten auf und diese bilden dann, indem sie sich sehr rasch weiter verästeln und verzweigen, ein breites Astwerk von flacher Kuppelform. Die scharfe Scheidung von Stamm und Astwerk, und die charakteristische und ungemein constante Form des letzteren machen diesen Baum zu einem der auffallendsten in hiesiger Landschaft, und dass er so hoch wird und mit Vorliebe an Ufern wächst, wo sonst nur niedrigerer Wald erscheint, macht ihn zu einer Art Landmarke; von ferne sieht man den Dom seiner Krone aus dem Urwald ragen und selbst bei Nacht nimmt man ihn wahr, wenn alle anderen zu einer dunkeln Hecke verschmolzen sind. Dass er gegenwärtig, wo alles grünt, sein Laub völlig abgeworfen hat, fügt diesen Eigenschaften ein weiteres auffallendes Merkmal zu.

---

## VII.

(Weiteres über die Uferlandschaft. Schlinggewächse. Bambus. Ihre ornamentale Bedeutung. Thierleben. Wolken.)

Neben diesen eigenthümlichen Kronenformen ist die lichte Belaubung der meisten Bäume von hervorragender Wirkung auf den allgemeinen landschaftlichen Charakter. Mit Ausnahme des Mango und Zapote, die ich im letzten Briefe angegeben, und einiger selteneren Bäume, findet man hier selten so dichte Baumkronen wie Buchen, Esche oder Ahorn sie in unseren Wäldern tragen. Die Blätter stehen nicht so dicht, die Aeste recken sich stärker auseinander und durchbrochene Blattformen in Gestalt von Fiederblättern und handförmigen Blättern sind häufiger als die einfacheren, schwereren Formen des Ulmenblattes. Wir sehen diesen Unterschied schon deutlich bei unseren Eschen und Ebereschen, die noch ziemlich grob gefiedert sind und doch im Vergleich zu ganzblättrigen Bäumen in der Krone leicht und zierlich erscheinen. Hier sind zartere Fiederformen der Blätter sehr häufig und manche, wie der schmalblättrige Mimosenbaum, der im letzten Briefe erwähnt wurde, steht kaum hinter den Baumfarn an zierlicher und leichter Erscheinung zurück. Auch dieses hat natürlich seinen Einfluss auf den Charakter dieser Uferlandschaft, denn der Wald, welcher die Ufer einfasst, erscheint nicht so leicht nur als dichte grüne Wand, sondern erhält Gliederung und Mannigfaltigkeit und am Abend findet der Schimmer der untergehenden Sonne Wege genug, um den Wald zu durchstrahlen und aus dem Grün seines Blättermeeres ein verborgenes Gold hervorleuchten zu lassen. Schlinggewächse, welche in diese lichten Baumkronen hinaufranken, um ihre schweren Blätter- und Blüthenmassen wie in farbigen Cascaden über Ast- und Laubwerk zu ergiessen, streben wohl darnach, diesen leichten und lichten Charakter hiesiger Bäume zu verdichten, aber sie sind nicht so allgemein, dass ihnen das in grossem Maasstab gelingen

könnte und am Ende bringen sie nur eine grössere Mannigfaltigkeit in die Formen des Uferwaldes, als ohne sie vorhanden wäre. Ich finde in meinem Tagebuche folgende Notiz: „Gegenüber Tecolotepec, unserem Nachtlager vom 17. auf den 18., tritt der Hochwald wieder unmittelbar an's Ufer und steht als dichte Wand an demselben. Ausser schlanken Palmen trat hier besonders eine Art von coulissenhafter Baumform hervor, welche erzeugt wird durch das gerade Hinauf- und Hinabstreben der dichtblättrigen Lianen an den Bäumen, welche sie umschlingen, oder an den Luftwurzeln von Gummibäumen. Diese windenden und hängenden Bestandtheile erzeugen sehr merkwürdige Effekte im Uferwald. Ein hängendes Element tritt zu dem aufrechtstehenden der Bäume und Sträucher, und dem flach hinziehenden des Rasens und der niedrigen Kräuter, den beiden einzigen Formen, die in unseren nordischen Vegetationsbildern eine hervorragende Bedeutung erlangen. Hier erzeugen sich Cascaden, Guirlanden, Coulissen. Wo das Ufer höher wird und sanft ansteigt, meint man oft, eine einzige Schlingpflanzendecke sei über ein Trümmerwerk hoher Mauern, Säulen und Portale geworfen, denn ein Strom von lebendigem Grün ergiesst von den Gipfeln der Bäume sich bis zum Ufer herab und hüllt Manches unklar ein. Herrliche Portale sah ich, wo solche dichtverhangenen Bäume nahe beisammen standen und die Zweige von einem zum andern sich verschlangen. Wären nicht so viele luftige, originelle Baumgestalten vorhanden, so würde die Masse der Schlingpflanzen diese Uferwände zu einförmig grünen Mauern werden lassen, so aber erhöhen sie nur die Mannigfaltigkeit. Die Ursache ihrer anscheinend undurchdringlichen Dichtblättrigkeit ist vorzüglich die senkrechte Stellung der Blattflächen, dieselbe, die wir beim Epheu und der Rebe beobachten, wo sie denselben Effekt hervorbringt."

Wie die vorwiegend hohen, schlanken und geraden Stammformen und deren weissliches, gelbliches oder grauliches Rindenkleid, eine eigenthümliche lebhafte Schönheit in diese Scenerien bringen, ist schon erwähnt.

Das Einzige, was im Uferwald mich lebhaft an

heimische Bilder erinnerte, waren Haine schmalblättriger Weidenbäume, die in Grösse, Verästelung, Rinde und Blattform stark an Trauerweide erinnerten. Sie stehen an flachen, sandigen Stellen des Ufers, wo kein anderer Baum wächst und wo nur ein niedriges Gras oder eine Art von Schilf den Boden unter ihnen bedeckt.

Auf weiten Strecken verhüllt ein dichtes, lichtgrünes Bambusgebüsch die Uferränder, von denen es bis in's Wasser herabneigte. Seine schmalen Blätter, seine dichte Belaubung, sein helles Grün und seine gerundeten, aufquellenden Umrisse erinnern stark an das Weidengebüsch unserer Bäche, aber das letztere ist nicht so ausgebreitet, und wenn man die langen Zweige des Bambus mit den grasartigen, büschelig gestellten Blättern sich im Bogen in's Wasser hinabneigen sieht, tritt im Angesicht dieser merkwürdigen tropischen Grasform bald die oberflächliche Aehnlichkeit zurück. Die hohlen Zweige dieses Bambus haben an den Knoten breite, starke Stacheln, die mehrmals in die leichten Kleider der Ruderknechte einhackten und so schwer losliessen, dass einer auf diese Weise nahezu über Bord geschleudert wurde. Auch an sich sind diese Zweige, die oft massenhaft weit in's Wasser hineinragen, für die Schifffahrt gefährlich, denn diese langen und schmalen Canoe's verfahren sich leicht in solchem Dickicht und verlieren im Handumdrehen ihr Gleichgewicht. Von Wasserpflanzen ward nichts gesehen als einige Gärtchen eines hohen schildblättrigen, ährenblüthigen Liliengewächses, das ich im Mississippigebiet an ähnlichen Orten gesehen. Es scheint, dass für schwimmende Wasserpflanzen wie Seerosen u. dergl. wohl die Strömung in diesem Flusse zu heftig ist.

Von Blumen ist am Ufer wenig zu sehen und die wenigen sind nicht auffallend gross. Ganz wie im Herzen dieser Urwälder ist auch hier an ihrem Rande der scharlachblüthige Hybiskus am häufigsten und trägt mit seinen schöngeformten, leuchtend rothen Blumen am meisten zur wohlthuenden Belebung des fast allzu grünen Urwaldgebüsches bei. Eine strauchartige Composite mit rosenrothen Blüthen, welche Geranien gleichen, ein windender

Kürbis mit gelben Blüthen, weiss- und grüngestreiften apfelgrossen Früchten, und grossen weiss gesprenkelten Blättern, eine rothblühende windende Zinnie und eine Winde mit röthlich blauen Kelchblüthen, ferner ein Wickengewächs mit grossen gelben Bohnenblüthen, sind die häufigsten unter den blühenden Pflanzen am Ufer. Wirksamer als sie treten indessen grossblättrige Lilien- und Callagewächse, besonders Canna und Caladium hervor und ihren Formen kommen nie besser zur Geltung, als wenn wiesenartig ein Rasenstreif sich vor dem Wald hinzieht, auf welchem, wie auf künstlicher Anlage eine schöne Caladiumstaude oder eine Canna mit voller scharlachrother Blüthenähre steht. Im Ganzen sind hier wie im Innern des Urwaldes die Blüthen von geringer Bedeutung im Vergleich zu der starken Blattentwickelung.

Das Thierleben des Urwaldes, das man uns vom St. Juan und Orinoco mit so lebhaften Farben geschildert, ist hier vergleichweis zahm zu nennen. Ich weiss nicht, ob die Jahreszeit, die nördlichere Lage und andere Umstände den Unterschied allein begründen, vermuthe aber, dass bei jenen glühenden Schilderungen etwas von der Uebertreibung mit untergelaufen ist, von der die lebhaft angeregte Phantasie mancher Reisenden sich bei tropischen Schilderungen nicht frei hat halten können.

Nicht den Thieren des Urwaldes, sondern denen, die am Flusse wohnen, verdankt der Goatzocoalcos seine Belebung. Bei fünftägiger Reise auf demselben habe ich ein einziges Mal das sonore raubthierartige Geheul des Brüllaffen vernommen, welches spät am Abend aus dem Wald herüberschallt. Häufiger sah man grüne, kurzschwänzige Papageien und einige Mal den rothen, langschwänzigen Aras über den Fluss fliegen; beide erkennt man daran, dass sie, wenn auch in Schaaren, doch immer paarweis fliegen, und dass sie ihren Flug, der in raschem Flügelschlag besteht, immer mit ihrem charakteristischen Geschnatter begleiten. Sie fliegen immer hoch, höher als die Gipfel der höchsten Bäume. Auch Riesenspechte nahm man wahr, die an den Bäumen auf- und niederliefen, mit Trommelton auf die Rinden hämmerten und deren

leuchtend rothes Kopfgefieder wie ein Purpurfleck, im Grün des Laubes bald auftauchte, bald verschwand. Aber häufiger waren die zierlichen Strandläufer, die die flachen Ufer bevölkern, Vögel von Rebhuhngrösse, oben fahl, unten weiss, mit weissem und schwarzem Halsring; wie ihre Verwandten am Meeresufer sind sie immer in Bewegung, fliegen kurz auf und lassen sich bald wieder nieder, um ihre raschen, trippelnden Spaziergänge längs des Ufers fortzusetzen. Schwanenhälsige Reiher, von denen der eine durchaus bläulich schwarz, der andere grau und weiss gefärbt ist, stehen in ruhiger Betrachtung in einem Uferwinkel oder auf überhängenden Aesten; der erstere ist nicht grösser als der Kibitz, der andere gleicht an Grösse unserem Reiher. Kranichartige Vögel, schwarz und weiss, ziehen mehrmals in regelmässiger, schräger Linie zu acht bis zwölf hoch über uns den Fluss hinab und ein Eisvogel, der grösser als der unsere, aber nicht so lebhaft gefärbt ist, fliegt gleich diesem vor dem Boot von Ast zu Ast. Gegen Abend ziehen Uferschwalben ihre pfeilschnellen Kurven über die Wasserfläche. Schildkröten sah ich nicht, aber eines ihrer Nester, eine Grube im Sand, fanden wir am Ufer, und zahlreiche zerbrochene Eierschalen lagen darin. Die Bootsleute meinten, dass ein Tejon, eine Art Waschbär, das Nest geleert habe. Mehrmals rauschten von den flachen Sandufern, wo sie sich sonnen, Crocodile in das Wasser, wobei sie ihren langen schweren Schwanz schwerfällig nachschleppten und sich taumelnd bewegten. Sie sind hier gefährlicher als im Mississippi, denn wie ich aus zuverlässiger Quelle vernehme, frassen sie vor einigen Monaten fünf Mann auf, welche mit einem Canoe umschlugen und kurz ehe ich nach Minatitlan kam, war dort ein Mann beim Ueberschreiten eines Steges in einen sumpfigen Bach und den Crocodilen, die in demselben leben, ohne Rettung zur Beute gefallen. Meiner Schätzung nach war das grösste Crocodil, das wir sahen, zwölf Fuss lang. Aber auf denselben Dünen entfaltete sich oft ein friedlicheres Bild: Schwärme von hunderten von weissen, citronengelben und rostbraunen Faltern erhoben sich wie

farbige Wölkchen von Tümpeln, wo sie getrunken hatten und im oberen Theil des Flusses, gegen Suchil zu, weideten Rinderheerden auf denselben, die trotz Palmen und Pisang der Landschaft einen befreundeten, anheimelnden Charakter aufprägten.

Ueber diesen mannigfaltigen Bildern breitete sich ein Himmel aus, der selten, und dann nur gegen Abend, frei von Wolken war. Diese Wolken hatten ein feuchtes Ansehen, denn ihre Umrisse waren nicht scharf, sondern nebelig verschwommen und sie gingen manchmal so tief, dass sie selbst die niedrigen Hügel einhüllten, denen wir gegen Suchil zu begegneten. Dieselben konnten höchstens 100 Fuss über dem Wasserspiegel hoch sein. Ihr Aussehen, das an unsere feuchtigkeitgesättigten Aprilwolken erinnerte, war nicht blos Schein, denn kein Tag verging, an dem sie nicht Sprühregen aussandten und am ersten Tage unserer Reise hatten wir einen stärkeren Regen als ich bisher je gesehen hatte. Die Tropfen waren so gross und fielen so dicht, dass man in Zeit von einer Minute ein Trinkglas voll Wasser auffangen konnte. Es war bei Nordwind, der hier häufig Regen bringt. Wie niedrig bei diesen Regen die Wolken gehen, mag man daraus ersehen, dass ein Hügelzug von 150 Fuss Höhe am oberen Goatzocoalcos, der sogenannte *Serro de Tecolotepec,* ein Regenmacher für diese Gegenden ist. Weht *Norte,* so soll es hier fast immer regnen, wenn es auch weiter oben und unten trocken ist. Wir erprobten diese Erfahrung, denn von Weitem sahen wir ihn in Wolken gehüllt und passirten die Stelle in heftigem Regen. Morgens sah man oft längs der Ufer und in den Wäldern dünne Nebelstreifen, die später als Wolken über uns schwebten.

---

## VIII.

(**Suchil. Ein Mexikaner in Yankeegestalt. Yankee-tricks desselben. Schwieriger Ritt durch den Urwald. Das Enzinal. Was sich der Arriero erzählt.**)

Auf einer der flachen Höhen, zu denen das Ufer sich jetzt häufiger und in grösserer Ausdehnung erhebt, liegt Suchil, das wir am fünften Tage unserer Reise des Nachmittags erreichten. Hier verlässt man das Canoe und setzt die Reise über den Isthmus zu Lande fort, denn der Fluss erhält hier stärkeren Fall, ist häufig durch ausgedehnte Kiesbänke eingeengt und wendet sich mit zahlreichen Windungen seinem Quellgebiete zu, das in der Sierra von Oaxaca, also westlich von dem nächsten Wege nach Tehuantepec, gelegen ist. Suchil verdankt seine Existenz der Eisenbahn-Gesellschaft, welche vor 17 Jahren die Vorarbeiten zur Isthmusbahn in Angriff genommen hatte, denn hier mündete die Fahrstrasse aus, welche dieselbe von Tehuantepec über das Gebirge führte und bereits mit Eilwägen befuhr, und ein kleiner Dampfer vermittelte von hier aus die weitere Verbindung den Fluss hinab nach Minatitlan und Goatzocoalcos. Suchil liegt in der Mitte der Landenge, nahe der Mündung einiger Zuflüsse des Goatzocoalcos und auf der Grenze zwischen dem Tiefland und Hügelland, und diese Lage macht es sehr geeignet, ein Ausgangspunkt für die Verbindung nach dem Innern, gegen Oaxaca und Villa Alta hin zu werden. Aber als die erste Vorarbeit zur Anlage der Eisenbahn, die Fahrstrasse, eben fertig geworden war, fallirte die Gesellschaft und Suchil, das nur erst ein Paar Häuser zählte, würde wahrscheinlich sein kurzes aber hoffnungsvolles Dasein beschlossen haben, wenn nicht gerade zur selben Zeit der Holzhandel einen grossen Aufschwung genommen hätte. Nun wurde die junge Ansiedelung zum Sammelpunkt der Massen von Cedro- und Mahagonyholz, die aus den Nebenflüssen herabkamen und von hier als grössere Flösse flussabwärts gingen, die Holzhauer versorgten sich hier mit Proviant und Landbauer fanden

guten Absatz für ihren Mais. So ist sie allmählich ein Dorf von etwa 300 Einwohnern geworden und erwartet nur, wie Jedermann auf der Landenge, die Rückkunft der Eisenbahn-Gesellschaft, um reich oder sogar berühmt zu werden.

Don Pepe, der sich als „Romulus und Remus“ von Suchil ansieht (seine eigenen ernsthaften Worte), besitzt ein Haus in diesem Orte, nach welchem er mich einlud. Es war eine Lehmhütte von beträchtlichen Dimensionen, mit Palmenblättern gedeckt, und durch nichts anderes als hölzerne Thüren und hölzerne Fussböden von irgend einer anderen Hütte im Orte unterschieden. Auf einem leichten Bettgestell, das nach Landessitte mit einer gegerbten Kuhhaut überzogen war, schlief ich vortrefflich, denn hier gibt es keine Mosquito's oder andere Plaggeister, und die Luft ist rein und frisch. Da die Familie, welche in diesem Hause wohnt, am Tag unserer Ankunft durch die Geburt eines Knäbleins erfreut worden war, zogen wir es vor, unsere Mahle bei einem Gastfreund einzunehmen, der in der Nähe wohnt, einem Kaufmann, Namens Don Martin Rodriguez. Wie wunderte ich mich aber, in diesem Manne mit dem spanischen Namen den reinsten Yankee zu finden, ebenso in seinen Geschwistern und Kindern nichts als blondhaarige und blauäugige Gestalten! Wiewohl es nicht selten ist, in Mexiko solche stark ausgeprägte Spuren germanischen Blutes zu finden, war mir doch dieser Fall überraschend, weil an der ganzen Familie so gar nichts Mexikanisches war und ich war unklug genug, diesem Erstaunen Ausdruck zu verleihen. Nachträglich theilte man mir mit, dass der Vater des Don Martin ein Amerikaner war, der mit einer schönen Spanierin nach Landessitte unverheirathet gelebt hatte. Uebrigens schien dieser Halbamerikaner sich innerlich vollkommen mexikanisirt zu haben, denn während er in seinem Benehmen die Herzlichkeit selber war, vermiethete er uns, entgegen seinem Versprechen, die schlechtesten Pferde, die auf seiner Weide waren und rühmte sich gegen Andere dieses feinen Zuges. Später hörte ich, dass er ein fanatischer Hasser aller Amerikaner sei. Ich hatte Vertrauen genug in ihn und in Don Pepe, der die Miethe

abschloss, und streifte unbesorgt in der Gegend umher; aber der Letztere hatte sich aus Freude, so viele Freunde wiederzusehen, von Zeit zu Zeit etwas stark in seinem Lieblingsgetränk übernommen und vernachlässigte das Nothwendigste. Als wir den übernächsten Morgen um vier Uhr aufbrachen und den elenden Zustand der Thiere wahrnahmen, war es zu spät, diesen Fehler gutzumachen und in Folge dessen mussten wir am ersten Tag ein Pferd zurücklassen, das lahm geworden war und hätten am dritten nahezu ein Maulthier durch Sonnenstich verloren; zum Glück wurde dessen übermüdeter Zustand noch bald genug erkannt und durch Ruhe und Aderlass abgeholfen. Allerdings war an diesem Tag der Uebergang von der Kühle des Gebirges in die drückende Hitze der Ebene ein sehr rascher und ist mir selber nie die tropische Hitze so drückend vorgekommen. Aber die anderen Thiere ertrugen sie, während die Rozinanten von Suchil alle im abgeschlagensten Zustand im Nachtquartier ankamen und nicht fähig gewesen wären, den nächsten Tag auch nur die Hälfte der normalen Strecke von 12 bis 15 Wegstunden zurückzulegen.

Nachdem wir Suchil verlassen hatten, ritten wir auf grundlosen Wegen, in deren Schlamm die Thiere bis über die Kniee einsanken, von Sonnenaufgang bis in die Nacht. Höchst selten schob sich eine Erhöhung, wo der Weg trocken und glatt war, zwischen die sumpfige Niederung. Es klang unglaublich, wenn man hörte, dass dieses die Strasse war, auf welcher vor vierzehn Jahren Eilwagen nach Tehuantepec fuhren. Jetzt standen Bäume von dreissig oder vierzig Fuss hier und das Dickicht war so dicht und verworren, wie an irgend einem Fleck, den seit Jahren kein menschlicher Fuss betreten hat. Damals machte man den Weg in der Hälfte der Zeit, welche man jetzt gebraucht, denn der Sumpf ist an einigen Stellen so tief, dass man Umwege durch's Gebüsch einschlagen muss. Die Pferde können immer nur im Schritt gehen, und sie sowohl als der Reiter schinden, reissen und stechen sich bei aller Sorgfalt an hundert Bäumen und Dornbüschen. Bei Nacht ist ein solcher Weg geradezu

gefährlich. Es hätte mir z. B. sehr zum Schaden gereichen können, dass eine Lianenschlinge sich mir an einem Abhang um den Leib legte; das Pferd drängte vorwärts, da der Abhang keinen Punkt zum Stehen bot, und die Liane riss mich fast herab. Zum Glück hatte ich aber rasch mein Messer bei der Hand und schnitt die Schlinge noch durch, als ich schon halb aus dem Sattel war.

Als gegen sieben Uhr der Mond aufging, hatten wir sein Licht nicht mehr nöthig, denn nun ging es rasch bergauf und der Boden war Kies und Sand, ein guter Weg mit sehr geringen schlammigen Einsenkungen; zwei Stunden ritten wir noch durch einen jener lichten Eichenhaine, die einer Olivenpflanzung gleichen und erreichten endlich den Rancho, der von seiner Eichenumgebung den Namen *Enzinal* trägt (Enzino, Eiche.)

Im weiten umzäunten Hofraum dieses Rancho lagerten Arriero's neben ihren Waarenpäcken und Thieren und die Familie des Ranchero sass in ihrem Kreis und hörte den seltsamen Geschichten zu, die ein Maulthiertreiber in sehr dramatischer Weise vortrug. Daneben brannte ein Feuer zwischen zwei platten Steinen, die einem grossen Topf voll *Atole* (dünner Maisbrei, den man trinkt) zur Unterlage dienten.

Ich war zu müd, um lange zuzuhören, und als ich mein Pferd abgesattelt und auf die dürre Weide geführt hatte, die der Hausherr uns anwies, schlug ich meine Serape um und legte mich an's Feuer. Ich hörte noch, dass von den geheimnissvollen Eigenschaften der Thiere die Rede war, z. B. von den Fischen in den Flüssen, die Nachts an's Land steigen und sich auf dem Sande schlafen legen, vom Alligator, der die Schildkröten frisst, nachdem er sie mehrmals in die Luft geworfen, um ihre Schalen zu zerbrechen, von Schlangenbissen und vielerlei Mitteln dagegen, und besonders vom Inbegriff aller Merkwürdigkeit, dem Escorpion, jener äusserst hässlichen, mit Schwielen und Warzen bedeckten Eidechse aus dem Geschlecht der Helodermen, welche man hier, wahrscheinlich ohne Grund, für giftig hält. Der Arriero erzählte, wie vier seiner Collegen, unerfahrene junge Leute, vor einigen Jahren

auf einer Reise von Tehuantepec nach Oaxaca von dieser Eidechse gegessen hätten und kurz darauf alle vier unter schrecklichen Schmerzen gestorben seien. Sie hätten geglaubt, es sei ein Leguan!

Unter anderen Geschichten, die sie erzählten, ist mir später eine von Landeskundigen bestätigt worden, wesshalb ich sie anfüge. In einem Dorf der Mijes-Indianer (einer der alten Stämme der Landenge), das im nahen Gebirge gelegen ist, herrscht die Sitte, dass jedes Jahr ein junger Mann sich der Jungfrau Maria weiht, worauf er bei Processionen ihr Bild zu tragen hat, bei feierlichen Messdiensten assistirt und von den dörflichen Frohnden befreit ist. Aber er darf dieses ganze Jahr keine Frau noch Jungfrau berühren und muss dieses geloben. Wird er dem Gelübde untreu, so wird er in Bälde sterben. Ich erwähne die Geschichte, weil sie fast wie ein Rest alt zapotekischer Sitte aussieht, nach der die Priester alle entmannt waren. Ist es doch gerade hier auf der Landenge, dass noch so mancher heidnische Gebrauch sich erhalten hat. Was Amerikanologen Nagualismus nennen, der Glaube an zeitweilige Verwandlung lebender Menschen in Thiere, die Anderen Uebles zufügen und an einen gewissen Zusammenhang jeder Menschenseele mit einer Thierseele, der so weit geht, dass der Mensch die Wunden empfindet, die „seinem“ Thiere beigebracht werden, ist noch vor zwei Jahrzehnten hier Gegenstand gerichtlicher Untersuchungen gewesen.

---

## IX.

(Raschwechselnde Landschaftsbilder auf dem Isthmus. Wiesen. Palmenhaine. Ein Windloch. Indigo. Rückgang der Indigocultur und des allgemeinen Wohlstandes. Zwei Kunstfreunde.)

Den Reiz des raschen Wechsels der Bodenformen, des Klimas und der Vegetation erfuhren wir in dieser zusammengedrängten Landschaft des Isthmus gründ-

licher als irgendwo sonst in Mexico. Wenn ich zurückschaue, so haben wir nun im Raum weniger Tage die Düne am Rand des atlantischen Meeres, die Urwaldwildniss des Tieflandes, welche der Goatzocoalcos durchfliesst, die Erhebung derselben zu Hügeln und kleinen Hochebenen, welche mit Eichenhainen bedeckt sind, durchschritten und gestern traten wir aus den Eichenhainen auf ein Tafelland, das in 5—600 Meter Höhe, von breiten Thälern durchschnitten und oft in Hügelketten gegliedert, sich durch die ganze südliche Hälfte der Landenge erstreckt. Wir fanden die Bergabhänge und Hochebenen-Abschnitte, über die unser Weg führte, mit nichts als hohem Gras bewachsen, das bereits vertrocknet war und dadurch eine goldgelbe Farbe angenommen hatte. Es stand dicht und hoch und mancherorts wogte es wie ein Aehrenfeld. Weite Strecken lagen schwarz und rauchend da, denn die Ranchero's zünden den Rasen an, wenn er dürr ist, damit sie bälder frischen und kräftigeren Graswuchs für ihre Pferde erlangen. Aber es lobte Niemand, den ich sprach, diese Weiden; trotz ihres guten Aussehens seien sie viel weniger nahrhaft für das Vieh als das dünnere und kürzere Gras, das gegen Süden hin, auf etwas höher gelegenen und trockeneren Strecken, das Land mit sehr ausgedehnten Wiesen bedecke. Die letzteren waren von einem Ansehen, das man in den Tropen am allerwenigsten suchen würde, denn das Gras sowohl als die Kräuter, welche unter dasselbe gemischt waren, waren kaum fingerhoch und von gelblicher Farbe. Einige Kräuter trugen Blumen von leuchtender Farbe und stach besonders ein gelber Sauerklee und eine purpurrothe Wicke hervor. Eine eigenthümliche Bodenbeschaffenheit und Vertheilung der Feuchtigkeit musste es sein, die solch eine Wiese hier aufwachsen liessen. Der kurze Wuchs bei grosser Dichte des Rasens erinnerte an die Wiesen, welche die Kämme des Schwarzwaldes und überhaupt mittlerer Gebirge bedecken.

Schweift von diesem Bilde, das ächt nordischen Character hat, der Blick nach der Tiefe der Thäler, so nahm er die graugrünen Haine einer Fächerpalme wahr,

die da unten alle Gründe wie mit Gärten erfüllt. Man rastete mit Behagen in einem solchen rauschenden Hain, wo kein regelloses Aufdrängen und wildes, schlingendes Zusammenwachsen wie im Urwald, sondern unbehindertes, fast geregeltes Nebeneinanderaufstreben, viel Licht, mässiger Schatten, ruhiges Gedeihen die Zeichen des Bildes sind. Aber den Dichtern sei es gesagt, die soviel vom Ruhen im Schatten eines Palmbaumes zu singen wissen: Nicht unter den schönen, schlanken Bäumen sucht man in einem solchen Haine den Schatten, sondern unter denen, die erst ihre Blätter entfalten, und noch kaum Sträucher zu nennen sind. Wenn der Stamm noch in der Erde steckt, ragt oft ein Fächerblatt schon mannshoch auf und bei einem Blatte, das ich maass, war der Fächer fast drei Fuss breit. Wo mehrere solche beisammenstehen, lässt sich gut rasten, denn sie werfen den Schatten nicht so weit weg, und dichter als die schwanken, lichten Kronen der höheren Palmbäume.

Wir waren in der ungefähren Höhe des Chivelapasses (gegen 700 Meter) einige Stunden über eine „rollende"[20]) Hochebene geritten, welche durchaus von dem kurzen Rasen bekleidet ist und stiegen dann in ein Hochthal hinab, wo jene Palmenwälder standen. Aus ihm kamen wir in eine enge Schlucht, an deren hohen, steilen Felswänden der Weg sich über brausenden Wassern durchwindet. Er ist hier fast überall in Felsen gesprengt und mag furchtsamen Augen stellenweis sogar gefährlich scheinen. Indessen soll ihn ein anderer Grund als seine Steile und Schmalheit und sein Verlauf so hart am Abgrund wirklich gefährlich machen. Der Nordwind soll dies bewirken. Wenn dieser Wind heftig weht, soll er mit einer solchen Gewalt von den Bergen herab in diese Schlucht stürzen, dass Menschen und Lastthiere nicht gegen ihn ankommen können. Es sollen welche in den Abgrund geweht worden sein. Wir erhielten einen Begriff von der Kraft dieses Windes, als wir die Schlucht hinabritten, denn der Norte begann gerade wieder und pfiff, trotzdem er weiter oben nur schwach zu fühlen gewesen war, so scharf herab, dass Jeder sich zuknöpfte

und einwickelte, um keiner Erkältung ausgesetzt zu sein. Dieses muss eine der Lücken im Gebirge sein, durch welche der bekannte und gefürchtete Norte von Veracruz, welcher im Winter der vorherrschende Wind an der Nordküste Mexico's ist, bis nach Tehuantepec hinüberweht, wo noch die Schiffe im stillen Meer ihn fürchten. Es ist ein heftiger Wind aus Nordwesten, welcher an der Nordküste noch unangenehm ist durch den Regen, den er sehr häufig bringt. Hier am stillen Meer ist er noch immer kalt und scharf und von bedeutender Kraft, aber die Feuchtigkeit hat er verloren, sobald er in die staubtrockene pacifische Ebene herabgestiegen ist. Nach den Erklärungen der Meteorologen ist es der Contrast zwischen der Kälte über dem nordamerikanischen Continent und der Hitze über der Golfküste und besonders Yucatan, welche diesen Wind erzeugt. Das dürre, heisse Yucatan soll aspirirend wirken. Es ist einer der Nachtheile, welche Tehuantepec bei sonst günstiger Handeslage ankleben, dass es sammt seinem Hafen Salina Cruz gerade den Depressionen der Sierra gegenüberliegt, durch welche dieser Wind herüberkommt. Als ich in Salina Cruz war, lag daselbst ein französisches Schiff, um Brasilholz zu laden und der Capitän klagte sehr über die Verzögerungen, die der Norte verursache, da er öfters so stark wehe, dass man keine Ladung an Bord bringen könne.[21])

Als wir aus dieser Barranca in ebenere Gegenden kamen, sah ich an einem kleinen Bach, an dessen Ufer einige Rancho's lagen, viereckige, ausgemauerte Gruben, von welchen jeweils drei, die in verschiedener Höhe übereinanderlagen, durch Schleussen miteinander verbunden waren. Man sah, dass eine dunkelblaue Flüssigkeit in ihnen gestanden haben musste, und ich vermuthete sogleich, dass sie zur Indigobereitung dienten. In der That war dem so. Hier sind wir in einer indigobauenden Gegend. Der Anbau dieser Farbpflanze war einst eine sehr lohnende Cultur und noch vor 10 Jahren wurden über Tehuantepec 2000 Seronen[22]) ausgeführt. Der Preis ist sehr gefallen und Viele haben den Indigobau aufgegeben, so dass sich jetzt die Ausfuhr knapp auf 900 Seronen

steht. Da in der gegenwärtigen Jahreszeit kein Indigo gemacht wird, kann ich nicht nach eigener Anschauung von den ziemlich complicirten Manipulationen berichten, durch welche der Farbstoff aus der Pflanze ausgezogen und condensirt wird. Das Wesentliche ist, dass das Kraut kurz vor der Blüthe geschnitten, in einer Grube mit Wasser zu leichter Gährung gebracht und etwas gepresst wird, wodurch der Farbstoff in das Wasser geht, aus welchem man denselben durch starkes Umrühren meistens unter Zusatz von schleimigen Beeren, die den Niederschlag befördern, abscheidet. Die Pflanze, die hier cultivirt wird, ist die indische Indigo indigifera; aber es kommen mehrere einheimische Indigoarten in Westindien und Mittelamerika vor, und ist kein Zweifel, dass die Azteken aus einer von denselben Indigo zu bereiten wussten, den sie bei ihren hieroglyphischen Malereien reichlich verwendeten.

Dieselben Ursachen, die die Indigocultur aller Orten eingeschränkt haben, haben sich, wie gesagt, auch hier wirksam erwiesen. Diess wäre nun in einem so reichen und wohlgelegenen Lande an und für sich kein Unglück, denn es gibt so manche Cultur, die hier heimisch gemacht werden könnte. Aber es ist gerade wie im nahen Oaxaca, wo seit dem Rückgang der Cochenillezucht die ganze früher so reiche Gegend von Jahr zu Jahr mehr verarmt. Es fehlt jede Unternehmungslust, jede Anregung zu etwas Neuem. In diesem ganzen Staate, dessen Wohlstand fast ganz auf dem Ackerbau und der Viehzucht beruht, gibt es keinen landwirthschaftlichen Verein, keine Musterwirthschaft, geschweige denn eine Agriculturschule. Dies wären nothwendigere Institute als die politischen Clubs. In Oaxaca ist eine französische Dame, Lehrerin an einer der dortigen Schulen, seit einiger Zeit bemüht, die Seidenzucht einzuführen. Sie hat sich Mühen und Unkosten aufgebürdet, aber es ist kein Anzeichen vorhanden, dass ihr Beispiel Nachahmung finden wird. Indianische Trägheit und Unwissenheit lähmen Alles, zuletzt selbst den guten Willen der wenigen Thätigen und Einsichtigen. Nun hat der Gobernador dieses Staates in Oaxaca beträcht-

liche Preise ausgesetzt für hervorragende landwirthschaftliche Leistungen z. B. für grosse Zuckererträge, für Kaffeepflanzungen, welche die Zahl von so und soviel tausend Bäumchen erreichen u. s. f. Diese Sache machte Aufsehen und wurde eifrig besprochen und es ist möglich, dass sie Einige aufrütteln wird. Indigo- und Cochenillecultur würden ja auch nie zur Blüthe gekommen sein, wenn nicht ihre Anfänge in die Zeit des aufgeklärten Despotismus fielen, den in den letzten Jahrzehnten der spanischen Herrschaft energische Vicekönige und Regidoren in Mexico übten. Die Indianer wurden damals gezwungen, auf die Intentionen ihrer Herren einzugehen, und es ist ihnen nur zum Vortheil ausgeschlagen. Jetzt haben es diese rothen *„ciudadanos“* besser. Ihre selbstgewählten Beamten thun, was der „Bürger Indianer“ für gut hält. Hat er kein Geld, so macht er eine Revolution, d. h. einen politisch verbrämten Raubzug. Nicht weit von unserem heutigen Reiseziel liegt das berühmte Revolutionsnest Juchitan, wo ein alter, schlauer Indianer, welcher mit dem halben Orte verschwägert ist, wie ein Pascha herrscht, und die Politik für den ganzen südlichen Isthmus macht. Durch seine ausgebreitete Verwandtschaft gebietet er über eine Art kleinen Heerbann, der bereit ist, zu irgend einer Zeit über Nachbarorte herzufallen, sobald als diese eine politische Richtung einschlagen, die dem Pascha nicht gefällt. Tehuantepec, wiewohl bedeutend grösser als Juchitan, ist schon mehrmals von diesen halbwilden Politikern erobert worden, wobei es nicht an Verlusten von Menschenleben, an Feuersbrünsten, Plünderung und Zwangsanleihen fehlte. Juchitan gilt für entschieden liberal und hat einen Schutzheiligen, einen S. Pablo, der den Raubzügen seiner frommen Verehrer guten Ausgang verleiht und dem sie aus dem Raub reiche Opfer bringen. Die armen Tehuantepecaner haben keinen so guten Schutzheiligen und müssen deshalb die Angriffe ihrer Feinde mit Geduld ertragen.

Während bis jetzt die beste Einigkeit unter uns geherrscht hatte, musste an diesem letzten Tag ein heftiger Wortwechsel den zwei beredten Gefährten Don Pepe

und Don Eugenio die abendliche Ruhe- und Plauderstunde verbittern. Ich meinerseits konnte nur lachen, als ich vernahm, über welche höchst wichtige Frage diese beiden Leute so sehr in Hitze gerathen waren. Don Pepe hatte behauptet, die Mädchen von Minatitlan tanzten ebenso gut oder vielleicht gar noch besser als die von Tehuantepec und Don Eugenio fühlte sich gedrungen, einen solchen Angriff auf die Tanzehre seiner Landsmänninen energisch abzuweisen. Sie kamen vom Hundertsten ins Tausendste und zuletzt wurden sie sehr persönlich. Don Pepe erzählte, wie ein kunstsinniger Hauptmann, ein Veracrúzano, mit dem er einst in Tehuantepec in Garnison stand, einen Drehorgelkünstler für sechsmaliges Ableiern des Miserere aus dem Troubadour mit einer Unze beschenkt habe und frug, ob je ein Tehuantepecaner solcher mäcenatischen Freigebigkeit fähig erachtet werden könne? Don Eugenio liess hingegen einen Ball für sich plaidiren, den er jüngst in seiner Behausung zur Feier der Verlobung einer sehr entfernt Verwandten gegeben habe und der ihn auf sechzig Peso's zu stehen gekommen sei. Ob das kein Interesse an der Kunst bekunde? Darauf spielt Don Pepe seinen höchsten Trumpf aus, mit dem freilich der arme Eugenio nicht concurriren konnte: Paris! Er habe oft genug mit Sängerinnen von der Oper soupirt und ihnen dabei die volle Wahl gelassen, was und wieviel sie essen und trinken wollten. Freilich sei es vorgekommen, dass eine dieser Damen zum Nachtisch eine Ananas verlangt habe, die zwanzig Franken kostete, aber ein Mann von Takt verliere dabei seinen Humor nicht, sei doch die Ehre und das Vergnügen und selbst die Belehrung in solcher Gesellschaft nicht gering zu schätzen.

Hier konnte nun freilich Don Eugenio nur schweigen, denn solche Feste hatte er in seiner baskischen Heimath nicht gefeiert. Indessen gab er seine Sache nicht auf und liess sogar merken, dass er nicht Alles glaube, was Don Pepe sage. Ich war indessen froh, als die Beiden sich zur Ruhe legten.

---

## X.

(Lage und Gestalt der Landenge. Geologische Bemerkung. Bodengestaltungen. Bewässerung. Fruchtbarkeit. Eisenbahn- und Canalpläne.

Die Golfküste und die Küste des stillen Meeres, welche in Mexico im Allgemeinen nach Osten, bezw. Westen gewandt sind, nehmen eine Wendung nach Norden, bezw. nach Süden, indem sie der allgemeinen Verschmälerung des Continentes folgen und in der grossen mittelamerikanischen Landenge sich einander nähern. Die Küsten Mittelamerikas sind daher vorwiegend nach Süden und Südwesten am stillen Meer, und nach Norden und Nordosten am atlantischen Meere gewandt. Diese Richtung prägt sich zum ersten Male mit Entschiedenheit in Südmexiko zwischen dem achtzehnten und sechzehnten Grad nördlicher Breite aus, wo der Continent sich bis auf zweiunddreissig deutsche Meilen geraden Durchmessers verschmälert. Hierdurch ist der Isthmus von Tehuantepec gebildet, welcher die nördlichste der mittelamerikanischen Landengen ist. Man betrachtet als seine beiden Endpunkte die Mündung des Goatzocoalcos im Norden (18 Grad 8′ n. B.) und die Bucht von Ventosa bei Tehuantepec im Süden (16 Grad 11′ n. B.)

Nicht blos eine Verschmälerung des Continentes tritt an diesem Punkte ein, sondern auch eine Erniedrigung, denn die Sierra Madre, welche im Osten und Westen, dort in Oaxaca, hier in Chiapas und Guatemala, noch breit und hoch entwickelt war (der höchste Gipfel der Sierra von Oaxaca, der Zempoaltecatl misst noch 3396 Meter und liegt nur zwei Längengrade westlich von der Landenge, und nicht ganz so weit östlich von derselben erhebt sich in der Sierra von Chiapas der Zoconusco zu 2240 Metern, während in Guatemala wieder Höhen von über 4000 Meter vorkommen), wird plötzlich zu einem schmalen Mittelgebirgsstrich, der gegen die Küste des stillen Meeres zusammengedrängt ist, durchschnittlich nicht mehr als den vierten Theil der Breite der Landenge einnimmt

und dessen Gebirge sich nur an einer Stelle zu etwas über 2000 Meter erheben.

Das Wenige, was über die Geologie der Landenge beobachtet ist, und was ich selber gesehen, lässt sich in eine negative und eine positive Behauptung zusammenfassen. Eine vulcanische Thätigkeit, wie sie im Süden und Norden dieses Gebietes sich so mächtig geäussert, ist hier nicht einmal in Spuren zu beobachten und die geschichteten Gesteine, wie Talk- und Glimmerschiefer, Sand- und Kalksteine wiegen in demselben Maasse mehr über die krystallinischen vor, als das Gebirge selbst niedriger ist. Die meisten Berggipfel bestehen aus Porphyr, nur einige Hügel bei Tehuantepec, die nicht über 600′ Meereshöhe erreichen, sind vollkommen aus Granit gebildet und weiter im Inneren treten auch an einigen Höhen und Abhängen Porphyre, Grünsteine und syenitartige Gesteine hervor. Die Folge der geschichteten Gesteine und ihre geologische Zugehör ist bei den verschiedenen topographischen Aufnahmen der Landenge zu Eisenbahn- oder Canalzwecken so wenig genau verzeichnet worden, dass ich anstehe, auf die Resultate jener Aufnahmen zurückzugehen. Aber jeder kann selbst bei flüchtiger Durchreise sehen, dass die Ebenen und flachen Hügel, welche die nördliche oder atlantische Hälfte der Landenge bilden, aus modernen und tertiären Schlamm-, Kies-, Lehm- und Conglomeratablagerungen bestehen, dass hierauf mehrmals wechsellagernd gelber Sandstein, blauer dichter Kalk und ältere, rothe Conglomerate das Hügelland und einen Theil der Isthmussierra zusammensetzen, dass in der letzteren an den höchsten Punkten porphyrartige Gesteine und in den Hügelketten gegen das stille Meer vorwiegend Granit zu Tage tritt. Tertiäre und vielleicht selbst moderne Schlamm- und Conglomeratbildungen sind auch noch in einige Falten des Gebirges im inneren Isthmus eingeschlossen und mit ihnen gehoben.

Wie der Leser z. Th. schon aus den vorhergehenden Briefen entnommen hat, bietet die Landenge, wenn man sie von Nord nach Süd, also von Minatitlan nach Tehuantepec durchschreitet, folgende Reihe von Bodengestaltun-

gen. An der Mündung des Goatzocoalcos Düne und sumpfiges Flachland, das mit dichtem Urwalde bedeckt ist, und mählich sich zu einem Lande voll Hügel und Hochflächen erhebt, welches dem eigentlichen Gebirge vorgelagert ist und kaum mehr als 150 Meter Meereshöhe erreicht. Man kann sagen, dass dasselbe so ziemlich die ganze nördliche Hälfte der Landenge einnimmt. Es folgt das Gebirge, dessen Erhebung sich alsbald durch einen schroffen Wechsel in der Pflanzendecke kundgibt. Der tropische Urwald hört auf und Eichenhaine beginnen. Mit diesem Wechsel geht auch ein scharfer Unterschied der Bodenbeschaffenheit Hand in Hand, indem mit dem Urwald der Lehmboden verschwindet, während mit den Eichenhainen ein Sandstein erscheint, welcher keinen sehr fruchtbaren Boden bildet. Nur ziemlich weit östlich von dem Laufe des Goatzocoalcos, welchem die kürzesten Wege über den Isthmus folgen, erheben sich einige Hügel und Hügelgruppen bis zu 300 Meter isolirt aus jenem waldbedeckten Flachlande. Ueber ihren Bau oder Ursprung hat man keine Nachrichten, man weiss nur, dass es isolirte Höhen sind. Es können ebenso gut zufällig weit ausgeworfene Wellen der Kraft sein, welche das Gebirgsland hob, als Felseninseln, die mit diesem Flachlande aus dem Meer gehoben sind, auf dessen Grunde es unzweifelhaft in tertiären Zeiten ruhte.

Auf die schiefe Ebene des Flachlandes und das Hügelland, zu dem es sich gegen die Mitte der Landenge zu erhebt, folgen nun verschiedene Gebirgsketten, welche vorwiegend in westöstlicher Richtung verlaufen und eine flachwellige Hochebene einschliessen, auf welcher neben zahlreichen Nebenflüssen des Goatzocoalcos, welche nord-südliche Thäler in die Bergketten schneiden, auch einige kleine Flüsse entspringen, die nach dem stillen Meere und seinen Lagunen abfliessen und so auch nach dieser Seite hin Thalpässe in das nach Süden sehr steil abfallende Gebirge schneiden Die Passhöhe schwankt von 200 bis 250 Meter. Die Thäler sind entsprechend diesem Abfall steil, wild und tief, aber ihre Flüsse sind den grössten Theil des Jahres nichts als unbeträchtliche Bäche. Es

folgt nun wiederum eine schiefe wellige Ebene, welche zum stillen Meere abfällt, aber sie ist nicht mehr als 7 deutsche Meilen breit und ist nicht von Urwald, sondern von Mimosengebüsch bedeckt — ein sandiges, vorwiegend dürres Land, in welchem nur bei dauerndem, grossen Wasserreichthum, wie ihn z. B. der Rio de Tehuantepec aus der Sierra von Oaxaca bringt, die natürliche Fruchtbarkeit zu wecken ist, welche in ihm schlummert. Auch der grösste Theil der Sierra des Isthmus kann nicht als fruchtbar bezeichnet werden, da dieselbe in der südlichen Hälfte bereits unter dem Einfluss des austrocknenden pacifischen Küstenklima's steht. Ihre Kämme, Abhänge und Hochflächen sind meistens nur mit kurzem Gras bewachsen und üppig ist ihre Vegetation nur in den Thalgründen, wo sich ein reicher Alluvialboden und die Feuchtigkeit findet, die nothwendig ist, um denselben zu befruchten.

Kurz zusammengefasst kann man also den Isthmus als aus drei orographischen Abschnitten zusammengesetzt ansehen: Aus der atlantischen Ebene, der Sierra, und der pacifischen Ebene. Es ist dabei eine Thatsache von hohem Interesse, dass in der Art, wie diese drei Bestandtheile sich zusammenfügen, ein Gesetz sich kundgibt, das vom arktischen Ocean bis herab zur Magellansstrasse den Gebirgbau Amerika's beherrscht. Die Sierra oder Cordillere liegt der pacifischen, oder, allgemein gesprochen, der Westküste näher als der atlantischen, und fällt an jener steiler ab als an dieser, wo sie durch vorgelagerte Hochebenen, Mittelgebirge, Hügelländer in allen Fällen mit der Ebene vermittelt ist.

Werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf das Flusssystem der Landenge, so finden wir, dass entsprechend der Bodengestaltung fast alle ihre fliessenden Gewässer dem weit ausgebreiteten Stromgebiet des Goatzocoalcos angehören. Mit seinem linken Nebenfluss Rio de Jaltepec greift er bis in die Sierra de Oaxaca, mit seinem rechten, dem Rio Uspanapa in die Vorberge der Sierra von Chiapas hinüber, und die Quellen seiner südlichen Zuflüsse, besonders des reissenden Rio Malatengo, liegen

nicht mehr als 10 deutsche Meilen in gerader Richtung vom stillen Meer entfernt. Die Flüsschen, welche über den steilen Süd-Abhang nach dem stillen Meere hin fliessen, sind unbedeutend. Der Goatzocoalcos hingegen ist bis zur Mitte der Landenge für flachbödige Dampfboote schiffbar, was die Erfahrung bewiesen hat, und seine beiden Zuflüsse sollen noch in grösserer Ausdehnung schiffbar sein. Die Barre an seiner Mündung ist an der seichtesten Stelle von 4 Meter Wasser bedeckt und Seeschiffe von weniger als 4½ Meter Tiefgang können dieselbe jederzeit passiren. Gegenwärtig ist ein kleines Dampfboot vorhanden, welches die Schiffe hinausbugsirt.

Jeder hat von den Plänen gehört, die man zur Durchstechung oder Ueberschienung dieser Landenge erdacht hat. Sie sind älter als man gewöhnlich glaubt. Schon Cortez hatte an einen interoceanischen Canal in dieser Gegend gedacht und schon vor 60 Jahren hatte die damals noch spanische Regierung den Thatbestand in der Absicht einer Canalisation aufnehmen lassen, aber die sichtlichen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens, sowie die Losreissung der Colonien, welche bald darauf erfolgte, brachten die Sache in Vergessenheit. 1842 erhielt ein reicher Mexicaner, Namens J. Garray, eine Concession für einen interoceanischen Canal, der diese Landenge durchschneiden sollte, und seine Ingenieure machten einen Plan, wonach der Canal mit Benutzung des Goatzocoalcos und dreier Nebenflüsse desselben, sowie zweier zum stillen Meere fliessenden Flüsse hergestellt werden sollte. Eine solche Riesen-Unternehmung schien indessen die Kräfte eines Einzelnen zu übersteigen und Garray verkaufte seine Concession an eine nordamerikanische Gesellschaft, nachdem er dieselbe mehrere Jahre innegehabt und nicht benutzt hatte. Auch diese Gesellschaft legte nur langsam Hand an, zumal da der Krieg der Vereinigten Staaten mit Mexico zuerst jede Unternehmung amerikanischer Bürger in diesem Lande unmöglich machte und später noch lange erschwerte. Erst mit der Präsidentschaft von Benito Juarez (1856) traten bessere Aussichten ein und die Sloo-Compagnie verkaufte

jetzt wiederum ihre Concession an die sog. Louisiana-Compagnie, von der man nicht ohne Grund behauptet, dass Juarez ihr besondere Vortheile versprochen habe, weil sie von der Regierung der Vereinigten Staaten unterstützt wurde und er dieser selben Unterstützung sich werth machen wollte. 1850 war bereits die Trace einer interoceanischen Eisenbahn gelegt worden, aber zunächst wurde nur eine Dampferlinie von New-Orleans nach Minatitlan, von da eine zweite nach Suchil, und endlich eine Fahrstrasse von Suchil nach der Ventosa (Hafen von Tehuantepec) eröffnet. Mit diesen Mitteln überschritt man die Landenge in Zeit von zwei Tagen, aber immerhin unter Schwierigkeiten, wie sie die entferntere und theuerere Panama-Eisenbahn nicht bot. Aus Ursachen, die zu einem grossen Theil in schlechter Verwaltung beruhten, jedoch nie genau bekannt geworden sind, wurde die Louisiana-Compagnie bald nach Eröffnung ihres Fahrweges und ihrer Dampferlinien bankrott und seitdem hat das Unternehmen, abgesehen von zeitweiligen Zeitungsreclamen und Enten, die verbreitet wurden, vollständig geruht. In diesem Augenblick (Anfang 1875) schwirren wieder allerlei optimistische Gerüchte herum, weil die mexicanische Regierung die Concession verlängerte und eine Unterstützung von 30,000 Pesos per Legua (5 Kilometer) Bahnstrecke zugesichert hat. Gewiss ist, dass im Januar 1875 ein mexicanischer Ingenieur in Minatitlan eintraf, der den Auftrag hatte, die Landenge neuerdings einer Besichtigung zu unterwerfen. Die Schwierigkeiten des Baues würden gering sein, aber es scheint, dass die Gesellschaft der Panamalinien und der pacifischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft denselben noch für einige Zeit zu hintertreiben wissen wird.

---

## XI.

(San Geronimo. Gute Aufnahme. Don Pepe zeigt seine Kunst und Wissenschaft. Ein sentimentaler Pole. Ein weiterer Vagabund. Schönheit der Frauen. Blumen. Um stille Theilnahme etc.)

Der ganze Ort S. Geronimo schien zuerst nur aus niederen Lehmhütten zu bestehen, aber als wir in die Nähe der Kirche kamen, sahen wir ihr gegenüber einige lange Erdgeschossbauten mit Vorhallen, die auf dicken Steinsäulen ruhten, weissgetüncht, und mit Ziegeln gedeckt. Das eine dieser Häuser war die Wohnung unseres Reisegefährten Don Eugenio, im anderen wohnte ein französischer Edelmann, der ausgedehnten Grundbesitz in dieser Gegend inne hat, und ein polnischer Graf, der dessen Tochter geheirathet hat. Die ganze Familie des Don Eugenio empfing uns mit lauter Fröhlichkeit — seine Frau, ein bildschönes, junges Weib von gemischtem Blut, ein Töchterlein von zwölf Jahren, das, wie mir schien, inniger als ihren Vater unseren zweiten Reisegefährten, den zarten Don San Jago begrüsste, ein alter Verwandter, Castilianer, der im Hause lebte, und eine Anzahl Knaben und Mädchen von geringem und unbestimmbarem Alter. Der alte Baske, der sich während unserer gemeinschaftlichen Reise manchmal so rauh gegeben hatte, war nun sehr gerührt und zärtlich inmitten seiner Kinderschaar, und konnte sich nicht von derselben losmachen. Hierüber wurde der alte Castilianer, ein hoher, trockener und ernsthafter Mann, sehr erzürnt, denn Don Eugenio vergass, uns in seinem Haus willkommen zu heissen, und jener winkte mich geheimnissvoll in ein grosses Zimmer, bat mich, den *Compadre* zu entschuldigen, der ein etwas zu weiches Herz habe, und holte aus einem Schrank eine alte Flasche *Catalan,* aus der er mir den Willkommenstrank einschenkte. Er liess sich bitter über die allgemeine Verwilderung heimischer Sitten in Mexico aus und schenkte sich noch zweimal ein, um seinen Kummer zu dämpfen. Indessen waren noch verschiedene *Compadres* und *Amigos*

aus der Nachbarschaft angekommen, umarmten den Alten, gaben allen anderen die Hand und liessen sich einschenken. Es wurde sehr laut, zumal Don Eugenio die geniale Idee gehabt hatte, jeden seiner Sprösslinge, Männlein und Weiblein, mit einem schreienden Gummiballon und einer Puppe zu beschenken, die an einem Ende einen schreienden und am andern einen pfeifenden Ton von sich gab. Aber die Mittheilung des Knechtes, dass eines unserer Maulthiere den Sonnenstich habe, setzte der Fröhlichkeit ein Ziel und Hausgenossen und Gäste verfügten sich nach dem Hofraum, wo Don Pepe und der Castilianer sich bereits um die grosse Halsvene des Thieres bemühten, die sie nicht finden konnten. Nachdem sie das Lasseisen wenigstens ein dutzend Mal an jeder Seite des Halses eingeschlagen hatten, floss endlich das Blut und das Thier begann ruhiger zu athmen. Hierauf bereitete Don Pepe noch einen Eimer voll Medicin aus Schiesspulver, Mehl und Wasser und wollte den Patienten zwingen, dieselbe zu schlucken; dieser wollte sich aber nicht bequemen und stiess nach einigen Kreuz- und Quersprüngen die schwarze Brühe um, worauf er schlechtweg für curirt erklärt und in den Schatten gestellt wurde. Zwar meinte Don Pepe, ohne diesen Trank könne das Thier nicht gesund werden, und er wollte kein Veterinär aus der Pariser Schule sein, wenn nicht die Mula innerhalb drei Tagen verr— sei. Sie wurde aber noch in derselben Nacht so gesund wie es nach der starken Ermüdung und wochenlanger Hungercur möglich war und war damit eine grosse Sorge von mir genommen, denn wenn das Thier gestorben wäre, würde ich, der es geritten hatte, kaum unter 100 Pesos Schadenersatz weggekommen sein.

Am Abend ging es noch lebhafter her, denn Don Eugenio bot Alles auf, um es seinen Gästen behaglich zu machen. In dem grossen Saal, der mindestens ein Drittel des Hauses einnahm, war an einem Ende der Tisch gedeckt, während am anderen ein halbes Dutzend Feldbetten aufgeschlagen wurde. Das Mal war frugal, aber gediegen, wie es im Lande üblich: Gebackene Eier und Reis, zerschnittenes Fleisch und weicher Knorpel von den Füssen

des Kalbes, zusammen mit einer breiartigen Sauce in Bananenblätter eingeschlagen, *(Tamale's)* ein Gericht, das ganz besonders hochgehalten wird; ein *Guajalote* (Truthahn), ein saftiger Lendenbraten vom Hammel, reichlich mit Knoblauch bestreut, die unvermeidliche und immer schmackhafte Schluss-Platte der *Frijoles,* endlich das *Dulce,* bestehend in einem süssen, zimmtbestreuten Mehlbrei und gebratenen Bananen. Darauf ein vorzüglicher Kaffee und alte Cigarren, die aussen struppig aussahen, und innen den trefflichen Tabak von Tuxtla bargen. Schade, dass nur Männer zu diesem reichlichen Mahle niedersassen.

Als wir noch beim Kaffee sassen, kam der polnische Schwiegersohn aus dem nächsten Hause zu Besuch und ein Däne mit ihm, der so dumm war, sich als amerikanischer Arzt zu geriren. Der Pole war einer von den Offizieren, die zu Maximilians Zeiten herübergekommen sind, ein Mann von auffallender, aber weiblicher Schönheit, blass, von unpraktischer Intelligenz, verdrossen oder melancholisch, wie viele Polen sind. Man konnte es wohl glauben, dass er einem Grafengeschlecht der Ukraine entstamme, denn seine äussere Erscheinung wenigstens war von der aristokratischen Art, wie man sie in Romanen häufiger als im Leben findet. Er sprach sehr bald von einem Leiden, zu dessen Cur er die stärkende Atmosphäre Californien's aufsuchen wolle. Warum Californien? „Um meinen Geist zu heilen" antwortete er mit weicher Stimme und schmerzlichem Lächeln. Als dieser Mann wieder gegangen war, kam es mir vor, wiewohl er gross und stark war, als habe ein verzärteltes Kind an seinem Platze gesessen. Ich hörte, dass nichts als ernsthafte Thätigkeit ihm mangelt, da sein Schwiegervater reich ist und die Güter leicht in der herkömmlichen Weise zu bewirthschaften sind. Um sie mit grösserem Vortheil zu bewirthschaften, würden Neuerungen erforderlich sein, zu denen mehr Wissen und Energie gehört, als solche sentimentale Leute zu besitzen pflegen. Von derartigen Menschen gilt in sehr hohem Grade, was mir dieser Graf als das Schicksal der m[illegible]mden bezeichnete, die

nach diesem Lande kommen: „Je mehr sie arbeiten, desto dicker werden die Gefängnissmauern, mit denen sie sich am Ende gänzlich einschliessen.“ Es gehört allerdings ein gesunder Charakter dazu, um in diesem Lande und bei diesen Sitten nicht sein Capua zu finden.

Der dänische Amerikaner und Pseudodoktor lieferte mir einen neuen Beitrag zur Kenntniss des höheren Vagabundenthums, das in diesen Ländern die Unerfahrenheit und Leichtgläubigkeit ausbeutet, und dem die Gesetze, die nicht gehandhabt werden, kein Hinderniss in der Beschreitung dunkler Wege bieten. Einer meiner Begleiter hatte diesen Mann unter anderem Namen in Minatitlan gekannt und wusste, dass er wegen verschiedener Schwindeleien sich hatte entfernen müssen. Er war ein kleiner, knotiger Gesell, dessen ungebildetem Benehmen bei anspruchsvollem Auftreten, und dessen Fuchsgesicht man von vornherein nicht viel Gutes zutraute. Ich war froh, dass ich seine Begleitung für meine Weiterreise nach Tehuantepec von vornherein abgelehnt hatte, denn zwei Tage darauf verduftete er von dort unter Zurücklassung eines übeln Geruches von Lügen, Schwindeln und Schulden.

Den nächsten Morgen schlenderte ich in aller Frühe zum Flusse hinab, um vor der Abreise nach Tehuantepec eine Waschung vorzunehmen, die auf die Hitze und den Staub der letzten Reisetage hin jedenfalls angezeigt war. Weiber und Mädchen waren schon am Waschen und Baden oder kamen mit ihren grossen rothirdenen Krügen, um Wasser zu schöpfen. Ich merkte, dass der Ruf, den die Weiber dieser Gegend wegen ihrer Schönheit haben, nicht übertrieben ist, denn ungeachtet ihrer nussbraunen Hautfarbe und den Anklängen an den breitknochigen Indianertypus, den man bei keiner vermisst, muss man sagen, dass wohl die Hälfte aller Frauenzimmer angenehme Formen hat, und dass verhältnissmässig Viele entschieden schön sind. Selbst die minder Hübschen bemühen sich um eine graziöse Haltung und die bunte, luftige Tracht steht fast allen gut, die nicht gar zu alt und verfallen sind.

Das Dorf ist minder anziehend als seine Bevölkerung.

Seine Umgebung sieht schon so dürr und versengt aus, wie die meisten Landschaften am Ufer des stillen Meeres. Von Californien bis Peru ist Dürre der vorwiegende Charakter des Uferlandes. Die Hütten im Dorfe sind fast alle nur aus lehmbeworfenem Reisig und Rohr erbaut und man sieht wenig Bäume und grüne Gärten in demselben. Wie merkwürdig, dass fast die einzige Blume, die man in dieser von Natur reichen Gegend häufig angepflanzt sieht, der europäische Oleander ist!

Don Eugenio begegnete mir und frug, wie mir sein Hauswesen gefalle. Ohne Heuchelei konnte ich ihm Schmeichelhaftes sagen, wobei ich seines Töchterchens nicht vergass. In seiner Freude theilte mir der Alte mit, dass das Kind (13 Jahre) glücklich mit unserem Freund Don Jago verlobt sei, den sie über alle Maassen liebe und mein Abschied gestaltete sich auf diese Mittheilung hin zu einem kleinen Familienfest.

---

## XII.

(Tehuantepec. Seine Lage und Bauart. Die Tehuantepeñas. Klima. Der Hafen. Geschäft.)

Tehuantepec ist berühmt wegen seiner schönen Lage und der Gesundheit seines Klima's, ferner wegen der Schönheit der Frauen. Dies sind nicht unbedeutende Ruhmestitel. Wiewohl der erstgenannte Vorzug hier in diesem gebirgigen, meerbespülten Lande wenigen Städten abzusprechen ist, hat doch Tehuantepec eine ganz besonders ansprechende Umgebung. Das Meer ist nur wenige Meilen entfernt, aber die Stadt ist von Bergen ganz umgeben. In der Nähe hat man felsige Hügel, an deren Fuss und zum Theil an deren Abhang auf beiden Seiten des breiten und seichten Flusses, die Stadt erbaut ist. Die ferner gelegenen Berge sind meistens ebenfalls nur einige Meilen entfernt, aber sie stehen fast immer in einem tiefen blauen oder veilchenblauen Licht, das sie

sehr weit entlegen scheinen lässt. Dadurch erscheinen sie auch höher als sie wirklich sind. Sie sind von mannigfaltigem Umriss, da an ihren Gipfeln die Felsgesteine hervortreten, welche das Geripp des Gebirges bilden. Keiner ist über 100 Meter hoch. Auffallend sind einige tafelbergartige Formen isolirter Gipfel. Zwischen ihnen liegt breit und flach die Sand- und Kiesebene des Thales, durch welches der Fluss sich bald breit, bald mit mehreren schmalen und seichten Armen durchwindet.

Von einigen Strassen und der Plaza abgesehen, besteht Tehuantepec ganz aus Indianerhütten in verschiedenen Graden von Nomadenhaftigkeit. Die einfachsten sind aus Rohrstäben zeltartig zusammengestellt und sind nicht selten, andere benützen dasselbe Material zu einem hüttenartigen Aufbau und wieder andere haben Wände aus Reisig und Lehm und Dächer aus Palmblättern. Jede dieser Wohnstätten ist aber von einer oder mehreren Baulichkeiten von ähnlichem Charakter umgeben, welche Küche, Vorrathsraum u. dergl. enthalten, und ein leichter Schuppen für die Pferde fehlt bei den grösseren Hütten nirgends. Jeder solche Complex steht auf einem kleinen freien Platz für sich, dem Tummelplatz der Kinder, Schweine und Hunde, und selten, dass dieser eingehegt ist. Da dadurch eine jede Wohnstätte durch einen ziemlich grossen Zwischenraum von der anderen getrennt ist, ist es oft schwer, die Strassen von diesen Zwischenräumen zu unterscheiden und wenn Staub oder Koth die Gleise verwischen, ist es nicht schwer, sich in solchen Hüttenlabyrinthen zu verirren. In solchem Falle fehlt es aber nie an zahlreichen, müssigen Zuschauern, die herumlungern und nichts Besseres zu thun haben, als höflich zu sein und mit dankenswerther Gründlichkeit die Wege zu weisen.

Die beiden Stadttheile von Tehuantepec, welche der Fluss trennt, haben Kirchen, welche aus Backstein in Moscheenform gebaut sind, mit flachen Kuppeldächern und mit Ornamenten, die an maurische Bauwerke erinnern. Schlecht unterhalten wie fast alle grösseren Bauwerke hier im Land, zum Theil in Trümmern liegend oder, wie die Klöster, ihrer Bestimmung entfremdet, haben diese

Bauten einen gewissen ruinenhaften Charakter, der nicht schlecht in die Hüttenumgebung stimmt. Dasselbe gilt, wie in allen mexikanischen Städten, auch von den meisten Privathäusern, welche in maurisch-spanischer Weise um einen viereckigen Hofraum angelegt sind, der nach aussen ganz abgeschlossen und häufig mit Blumen und Bäumen bepflanzt ist. Da und dort ragen Palmen über die Dächer.

Die Plaza ist hier nicht wie in anderen Städten ein belebter Mittelpunkt des städtischen Lebens, denn sie bietet weder Schatten noch Kühlung; sie ist ein grosser leerer Platz, dessen Boden tiefer Sand und in dessen Mitte eine kreisförmige Mauer aufgeführt ist, die bestimmt war, einen nicht zu Stande gekommenen Brunnen aufzunehmen. Nur an Sonntagabenden, wenn eine Musik hier bis spät in die Nacht hinein ihre zigeunerhaften Weisen erschallen lässt, wird es lebhaft und die trüben Erdöllampen beleuchten dann ein buntes Bild. An den Wochentagen ist reges Leben nur unter der Markthalle zu finden, welche eine Seite der Plaza einfasst. Ich habe solche Märkte geschildert, wo die herrlichen Früchte der Tropen in Fülle feilgeboten, wo kühlende Getränke gebraut und ausgeschenkt werden, wo Mittags und Abends gekocht und gebraten, eine Menge für wenig Geld gespeist wird. Aber diesem Markte hier verleihen die bunten Trachten der Tehuantepecanerinnen einen besonderen Reiz. Sie tragen ausser Blau in allen Nüancen nur die hellsten Farben, mit Vorliebe Rosenroth und hellgrün; ihre Kleidung besteht aus dem Hüfttuch, das fast bis auf den Boden reicht und einem kurzärmeligen Jäckchen aus leichtem Zeug, welches nicht bis auf die Hüften geht, und tief ausgeschnitten ist. Auf dem Kopf tragen sie eine Mantilla aus weissem, luftigen Zeug, die mit einem sorgfältig gefältelten, breit abstehenden Kranze das Gesicht einrahmt, und über Rücken und Schultern tief herabfällt. Man sieht hier wie auf dem ganzen Isthmus, wie schon früher erwähnt, mehr schöne Gestalten und Gesichter unter den Eingeborenen als irgendwo in Mexico, und da sie es sich alle angelegen sein lassen, aufrecht und graziös zu gehen, und die Kunst vortrefflich verstehen, Lasten

auf dem Kopf oder auf einer Schulter oder auf der aufwärtsgewandten Handfläche mit Grazie zu tragen, gewährt dies Marktleben, wo sie sich in ihrem erfreulichen, heiteren Farben- und Formenreichthum durcheinander bewegen, ein sehr ansprechendes und fesselndes Bild. Nie habe ich es so sehr bedauert wie hier, dass mir nicht die Uebung und Zeit gegeben ist, dieses Leben in einer Anzahl seiner interessantesten Erscheinungen mit dem Stifte zu fixiren. Auch am Fluss geht es immer lebhaft zu; den ganzen Tag sind hier Schaaren zum Waschen und Baden versammelt und manche schöne Form enthüllt sich hier unbefangen. Ich hatte bei meinen Ausflügen öfters den Fluss zu passiren, und es ist mir manche hübsche Scene in der Erinnerung. Z. B. machte es mir immer einen sehr komischen Eindruck, wenn Abends die Thiere zur Tränke geführt wurden und ein kleines, splitternacktes Indianerknäbchen von drei oder vier Jahren eine ganze Reihe grosser Pferde am Strick führte, die gehorsam folgten; oder wenn die Mutter, die sich badet, sich von ihren Kleinen den Rücken oder andere schwer erreichbare Theile des Körpers einseifen lässt. Abends spielen die Kinderschaaren auf den sandigen Ufern, die Knaben unbekleidet, die Mädchen in Hemden oder Unterröckchen, und machen ein Geschrei und tolle Sprünge, dass man sich an eine ausgelassene Affenheerde erinnert fühlt. Aus irgend einem Winkel tönt dann wohl auch eine Guitarre und Flöte, oder ein Fandango mit rauschender Kunstreitermusik, Pistolenschüssen und Freudenschreien. Ein solcher Abend hat Stimmung. Aber den Tag über ist die Stadt fast todt zu nennen, denn es ist drückend heiss, einerlei ob Nord oder Süd weht. Von 12 bis 3 Uhr schliessen viele Geschäftsleute ihre Läden und kein Besuch wird gemacht, weil jetzt fast Jedermann in seiner *Hamaca* liegt und die heisseste Zeit verschläft. Man sagte mir, dass vor einigen Jahren das Celsius-Thermometer im Schatten 44 Grad anzeigte, aber ich könnte nicht sagen, dass mir diese Hitze jemals sehr unangenehm geworden ist; sie ist trocken und drückt deshalb nicht nieder, sondern erhält den Organismus eher in einer gelinden

Spannung. Es wundert mich nicht, dass man das Klima von Tehuantepec als ein sehr gesundes ansieht, denn im Vergleich zu dem von Minatitlan oder Veracruz ist es viel trockener (die Regenzeit umfasst nur die Monate September und Oktober und ausser dieser Zeit regnet es nur wenig im Juni, Juli und August, die übrige Zeit ist trocken; in Minatitlan bringt ausserhalb der Regenzeit, welche 6 Monate währt, fast jeder Norte Regen und dieser Wind weht dort in den Wintermonaten oft Monate lang; selbst im Februar hat es, wie man mir sagt, oberhalb Minatitlan 9 Tage lang fast ununterbrochen und mit tropischer Kraft geregnet, und von einer ganz trockenen Zeit kann man dort nicht reden); es fehlt ferner hier jener starke Temperaturwechsel, der an der Nordküste so unangenehm und ungesund ist; der Nordwind, welcher über den nordamerikanischen Continent herkommt, ist in Veracruz und Minatitlan entweder kühl oder nass, während er hier nur ein heftiger Wind, nichts weiter ist.

Eine offene Bai, welche etwa 7 Wegstunden südlich von der eigentlichen Stadt gelegen ist, ist der Hafen von Tehuantepec. Der Weg, welcher dahin führt, ist fast eben, denn Tehuantepec liegt nicht mehr als 37 Meter über Meereshöhe; er ist gleichzeitig einer der bestgehaltenen, die ich in dieser Gegend gesehen habe. Das Land zwischen Tehuantepec und dem Meer besteht aus dürrem Sandboden, welcher Buschwälder aus Mimosen, Euphorbien, Cacteen und allerlei anderem Dorngestrüpp trägt, aber die weitere Umgebung der Bai selbst ist Düne und der kleine Hüttencomplex Salina Cruz, welcher den „Hafenplatz" darstellt, liegt sehr einsam und öd, wie verloren, auf dem Sand. Er besteht aus etwa einem Dutzend Rohrhütten und zwei weissgetünchten einstöckigen Häusern, sowie einigen Schuppen, unter denen man die Paar Güter, die hier aus- und eingeschifft werden, vor den Unbilden des Wetters schützt. Die Bai ist nichts als eine ziemlich weitgeöffnete Einbuchtung von Hufeisenform; erheblichen Schutz bietet sie nicht, aber man sagt, dass eine Untiefe, die von einer Seite gegen die Oeffnung vorspringt, die Anlage einer künstlichen

Schutzwehr sehr erleichtern würde. Ausser den Küstendampfern der Pacific Mail S. S. Company legt selten ein Schiff hier an, denn es ist nicht viel, was von hier verschifft wird: Indigo, Brasilholz, Salz. Der erstere kann per Dampfer gehen und von letzterem holt mehrere Male im Jahr ein kleiner italienischer Küstenschoner eine Ladung nach Guatemala. Alle Paar Jahre sammelt sich wohl auch eine Quantität Brasilholz an, die genügend ist, um ein Schiff damit zu befrachten und zufällig lag gerade gegenwärtig ein französisches Schiff in der Bai, das mit der Ladung dieses Farbholzes beschäftigt war. Um das elende Dasein dieses Hafenortes noch elender zu machen, ist kürzlich bei starkem Nordwind fast alles verbrannt, was von Häusern und Waaren vorhanden war. Gerade wie in Acapulco und an der ganzen Westküste sieht man auch hier, wie ohne das junge Californien, dessen Bevölkerung kaum den 16. Theil der mexikanischen beträgt, diese ganze Küste ein öder, unbelebter Strich sein würde. Ein Armuthszeugniss für die Mexikaner und ein glänzender Beweis für die Fähigkeiten der Nordamerikaner!

Der Handel liegt hier sehr darnieder, denn das Land producirt trotz des Reichthums seines Bodens sehr wenig, Die Indigo-Ausfuhr ist von 2000 auf 900 Seronen in wenigen Jahren gesunken (s. o. S. 206), die Ausfuhr der Farbhölzer, gering wie sie ist, kommt vorwiegend nur einem einzigen Capitalisten zu Gute und das Bischen Kaffee will nichts heissen. Man sagte mir, dass jetzt einige ausgedehnte Kaffeepflanzungen in der Anlage begriffen sind. In Tehuantepec selbst gibt es wohl, wie in allen mexikanischen Städten eine grosse Anzahl von „Tienda's“ oder Kramläden. Aber das sind elende Geschäftchen, die nur bei der äussersten Anspruchslosigkeit eine Familie ernähren. Viele von ihnen haben ihren Ursprung in der Sitte, eine Mätresse, deren man müd geworden, mit einer lebenslänglichen Versorgung in Form eines Kramlädchens abzuspeisen. Sehr billig erwirbt man ein solches Geschäft, das mit einem Kapital von 10 Pesos im Gang zu halten ist, aber manchmal findet man kein ganzes Pfund Kaffee im Vorrath.

## XIII.

(Merkwürdige Tischgenossen. Einiges über die Sitten der Mexikaner im Allgemeinen. Fremde in Tehuantepec.)

Ein Novellenschreiber braucht hier nur flüchtig durch's Land zu reisen, um Stoff zu hundert sonderbaren Geschichten zu finden. Richtig bemerkte ein vielerfahrener Reisegefährte, mit dem zusammen ich im Hotel zu Minatitlan wohnte, dass ein Nichtkenner des Landes die Zahl der eigenthümlichen Begegnungen, der seltsamen Charaktere, und so mancher Verhältnisse unglaublich finden wird, die im Rahmen der hiesigen Gesellschaft sich bewegen und kaum beachtet werden, während sie in jeder anderen Gesellschaft als ausserhalb jedes Rahmens stehend, als übernaiv oder überromantisch angesehen wurden. Hier hatte ich kaum am Tische des Gasthauses Platz genommen, als ich mich neuerdings in die Gesellschaft eines etwas frivolen Romanes versetzt fühlte. Zu meiner Seite sass am oberen Ende des Tisches eine junge Frau, mir gegenüber zwei Offiziere, von denen einer der Mann, und der andere, der ihr zunächst sass, der Liebhaber der Dame war. Die Frau war von dem unmerklich gemischten Blut, das schwer vom reinen spanischen Blut zu unterscheiden ist, wenn man nicht den gelblichen Ton des Weissen im Auge, die etwas volleren Lippen und die gelben Fingernägel in Betracht zieht. Sie war etwas gar zu klein und corpulent angelegt, um für hübsch gelten zu können, aber ihr naives und zierliches Benehmen und ihre feurigen Augen machten sie zu einer pikanten Erscheinung. Sie war nicht über zwanzig. Ihr Gatte war Capitän einer der hiesigen Infanterie-Compagnien, Mulatte von tiefbrauner, polirter Farbe, über und über blatternarbig und mit einem Ausdruck von offenherziger Dummheit im Gesicht, der mich hier im Lande der schlauen Physiognomien fast sympathisch berührte. Zwischen beiden sass der Liebhaber, der sich alle Mühe gab, als solcher, und zwar als begünstigter,

von der ganzen Gesellschaft gekannt zu sein. Er war Lieutenant, mochte achtundzwanzig oder dreissig zählen, war von hübschem, europäischen Gesichtsschnitt und prahlte mit französisch, das er in Paris gelernt hatte. Er gehörte aber zu jener Sorte von jungen Leuten, die sich ihren gesellschaftlichen Schliff an Orten wie Mabille oder Orpheum angeeignet haben; seine Bewegungen schienen von der Gewohnheit des Cancans gefärbt und seine Redensarten waren für eine anständige Gesellschaft viel zu frech. Die Dame bewunderte ihn aber, denn sie war offenbar sehr in ihn verliebt. Wenn er einen schlaffen, verdrossenen Ton erkünstelte, wie ihn dort der Uebergenuss erzeugt, schaute sie ernst und voll Mitleid drein, und wenn er einen Witz riss, lachte sie am lautesten von Allen. Dieser junge Mann gab sich alle Mühe, den Gatten lächerlich zu machen, indem er seine intimen Beziehungen zu dessen Frau auf allerlei unzweideutigen Wegen kundgab. Dies alarmirte aber weder den Mann noch die Frau. Um diesen Kreis zu vervollständigen, war noch ein Mulatte vorhanden, der Sekrétär des hiesigen Distriktgerichtes, der den Feinen spielen wollte und das kleine Weibchen mit ernsthaften, schwerfälligen Aufmerksamkeiten ennuyirte. Zehnmal reichte er Platten, Tassen, Cigarretten und wurde zehnmal abgewiesen; doch verdarb ihm dies nicht den Humor. Vielleicht war es dem Weibchen zu Gefallen, dass er den Lieutenant so unterhaltend fand, was im Uebrigen mit seiner Rolle eines zweiten Anbeters nicht recht stimmte. Die übrige Gesellschaft und der Wirth, Monsieur Christian, kannten die Stellung, die diese vier Personen, die junge Frau und ihr Liebhaber, der düpirte Ehemann und der düpirte Anbeter zueinander einnahmen, und machte sich auf Kosten der beiden letzteren lustig. Als aber diese vier Freunde gegen Abend sich in aller Harmonie und Herzlichkeit noch zu einem kunstlosen Gesang vereinigten, kam mir diese Situation so halb wild naiv vor, dass ich noch im Stillen lachen muss, wenn ich daran denke. Wenn diese Figuren die Aufmerksamkeit vorwiegend auf sich zogen, waren sie doch nicht die einzigen, welche Beachtung

forderten. Da war z. B. ein halbtauber *Administrador de la Aduana,* der am Rand eines Gallen-Fiebers stand und wie ein Kind mit Thränen in den Augen über seine Schmerzen klagte; einer gab ihm Branntwein als Mittel an und er liess sich sogleich ein Glas kommen, goss es über den Kopf und hüllte denselben in die Serviette, die er beim Essen benützte, und stand dabei nicht vom Tische auf. Ein anderer Beamter derselben Branche, der aus Mexiko gekommen war, um eine Stelle im Zollhaus von Tonala einzunehmen, sass gleichfalls am Tisch und schaute fast so melancholisch drein wie der andere, aber aus einem anderen Grund: Er hatte hier Contre-Ordre erhalten und sollte jetzt nach Minatitlan gehen, hatte aber keinen Heller Geld im Sack. Er schien mir übrigens ein besserer Mann als andere Mexikaner, denn sein Unglück machte ihn barsch und das ist hier noch ein gutes Zeichen. Ein Schulmeister aus Bogotà, den man hierher berufen hatte, damit er die Leitung der öffentlichen Schule übernehme, dem man aber seit einiger Zeit angeblich aus Geldnoth sein Gehalt vorenthielt und der desshalb sehr bitter gestimmt war und Mexiko in die tiefste Hölle verdammte, während er sein eigenes Land als eine zweite Schweiz voll Freiheit und Wohlstand zu nennen liebte; ein Italiener, ländlich grober Ranchero aus dem Innern, der bei keiner Gelegenheit seine Verachtung alles Mexikanischen verbarg und dafür von den Mexikanern nur um so höflicher behandelt wurde; ein französischer Schiffscapitän endlich, der zuerst den Vorsänger zarter Couplets spielte, und zuletzt mit einem entrüsteten Pfui sich erhob, als seine Schüler etwas zu roh wurden — das waren so die Elemente der Tischgesellschaft im feinsten Gasthaus dieses Ortes. Was ich von der sogen. „guten" Gesellschaft dieser Provinzialstadt in Privatkreisen sah, wo man sich etwas grössere Einschränkungen auferlegte, gab mir im Ganzen keinen besseren Begriff von ihrem Wesen und ihren Gewohnheiten. Ich lernte die ersten Beamten und Repräsentanten des Distriktes kennen, und einer oder der andere wurde mir wohl, wie das in solchen Provinzialorten Sitte, als „der einzige gründlich gebildete Mann

dieser Stadt“ oder „der einzige wirklich ehrliche Beamte“ u. s. f. geschildert. Wenn ich diesen Leuten, die die Blüthe der Gesellschaft bildeten, näher trat, war ich in allen Fällen erstaunt über die Leichtigkeit, mit der man sich hier Ruhm und Ehre erwirbt; denn die Bildung keines dieser Sterne von Tehuantepec wäre genügend, um ihm in der guten Gesellschaft Deutschlands auch nur eine bescheidene Stelle zu sichern, und der Charakter und die Sitten sind es in den meisten Fällen noch viel weniger. Das schlimmste Zeichen dünkte mich dabei immer die grenzenlose Toleranz gegenüber allen möglichen Ausschreitungen. Allerdings bilden Concessionen und Compromisse einen guten Theil des Bodens, auf dem die Gesellschaft sich bewegt, aber hier lässt eine gewisse feige Schlaffheit und die ausserordentliche Minorität, in der die ordentlichen Leute sich befinden, eine Verwilderung der Sitten zu, welche in einer wirklich civilisirten Gesellschaft gar nicht möglich wäre. Ich will nur als charakteristische Thatsache anführen, dass die Croupiers von Roulettebanken in den besten mexikanischen Kreisen solcher Städte verkehren. Dass der erste Geistliche von Tehuantepec sich in einem Haus an der Plaza eine kinderreiche Mätresse hielt, war eine Sache, die Niemand auffallend fand und die allgemein bekannt war.

Fremde sind wenig in Tehuantepec und am zahlreichsten sind noch die Franzosen, welche durch die *Maîtres d'hôtel* der beiden einzigen Gasthäuser, durch einen Arzt, Apotheker und den bedeutendsten Kaufmann des Ortes vertreten sind. Nach ihnen kommen die Italiener mit drei Vertretern, ein Engländer, ein Schwede, ein Nordamerikaner und ein amerikanisirter Deutscher. Auch in der Bevölkerung der weiteren Umgebung von Tehuantepec wiegen die Franzosen durch Zahl und Wohlstand vor. Ich bewegte mich mit Behagen in diesem bunten Kreis und freute mich besonders der Herzlichkeit, mit der die Franzosen mir entgegenkamen. Sie nahmen nur durch Freundlichkeit und Dienstwilligkeit Revanche, was allerdings insofern für eine kleine Rache gelten konnte, als sie die Ungeschliffenheit und Formlosigkeit

noch fühlbarer machte, welche ich bei Landsleuten hier im Lande so oft gefunden habe. Ob nicht bei längerem Umgang eine gewisse leichte Erregbarkeit den Vorzug ihrer angenehmen Umgangsform wieder in den Hintergrund drängen würde, ist eine Frage, die ich nicht verneinen will, denn man klagt vielfach über diese Eigenschaft bei Franzosen und Italienern, die sonst mit vielem Recht beliebt sind. Abgesehen von dem, was diese Leute mir an Auskunft und durch Rath und That darboten, erwarben sich einige meinen Dank durch ihre Persönlichkeit. Ein ehrenhafter Mann wird eine dankenswerthe Erscheinung in einem Lande wie Mexiko. Mein Gastwirth war von dieser Art. Er erinnerte mich an einen Landsmann, der mir in San Francisco sagte: Das Haschen nach Geld wird hier so hässlich, dass man in den unnatürlichen Wunsch verfällt, arm zu bleiben. Ihn hatte die Unehrlichkeit Anderer arm gemacht, und eine fast leidenschaftliche Ehrlichkeit hatte sich seiner bemächtigt. Er sagte: Was hat ein armer Teufel hier, wenn er den Respekt vor sich selber verliert? Er handelte dem entsprechend und weit und breit wurde er als Ehrenmann gerühmt und die Leute kamen zahlreich in sein Haus, ein Theil, um ihn zu betrügen. Ich habe mich noch unter keinem Dach in Mexiko so wohl gefühlt, wie unter seinem. Der alte französische Kaufmann war mir nicht weniger lieb, denn auch bei ihm sass das Herz auf dem rechten Fleck und war noch nicht erkaltet. Auch zu einem der Italiener kam ich öfters, einem Nizzarden. Schon im Jahre 1831 war er nach den Vereinigten Staaten gekommen und hatte seitdem in vielen Theilen Nord- und Südamerika's gereist. Er hat seinem Lande einen feurigen Patriotismus bewahrt, wiewohl er es seitdem nicht mehr gesehen hat, auch kaum hofft, es je wieder zu sehen. In seiner Gesellschaft hatte ich das seltene Vergnügen, mit Liebe und Leidenschaft über europäische Verhältnisse sprechen zu hören und der Verstand fehlte ihm nicht, die Dinge aus dieser Ferne richtig zu beurtheilen. Sein Theilhaber war ein alter Garibaldianer, der 1859 lahmgeschossen worden war. Der Amerikaner

war ein ächter *Western Man,* einsilbig, aber mit der That bei der Hand. Als ich zu ihm kam, fand ich zwei Deutsche, die zu Fuss von Oaxaca hergekommen waren, einen Hamburger und einen Coblenzer. Letzterer war seines Standes Uhrmacher, widmete sich aber gegenwärtig der Kunst, um diesem wohlthätigen Mann, der das amerikanische Consulat verwaltete, ein Consulatsschild, den Adler mit Sternenbannern, zu malen. Die beiden hatten kein Geld und da der Amerikaner die Absicht aussprach, sie zu unterstützen, was mir nicht behagte, gab ich ihnen Geld zur Weiterreise, worauf der eine in betrunkenem Zustande sich herumtrieb, und Beide den Amerikaner sammt mir betrogen.

---

## XIV.

(Mimosenwälder. Dürrer winterlichter Anblick. Blattlose Blüthenbäume. Schlinggewächse.)

Die Landschaft am Westabhang des Isthmus ist so verschieden wie nur möglich von der des Ostabhanges. Hier haben wir den üppigsten Urwald, dort eine dürre, stachelige, blattarme Buschvegetation, welche wüstenhaft sein würde, wenn sie nicht in einer kurzen, aber ausgiebigen Regenperiode die Nahrung empfinge, welche sie neun fast gänzlich trockene Monate hindurch vor dem gänzlichen Verdorren schützen muss. Mimosen und Cacteen wiegen hier wie im Innern, wo wir schon früher im Mezcalethal ähnliche klimatische Zustände fanden (s. o. S. 63), weitaus vor und wenn auch einige Pflanzen aus dem Urwald des Ostens bis in diese Gebüsche herüberreichen, sind es doch nicht die charakteristischen Urwaldpflanzen, und die meisten von ihnen finden sich nicht mehr in den Gegenden, in welchen jene dürre Vegetation in voller Entschiedenheit ausgeprägt ist.

Steigen wir von den Gebirgen nördlich von Tehuantepec in die Ebene herab, in denen diese Wälder tage-

reisenweit sich erstrecken, so erstaunt uns vorzüglich der grauliche Ton, in den sie gehüllt sind. Sie sehen fast winterlich aus und allerdings sind wir im Januar. Die Sonne brennt zwar, wie sie es bei uns im höchsten Sommer nicht thut, aber diese Natur hat ein Kleid an, das wir halb Winter- und halb Frühlingskleid nennen würden, wenn nicht selbst die letze Verdünnung unseres kalten Begriffes Winter hier ganz unmöglich wäre. Viele Bäume haben ihr Laub vollständig abgeworfen, einige prangen schon im frischen Grün der aufknospenden Blätter und eine nicht geringe Zahl ist zwar ganz laublos, hat aber, wie es bei uns im Frühling Mandeln, Haselnüsse, Ahorne u. a. thun, sich mit um so reicherer Blüthenpracht geschmückt. Aus dem dürren Laub, das den Boden bedeckt (ohne freilich so dicht zu liegen, wie in unseren so sehr viel laubreicheren Wäldern), recken nur wenige Kräuter ihre Blüthenköpfchen und diese wenigen sind auch zum grössten Theile halb vertrocknet oder gar blattlos. Am häufigsten ist hier gegenwärtig die merkwürdige Euphorbiacee *Pedilanthus tithymaloides,* welche binsenartige Stengel, unten daumendick und nach oben regelmässig sich verdünnend, bis zu Mannshöhe aus der Erde treibt. Diese Stengel sind im Widerspruch mit ihrer steifen, zweig- und laublosen Erscheinung von lebhaft grüner Farbe und führen einen weissen Milchsaft; aus ihnen knospen scharlachrothe Sporenblüthchen, aus welchen nach Wolfsmilchsweise der gelbe Fruchtknoten weit hervorragt. Ausser ihnen und den Cacteen, die man nicht eigentlich zu den Kräutern rechnen kann, ist von niedrigeren blühenden Gewächsen nichts nennenswerthes vorhanden, denn einige Labiaten und Verbenaceen, welche noch ziemlich häufig vorkommen, sind zu unansehnlich, um den Charakter dieser eigenthümlichen Waldlandschaft mit bestimmen zu können. Nur ganz sporadisch findet man jetzt ein papayaartiges Gewächs aus der Kürbisfamilie in blühendem Zustande, während seine Strünke, deren Blüthen, Blätter und Zweige abgefallen sind, noch überall cacteenhaft stachelig aus der Erde ragen. Erscheint die Blüthenzeit, so kommt ein Spross aus dem anscheinend

ganz vertrockneten Strunk, wächst in wenigen Tagen ein- bis anderthalb Fuss hoch und trägt eine Dolde weisser Blüthchen, die beim Abfallen eine Frucht hinterlassen, die einem kleinen, über und über bestachelten Kürbis gleicht. Auch diese Pflanze birgt einen Milchsaft in der Stachelhülle ihres Strunkes und es scheint sich derselbe während der trockenen Zeit oft in grosser Menge anzusammeln, da man stark angeschwollene Strünke findet, die beim Anschneiden den Saft buchstäblich fliessen lassen.

Unter den Bäumen, die ihr Laub verloren und dafür jetzt Blüthen getrieben haben, sind einige der schönsten Blüthenbäume der Tropen. *Cochlospermum hibiscoides,* welcher camelienartige Blüthen von zwei Zoll Durchmesser, goldgelb, mit reichem, orangegelbem Staubfädenbüschel treibt, und eine andere Malpighiacee, deren Blüthe aus einer fünftheiligen Krone besteht, deren Theile lang und schmal, innen weisslichgelb und aussen von der bräunlich goldschimmernden Farbe mancher Motten sind, gehören hierher. Die Blüthen des letzteren stehen aufrecht auf ihren Stielen und die fünf Lappen der Blumenkrone, deren jeder so lang wie ein Blüthenblatt von einer Lilie ist, sind zurückgerollt. Lange Staubfaden mit langen spiralig zusammengerollten Staubbeuteln ragen aus dieser Blüthe, deren Gesammtform an die Prachtblüthe der japanischen Tigerlilie erinnert. Beide Bäume öffnen früh am Morgen zahlreiche, oft hunderte von Blüthenknospen, aber die Blüthen fallen vor Mittag fast alle ab und der Boden ist dann von ihnen besäet. Nach der Zahl der Knospen zu schliessen, muss dies manche Tage dauern. Es ist sehr eigenthümlich, unter einem solchen Baume zu stehen, wenn die Blüthen eine nach der anderen so leise herabkommen, in jeder Minute mehrere. Es erinnert an den Blätterfall von unseren Laubbäumen im Herbst, nur dass nicht einfache, dürre Blätter, sondern Werke der Schöpfung, die zu den schönsten gehören, hier in solcher Fülle herabschweben. Und das alles in dieser dürren, fast wüstenhaften Umgebung!

Beiläufig gesagt ist der goldblüthige *Cochlospermum*

eines der wenigen Beispiele von tropischen Bäumen, die man im feuchten, schattigen Urwald so gut wie in diesen dürren Buschwäldern findet; er ist hier nicht kleiner und blüthenärmer wie dort und hat im Januar an den Ufern des Goatzocoalcos so gut wie auf den Dünen von Tehuantepec sein Laub abgeworfen. Ein lehrreicher Beleg für die Unabhängigkeit gewisser wichtiger Lebensprocesse von den äusseren Einflüssen!

Auf diese Mimosenwälder sind ferner drei andere Bäume beschränkt, bei denen gleich wie bei den vorgenannten, die Blüthen am Ende der trockenen Zeit nach dem Fall der Blätter erscheinen. Sie haben alle drei die Eigenthümlichkeit, dass sie keine zarte Verzweigung aufweisen, welche etwa vom massigen und einfachen Stamme zu den weichen und mannigfaltig gestalteten Blüthen vermittelnd überleitete. Die Zweige sind gabelig, dick, kurz und enden alle vorn wie abgeschnitten mit den dicken Knospen. Nichts fein Verästeltes, kein weiches Hängen und Schweben. Das ist in diesen Bäumen nur eine andere Ausprägung des schützenden Insichwendens und Abschliessens, welches die langdauernde Hitze und Trockniss des „Winters“ dieser Gegenden bedingt. Es ist bei den typischsten Gewächsen dieser Region, den Cacteen, kaum schärfer ausgeprägt als bei diesen Blüthenbäumen. Der Saft hat nach dem Fall der Blätter zu den Knospen gedrängt, die aus den Spitzen der Zweige sich wie krönende Goldeicheln an Sceptern hervorwölben. Je mehr sich das Leben der Pflanze erst nach innen abschloss, um so voller und feuriger bricht es nun in diesen Blüthen nach langer Beschränkung und Zusammendrängung hervor. Die Blüthen sind zahlreich und jede einzelne ist ein hervorragend grosses, schöngebildetes Ganze, wie wir in unseren Wäldern keines, weder an Kräutern, noch an Bäumen kennen. Der eine von diesen Bäumen, der der Gattung *Pachira* angehört, bringt purpurrothe Blüthen, in welchen die zahlreichen, weithervorragenden Staubfäden eine Art Quaste bilden, die vom stark entwickelten Kelche stylvoll zusammengehalten wird. Eine solche Quaste ist zolllang und hunderte zieren den bescheidenen, braunrindigen

Baum, der selten grösser wird als ein mässiger Apfelbaum. Gegenwärtig werden in Tehuantepec tausende von ihnen auf den Markt gebracht, weil sie der beliebteste Schmuck der Heiligenbilder sind. Das volle schwarze Haar der Zapotekenschönen würde die schönste Camelie nicht zieren, wie es die Pachirablüthe vermag. Man pflanzt diesen dankbaren Baum mit Vorliebe auf Kirchhöfen. Zu einer Seite des Portals eine Königspalme, zur anderen eine Pachira, ist ein gebräuchlicher Schmuck solcher stillen Orte hier im Lande. Dem Oleander, mit dem er zur selben Familie gehört, gleicht der zweite dieser blattlosen Blüthenbäume: *Olumeria alba.* Man denke sich einen Oleander von 20 Fuss Höhe, mit dicken, fast angeschwollenen Zweigen, blattlos; ein Büschel von Blüthen, die rahmweiss und in der Tiefe ihres Kelches röthlich angehaucht sind, sprosst aus jedem Zweigende und verbreitet einen milden Duft, der entfernt an Tuberosen erinnert. Der dritte aus der Gruppe ist eine Leguminose: *Erythrina corallodendrum.* Der Beiname deutet schon seine Eigenthümlichkeit an. Er hat nämlich schmale, aber fast fingerlange, röhrig zusammengelegte Blüthen, die tief kirschroth, wie Korallenzweigchen aus dem dürren Holze spriessen.

Die Mimosen, welche eine so grosse Rolle in diesen Wäldern spielen, bereichern dieselben gleichfalls mit Bäumen, die blühen, nachdem sie das Laub abgeworfen haben. Eine Akazie ist mit grossen dichten Blüthentrauben von licht bläulichrother Farbe bedeckt und mehrere Cassien tragen goldgelbe Blüthen, grosse und kleine, und meist in dichten Sträuchen, die oft die Zweige fast einhüllen. Eine Mimose *(angustifolia)* trägt ihre zarten weissen Blüthchen in ährenförmigen Kätzchen, die einen fast betäubenden, vanilleartigen Duft aushauchen.

Uns scheint schon in der Erle oder Haselnuss eine schöne Offenbarung von nie ruhender Lebenskraft zu liegen, wenn sie im tiefen Winter ihre Blüthenkätzchen hervorsprossen lassen. Wie zauberhaft muss uns erst diese Blüthenpracht im abgedorrten Mimosenwalde anmuthen!

Ich füge nur andeutungsweise hinzu, dass auch *Pethea volubilis* und *Thunbergia fragrans,* beides blüthenreiche Schlingpflanzen, die unseren Gärtnern nicht unbekannt, in diesen dürren Wäldern häufig zu finden sind, und jetzt in voller Blüthe stehen. Jene trägt stahlbläue Rispen, die an Hyacinthen erinnern, diese einzelne rosenfarbene Blüthen, die denen des rothen Fingerhuts ähnlich sind. Ihre blüthenreichen schwanken Zweige sind wie Guirlanden um die trockenen Aeste und Zweige gewunden.

---

## XV.

(Verschiedene Indianerstämme des Isthmus. Die Zapoteken. Die Huobis. Die Mijes. Merkwürdige Gebräuche der Letzteren. Einiges Allgemeine über Charakter und Befähigung der Indianer.)

Man kann die ethnographische Karte von Mexiko nicht betrachten, ohne die dichte Zusammendrängung einer ganzen Anzahl verschiedener Stämme gegen den Isthmus wahrzunehmen. Ob die Fruchtbarkeit des Bodens, die günstige Lage zwischen zwei Meeren und zwei hohen Gebirgen in dieser Zusammendrängung von mindestens vier verschiedenen Stämmen auf dem engen Raume wirksam gewesen sei, können wir nicht mit Sicherheit sagen. Wer könnte die Gründe der alten Wanderungen dieser Indianervölker ermessen wollen, da wir von ihren Zuständen und gegenseitigen Beziehungen zur Zeit der spanischen Eroberung, als sie schon in derselben Weise wie jetzt hier beisammenwohnten, selbst keine nothdürftigen Aufklärungen besitzen? Nur die Thatsache, dass alle natürlichen Verkehrswege aus der Gegend von Oajaca und Mexiko gegen Süden zu am Isthmus ausmünden, und dass auf diesen Wegen zuerst die Zapoteken von Oajaca und dann die Azteken von Mexiko herabstiegen, um den Isthmus zu erobern, lässt die Vermuthung wagen, dass in ähnlicher Weise schon früher andere Völker von den Gebirgen im Osten oder

Westen herabgestiegen waren, und in der Einsattelung zwischen zwei hohen und wilden Gebirgen den natürlichen Ruhepunkt in ihrer Wanderung oder das Ziel ihrer Eroberungszüge erkennen mochten.

Von dem zahlreichsten und interessantesten Volke, das den Isthmus bewohnt, den Zapoteken, ist weniger bekannt, als von kleineren Stämmen der Indianer. Im Vergleich zu den Azteken, welche als das mächtigste Volk dieser Gegenden die Aufmerksamkeit der Spanier vorzüglich fesselten, sind alle anderen Völker, welche in den Grenzen des heutigen Mexiko wohnten, von den ersten Eroberern und Missionären wenig beachtet worden. Die Trümmer zapotekischer Bauwerke bei Mitla und Tehuantepec, sowie die Nachkommen der Zapoteken, welche noch in ihren alten Wohnsitzen leben, zeigen an, dass dieses Volk ein verhältnissmässig hochstehendes war, aber wir haben fast keine anderen geschichtlichen Nachrichten über dasselbe als die, welche durch ihre Beziehungen zu den Azteken in deren Geschichte verwoben sind. Wir wissen, dass auf dem Isthmus in älteren Zeiten die Mijes herrschten, dass diese von den Azteken im fünfzehnten Jahrhundert besiegt wurden und dass hierauf die Herrschaft über diese Gegenden an die Zapoteken überging. Es wird als ein merkwürdiges Ereigniss in der Zeit der Mijesherrschaft die Einwanderung eines Indianervolkes aus Süden, angeblich aus Peru angeführt, der Huabes oder Wabi, welche noch heute in der Nähe von Tehuantepec am Meere wohnen, ärmer und roher sind als alle anderen Indianer dieser Umgebung, und bloss vom Fischfang leben, den sie in kümmerlicher Weise betreiben. Cocijoèza war zu dieser Zeit der König der Zapoteken und er machte sich das Land vom Isthmus bis über Oajaca hinaus in seinen siegreichen Kämpfen mit Mijes und Azteken oder Mexicanern dienstbar, worauf der König der Letzteren mit ihm ein Bündniss schloss und ihm seine Nichte zur Gemahlin gab. Dieser Ehe entspross der letzte König der Zapoteken Cocijopij, welcher nach dem Falle Mexiko's Alvarado freundlich aufnahm, als dieser auf seinem Zug nach Guatemala durch

die Gebiete der Zapoteken passirte. Er liess sich bewegen, den König von Spanien als Herrn anzuerkennen und wurde ungeachtet seines Widerstrebens sammt dem Hofstaat getauft, als Cortes nach Tehuantepec kam, um von hier seine Entdeckungsreise nach Californien anzutreten. Cocijopij fuhr fort, als König über sein Land zu herrschen, in welches die Spanier nur langsam eindrangen und er wurde erst abgesetzt, als die christlichen Geistlichen ihn des Rückfalls in sein Heidenthum anklagten. Nach Mexiko citirt, gerichtet und seiner Würde entkleidet, starb er auf seiner Rückkehr, ehe er Tehuantepec erreichte. Späterhin haben die Zapoteken mehrfach kleine Aufstände erregt, die jedoch das Joch nicht abzuschütteln vermochten, das ihnen einmal auferlegt war.

Mehr östlich und südlich wohnen in verschiedenen Gebirgsdörfern zerstreut die Reste eines Volkes, das einst eines der mächtigsten in Südmexiko war, der Mixi oder Mijes. Noch heute hebt ihr Muth, ihr Fleiss und ihr Wohlstand sie aus der Masse der indianischen Völkertrümmer vor, die der Isthmus birgt. Im 14. und 15. Jahrhundert stiegen sie von der Höhe ihrer Macht herab, als die westlich und nördlich von ihnen wohnenden Zapoteken ihre Eroberungszüge begannen und als ihnen eine Provinz nach der anderen entrissen wurde, zogen sie sich von beiden Meeren zurück und wählten Wohnsitze in schwerzugänglichen Thälern der Sierra des Isthmus. Wohl berichtet die Sage, dass Condoy, der letzte König dieses Volkes, welcher weder Vater noch Mutter hatte, sondern als vollendeter Held plötzlich an der Spitze muthiger Schaaren aus der Höhle von Cempoaltepec hervortrat, die Mijes noch einmal zu ihrer früheren Höhe zurückgeführt habe; aber die Thatsachen lehren, dass dieses Volk als solches schon vor der Entdeckung Amerika's aufgehört hatte, die Provinzen der Landenge zu beherrschen, und dass nur die Bruchtheile, welche sich in die Gebirge zurückgezogen hatten, der Unterjochung durch Misteken und Zapoteken entgingen. Jenen Heldenkönig lässt daher die Sage sammt seinen siegreichen Kriegern in die Höhle zurückkehren, aus welcher er gekommen war.

Unter den Dörfern der Mijes ist am meisten genannt das von S. Juan Guichicovi. Seine Bewohner sind berühmt als Maulthierzüchter, so wie andere Mijedörfer durch Rinder- und Pferdezucht hervorragen. Es cursiren manche Geschichten über jenes Dorf und die seltsamen Gebräuche seiner Bewohner. Am Johannistag, als am Tage des Patrons, ist ein grosser Pferde- und Maulthiermarkt in Guichicovi, zu dem von weither die Kaufleute und Ranchero's zusammenströmen. Das schönste Maulthier wird dabei bekränzt und mit Bändern geschmückt, im Triumph durch das Dorf geführt und vor der Kirche empfängt es der Priester in vollem Ornat und besprengt es mit Weihwasser. Dass Letzterer oder, wie Andere sagen, der Vorsteher der Johannisbrüderschaft eine Rede an es halte, oder, dass es in die Kirche geführt werde, wo es wohl oder übel der Messe beiwohnen müsse, wird erzählt, scheint mir aber auf Uebertreibung zu beruhen. Aeusserlich sind die Mijes ein weniger wohlgebildetes Volk als die Zapoteken von Tehuantepec und gleichen mehr den Azteken, welche ihrerseits den roheren, hässlicheren Indianertypus, welchen man aus Nordamerika kennt, in unverkennbarer Ausprägung zur Schau tragen.

Die Frage nach der verschiedenartigen und verschiedengradigen Begabung der Indianer wirft sich von selbst auf, wo man, wie hier, Vertreter von Stämmen beisammen sieht, die nach Sprache und Körperbau durch erhebliche Verschiedenheiten von einander getrennt zu sein scheinen. Zuerst ist indessen festzustellen, wie weit diese scheinbaren Unterschiede in Wirklichkeit sich erstrecken. Ich glaube nicht, dass sie so bedeutend sind, wie man oft meint. Ich finde allerdings, wie ich schon früher gelegentlich hervorgehoben, dass hinsichtlich der Frauen einige Indianerstämme, und in erster Reihe gerade die vorhin erwähnten Zapoteken, augenfällige Unterschiede aufweisen, indessen genügt ein Blick auf die Männer derselben Stämme, um sofort wieder den reinen Indianertypus wahrzunehmen, welcher in ihren Frauen nur gemildert, nicht von Grunde modificirt erscheint. Wir begegnen, beiläufig gesagt, einer ähnlichen Erscheinung bei allen Völkern. Ueberall

prägen die Frauen weniger scharf den Stammes- und selbst den Racentypus aus als die Männer. Es gilt besonders von den niedrigeren Racen, wie Negern und Indianern, dass der zartere Bau und die nervösere Organisation der Frauen den thierischen Zug mildert, welche das Vorwiegen der rohen körperlichen Masse in die Physiognomie zeichnet. Mitsammt Wulstlippen und Plattnasen wird oft ein Grad von Schönheit erreicht, welcher selbst einem europäisch gewohnten Auge nicht ungefällig erscheint und geeignet ist, den Racentypus bis zu einem gewissen Grade zu verschleiern.

Diese Erscheinung beobachtet man zu häufig, als dass sie noch das Urtheil schwankend machen könnte. Hier auf dem Isthmus hat man Indianer aztekischen Stammes, die im Allgemeinen vollständig so mongolisch-hässlich und stumpfsinnig aussehen wie etwa die Utes in Colorado, und das neben den Zapoteken, die allgemein als einer der körperlich wohlgebildetsten und intelligentesten Indianerstämme bezeichnet werden. Man sieht jedoch bald, dass dies keinen wesentlichen Unterschied zwischen den Männern der beiden Stämme bedingt, und dass die Regel, welche die Indianer als die einförmigste Menschenrace hinstellt, auch hier keine Einschränkung erfährt. Ihre Aehnlichkeit mit Malayen und Chinesen fällt jedem auf, der irgend Gelegenheit zu eingehender, vergleichender Beobachtung gehabt hat und bekanntlich sind auch dies ungemein einförmige Völker. Ich glaube, dass Niemand, der Gelegenheit gehabt hat, Indianer und Neger vergleichend zu beobachten, die Mannigfaltigkeit innerer und äusserer Eigenschaften bei Letzteren und die Einförmigkeit derselben bei den Ersteren übersehen kann. Man hört desshalb oft sagen, der Neger habe mehr „Fonds“ in Körper und Geist, und gebe noch eher Hoffnung auf eine günstig fortschreitende Entwickelung derselben als der Indianer. Ich glaube, dass daran etwas Wahres ist. Hier in den Küstenstrichen, wo überall Neger und Indianer beisammenwohnen, haben die Weissen ein günstiges Vorurtheil für die Ersteren wegen ihrer grösseren Fähigkeit und Willigkeit zu schweren körperlichen Ar-

beiten. Auch in Minatitlan sagte man mir, dass das schwierige Einladen des Holzes in die Schiffe ohne die Neger gar nicht zu bewerkstelligen sein würde, weil die ersteren nicht bloss zu schwächlich, sondern auch zu träg und eigensinnig seien, um als gute Arbeiter gelten zu können. Dass die Neger den Seuchen, welche die Indianerbevölkerungen decimiren, weniger leicht erliegen, als diese, gilt hier als Thatsache. Beobachter, welche weitergehen, heben die reiche Phantasie der Neger, ihre gründliche Gesundheit, welche sich in der kindisch schrankenlosen Heiterkeit ausspricht, und ihr lenksameres Gemüth als beachtenswerthe Züge hervor, welche sie vor dem Indianer voraushaben und welche ihnen eine Zukunft verheissen, wie man sie diesem allgemein nicht zusprechen mag. Dagegen hört man von anderen Seiten den Ernst und die Willenskraft des Indianers, der sich einmal eine Aufgabe vorgesetzt hat, sein ruhiges und genügsames Fortarbeiten, solange er nicht in den Trunk und das Spiel verfällt, sein im Ganzen gesetztes und gemessenes Wesen loben. Doch scheint bei den Meisten die Wagschale der Vergleichung sich zu Ungunsten der Indianer zu neigen.

Das Auftreten begabter Indianer auf der Bühne des hiesigen öffentlichen Lebens kann sowenig wie die analoge Erscheinung in den Vereinigten Staaten das allgemeine Urtheil über die Befähigung und Aussichten dieser Rassen erheblich beeinflussen. Die Thatsache, dass die Zahl solcher Phänomene immer sehr beschränkt bleiben wird, kann Keiner leugnen, der das Volk kennt. Nicht vereinzeltes Aufleuchten, sondern die andauernde Wärme- und Lichtausstrahlung, die am Ende den ganzen Volkskörper veredeln, bedingen die geistige Höhe eines Volkes. Wenn unter tausend Indianern auch nur hundert mittelmässig intelligente, charaktervolle, ausdauernde zu finden wären, würde das mehr bedeuten, als wenn hinter Einem ausgezeichneten Kopf und Charakter nur rohes, unfähiges Volk steht. Es ist ganz charakteristisch, dass die Frucht der Wirksamkeit der bedeutenden Indianer, welche die Geschichte Mexiko's verzeichnet, weniger ihrem engeren Volke als den Weissen und Mischlingen zugefallen ist. Im eigenen Volke finden sie weder Rückhalt noch fruchtbaren Boden.

# Reise von Tehuantepec nach Oaxaca und Tehuacan.

## I.

(Preise der Reisethiere. Die Landschaft. Merkwürdiger weidenartiger Baum. Grosser und kleiner Styl in der Natur. Vegetation auf Felsen. Eigenthümliche Bewaldungsverhältnisse des hiesigen Gebirges.

Die Reise von Tehuantepec nach Oaxaca ist ein Ansteigen vom Meeresufer zur Hochebene. Hierin gleicht sie fast allen Wegen, die vom Rand des stillen oder atlantischen Meeres hier ins Innere führen und von denen der Leser aus der Beschreibung der Reise von Acapulco nach Morelia einen sehr charakteristischen bereits kennen gelernt hat. Aber doch bedingen Klima und Bodenbeschaffenheit erhebliche Unterschiede, denn wir sind hier am Südrand der Hochebene, an ihrem Abfall gegen die Landenge zu; wir steigen daher viel langsamer an als dort, begegnen einer ganz anderen Pflanzendecke, anderen Zuständen der fliessenden Gewässer, damit natürlich auch anderen Landschaftsbildern. Nur in der Bevölkerung nehmen wir geringere Unterschiede wahr, denn nachdem wir das eigenthümliche Völkchen der Zapoteken in der Umgegend von Tehuantepec zurückgelassen, treten wir am Fusse des Gebirges unvermittelt wieder in das Gebiet eines minder hervorragenden, gewöhnlichen, aztekenartigen Indianerstammes ein, dessen unerfreuliches Aeussere nebst manchen nicht angenehmeren Charakterzügen uns aus der Gegend von Morelia und Mexiko her nur zu wohl bekannt ist.

Oaxaca ist von Tehuantepec ungefähr 90 Wegstunden entfernt und man legt diese Strecke in 4 bis 7 Tagen zurück. Ich hatte trotz der günstigen Jahreszeit $5^1/_2$ Tag auf dieselbe zu verwenden, da ich wegen der hohen Preise und geringen Auswahl weder für mich noch für den Führer Thiere gekauft, sondern nur welche gemiethet

hatte, und da ein kleiner Unfall am zweiten Tage uns zu etwas langsameren Reisen nöthigte, als sonst geboten gewesen wäre. Mit guten Pferden oder Maulthieren ist sie ohne allzugrosse Anstrengung in jetziger trockener Jahreszeit in 4 Tagen zu machen.

Ich habe schon früher erwähnt, dass die Pferde und Maulthiere im Innern des Landes meistens erheblich billiger sind als an der Küste und dass es sich daher wohl empfiehlt, bei einer Reise nach der letzteren Thiere zu kaufen und sie am Ankunftsorte, wenn man nicht weiter zu reisen denkt, wieder zu veräussern. Auch bei langdauernden Reisen ins Innere mag dieses System noch zu empfehlen sein, da in diesem Falle der höhere Preis der Thiere sich durch ihre ausgiebigere Benützung wieder ausgleicht. Aber in meinem Falle wären in Tehuantepec wenigstens 100 Pesos für zwei ziemlich gute Pferde und das doppelte für Maulthiere zu zahlen gewesen und nach sieben- bis neuntägiger Benützung würde ich beim Wiederverkauf nicht $^2/_3$ dieses Preises erhalten haben. Also zog ich dieses Mal die Unannehmlichkeit vor, mit gemietheten Thieren zu reisen, erlangte für je 7 Pesos ein Maulthier für mich und ein lebhaftes Pferdchen für den Führer, beide mit Sattel und Reitzeug genügend ausgerüstet, und ritt an einem mondhellen Frühmorgen der ersten Februarwoche wieder den Bergen zu. Man ist hier, wo alles so schwer vom Flecke kommt, immer recht froh, wenn einmal wieder eine Weiterbewegung vorbereitet und gesichert ist, und dieses Gefühl mildert manchen Trennungsschmerz. So bedauerte ich zwar lebhaft die schnelle Trennung von einigen Menschen, die bei dem kurzen Aufenthalte in Tehuantepec mir lieb geworden waren, aber ich freute mich auf der anderen Seite, wieder in Bewegung zu sein.

Zwölf Leguas[23]) reitet man auf fast ebenem Wege, der nur durch tiefen Sand und Staub zeitweise unangenehm wird, bis an den Fuss des Gebirges. Hat man aus der Gemarkung der Stadt, mit ihren weitausgedehnten Gärten, Maisfeldern und Viehtriften, aus dem Gewirr der umzäunten Feldwege sich herausgewunden, so ist man wieder im Mimosengebüsch, das diese ganze Gegend überall

bedeckt, wo nicht die Cultur des Bodens es zurückgedrängt hat. Indem dieser Weg lange Zeit am Flusse, mehrmals durch denselben und im Flussbett hinführt, und man selbst in der Nähe dieses Wassers, das für die Jahreszeit nicht ärmlich ist, immer nur denselben Mimosenwald mit ganz geringen Variationen antrifft, indem man ferner auch an den Abhängen und in den Thälern des Gebirges und endlich selbst auf der Hochebene demselben begegnet, gewinnt diese ganze Gegend, die man hier durchreist, ein sehr untropisch einförmiges Gepräge, in dessen starrem Rahmen nur die wenigen Variationen zugelassen sind, deren ich bei der Beschreibung dieser eigenthümlichen Art von Wäldern schon Erwähnung that. Es sind nur wenige Stellen, wo der Fluss in enge Schluchten gezwängt ist und wo Schatten und Feuchtigkeit eine üppigere Vegetation erzeugen, die vorwiegend aus Gummibäumen und lebhaft grünen eschenartigen Bäumen zusammengesetzt ist. Im grössten Theile seines Verlaufs geht der Fluss in breitem, sand- und kiesreichem Fiumarenbette hin, an dessen Rande höchstens schmalblättriges Weidengebüsch und jene merkwürdige *Thevetia nereifolia,* bald Strauch bald Baum, sich findet, die im täuschendsten Grade weidenähnlich, so lange sie nicht blüht, und wiederum ebenso unähnlich der Weide ist, wenn sie Blüthen ansetzt. Das letztere geschieht freilich nicht häufig, aber die Blüthen sind halbzolllange Glocken von goldgelber Farbe und hängen in dichten Trauben. Ein äusserst unerwarteter Anblick an diesen Weidenzweigen und in der blüthenlosen Dürre des Flussbettes!

Schon heben sich manchmal bedeutende Felswände aus diesem breiten dürren Thal und sind mit nichts als Cacteen und Agaven in ihren Furchen und Spalten bewachsen. Auch die Agaven nehmen hier fast unorganisches Aussehen an, da ihre zackigen, steifen Blätter kurz und breit, von kupferrothem Scheine und so dicht gestellt sind, dass sie vollkommene Rosetten bilden. Dies ist eine Art, welche der Maguey-Agave nahe verwandt ist. Eine zweite gehört dem entgegengesetzten Typus der schmalblättrigen an, welche an starre Gräser oder Schilf erinnern

und sie fiel mir dadurch auf, dass sie dicht wie Gras auf der Wiese an einzelnen freien Stellen des Mimosenbuschwaldes beisammenwuchs. Merkwürdige Wiesen das! Fusshohe, steife und stachlige, grasschmale Blätter und aus jeder Blattrosette ein schwanker Schaft, eine hohe Aehre voll gelber Lilienblüthen!

In dem grossen Styl, den die tropische Natur auch unter ungünstigeren Bedingungen, wie den hier herrschenden, nicht verläugnet, ersetzt Cactus und Agaven das Felsenkleid, das bei uns in bescheideneren Verhältnissen Flechten, Moos und verzwergte Kräuter zusammenweben. Auf diesen Felswänden liegt eine Sonnengluth, die versengend ist, und die dürren Gebüsche hemmen die Ausstrahlung der heissen Sand- und Kiesflächen in keiner Weise. Aber doch nähren sie eine viel reichere Vegetation als die Felsen unserer feuchten Gebirgsthäler. Nur müssen diese hochaufstrebenden Pflanzenformen hier sich in harte, steife und stachelige Gewänder hüllen, um in der Hitze und Dürre nicht einzuschrumpfen, während die Moospolster unserer Felsen in ihrer Kleinheit so frisch und saftig sein können, wie die Pflanzen des kräftigsten Erdreichs. Dies beeinträchtigt den Eindruck der grossen Formen, welche am Ende kaum mehr pflanzenartig erscheinen, sondern viel eher an das Unorganische erinnern, dem sie sich so innig anschmiegen. Hier zeigt es sich, dass selbst unter der Tropensonne die Vegetation nur in den engen Grenzen sehr günstiger äusserer Bedingungen, sich grossartig, selbständig entfaltet, denn ihr eigentliches Wesen liegt überhaupt weniger in der Selbstständigkeit als der Abhängigkeit und dem Anschmiegen.

Meistens verhüllt das Gebüsch den Ausblick, aber gegen das Dorf Tequistlan hin, dem ersten, das man 15 Wegstunden von Tehuantepec auf diesem Wege trifft (210 Meter Meereshöhe), beginnt der Boden sich zu flachen Wellen zu erheben, und auf ihnen wird das Erdreich noch trockener und das Gebüsch dünner und niedriger. Hier sieht man rings am Horizont das Gebirge vor sich und zu den Seiten auftauchen. In seinen Umrissen sind, wie meistentheils in den Vorbergen, die langen

und sanften Linien vorherrschend, welche der Erde und der Vegetation angehören, während die steileren, kühneren Formen des felsigen Kernes noch zurücktreten. Durch die blauen Schleier der Dunsthülle sieht man hellere Töne am Fuss und dunklere, tiefere gegen die Gipfel hinauf: Jenes sind Wiesen und Büsche, dieses Wälder. So ist es umgekehrt wie in unseren Gebirgen, wo das Waldkleid den Fuss der Berge und ihre Seiten umzieht, während Wiese und Haide oder selbst Schnee sich an den Gipfeln finden. Das eine ist fast so allgemein hier, wie das andere es dorten ist. Nur in gewissen Höhen und unter gewissen klimatischen Bedingungen gehen die lichten Haine der Eichen und Föhren weit genug herab, um ganze Berge in ein Waldkleid zu hüllen, das aber doch sehr oft am Fusse dünner ist als am Gipfel; gleich dicht vom Fusse bis zum Gipfel ist es nur an der Mehrzahl der Berge, die dem Meere zugewandt sind, von welchem sie genügende Feuchtigkeit empfangen, und in den Schneebergen des Inneren, an deren Seite das ganze Jahr, ob es feucht oder trocken, volle Wasserbäche herabstürzen. Ist dies Verhältniss zunächst auch nur landschaftlich anziehend, so entbehrt es für die Zukunft doch nicht eines Interesses von tiefer eingreifender Bedeutung. Es zeigt uns, dass die Höhen der Berge in grösserem Maasse hier als anderswo die vorwiegenden Nährer der Quellen sind. Ich sah auf meinem Wege nie eine Wolke tiefer als 3000 Fuss gehen, aber auf den Gipfeln von 4000 und darüber hingen sie nicht selten. Es wird also von besonderer Wichtigkeit sein, die höchsten Wälder unbeschädigt zu erhalten.

---

## II.

(Anstieg in's Gebirg. Mangelhafte Bodencultur. Indianerhütten. Zusammenleben der Menschen mit ihren Hausthieren. Verschiedene Beobachtungen.)

Am nächsten Tag begann der Anstieg im Hügelland, das der Sierra vorgelagert ist. Stellenweise waren die Hügel nur mit Gras bewachsen, das, wiewohl verdorrt, dicht und hoch wie Getreide stand und dessen Halme von einer tiefen goldbräunlichen Farbe waren. Wo solche Hügel im Licht der Sonne standen, nahm diese Farbe einen leuchtenden Ton an, welcher sehr scharf vom Grau und spärlichen Grün der Mimosenwälder abstach. Welches die Ursache, die hier Wald und dort Wiese in weiter Verbreitung den Boden bedecken lässt, ist schwer zu sehen, aber in mehreren Fällen schien es mir, als ob die nördlichen Abhänge der Hügel und Berge mehr Wald trügen als die südlichen. Dass die Natur des Bodens einen Einfluss übt, ist nicht anzunehmen, da hier wie dort der in der Sierra soweit verbreitete Porphyr das Grundgestein ist, das nur von einer dünnen Decke fruchtbarer Erde überlagert wird.

Der Weg windet sich bald über Berge, bald in Thälern hin; diese sind immer wasserarm, jene immer dürr und wäre nicht manche kühne Felswand oder Klippe, die aus der einförmigen Hülle hervorstechen und da und dort eine kleine Variation in der Pflanzendecke, so würde diese ganze südliche Sierra einen fast wüstenhaften Eindruck von Einförmigkeit und Oede machen. Dabei ist dieses Gebirge im Inneren dünn bevölkert. Trotzdem die Ansiedelungen sich immer an die Wege drängen, sind sie durchschnittlich 15 bis 20 Wegstunden von einander entlegen und zwischen ihnen findet sich nicht einmal auf jeder Tagreise einer jener isolirten Höfe oder Rancho's, die im Küstenland oder auf der Hochebene so häufig sind. Würde die Bevölkerung dichter und thätiger sein, so würde ohne Zweifel dieser Boden bei allem Anschein der Dürre und Unfruchtbarkeit mit Vortheil

bebaut werden können, denn er erscheint nicht ärmer als so mancher felsige Abhang, der in Calabrien und Sicilien Oelbaum und Weinstock nährt. In dem hohen Gras würden Viehheerden hier so gut wie in der Ebene von Tehuantepec ihre Nahrung finden. Aber bis jetzt ist die Bodencultur noch nicht über das breite Flussbett des Rio de Tehuantepec hinausgegangen; in ihm drängen sich in einigen Thalwindungen Bananen- und Maispflanzungen dicht zusammen und dieses sind dann die Punkte, an denen auch Dörfer und Dörfchen sich zusammengefunden haben. Aber selbst diese guten Lagen werden zum Theil nur nomadisch ausgenutzt. So kamen wir am Abend unseres zweiten Reisetages zu zeltartigen Reisighütten, in denen ein halbes Dutzend Indianerfamilien sich niedergelassen hatte. Es war am Rand eines Baches, der für diese Jahreszeit wasserreich genannt werden konnte. Sie haben hier Mais gepflanzt und eingehegt, wohnen in der Nähe der Felder bis zur Reifezeit, schiessen ab und zu ein Paar Vögel, mästen ihre Hühner und Truthühner und ziehen, wenn die Ernte eingethan, wieder nach ihrem Dörfchen. An dem Abend, den wir in dieser provisorischen Niederlassung zubrachten, schlugen sie in Zeit von zwei Stunden ein weiteres „Haus“ zu den dreien auf, die bereits dastanden. Sechs rohbehauene Stämme, ins Rechteck gestellt, wurden mit Steinen eingerammt, dünne Aeste darübergelegt und mit den laubreichen Zweigen eines eschenartigen Baumes durchflochten, den wir als häufigen Bewohner der Wälder dieser Gegend bereits kennen gelernt haben. In ähnlicher Weise wurde eine Rück- und Seitenwand hergestellt und nach diesem stand die Hütte fertig da und wurde sofort bezogen. Nun fehlt nur noch der breite niedrige Lehmheerd mit der gebrannten Thonplatte darauf, die zum Rösten der Tortilla's dient, und die Lehmunterlage für den harten Reibstein (Metate), auf dem man den Mais zerquetscht, der zu Tortilla's bestimmt ist. Von jeder Familie war ein Frauenzimmer die Paar Stunden, dass wir hier waren, mit Tortilla-Reiben beschäftigt und ich entdeckte bei dieser Gelegenheit, dass die eliptischen oder wurstförmigen harten Steine, primitive Walzen,

mit denen sie die Maiskörner zerquetschen, identisch waren mit Steinen, die mir kürzlich ein deutsch-mexikanischer Alterthümler als sinnreiche Kriegswaffen vorazteki-scher Urbewohner demonstrirt hatte. Auch in den Kreisen der Arriero's (Maulthiertreiber), die wir Nachts und früh Morgens an ihren Lagerfeuern sitzen sahen, wurde diese merkwürdige Nationalspeise bereitet, und zu diesem Zweck schleppen diese Leute Reibstein und Walze mit sich, die nicht weniger als 25 bis 30 Pfund zusammen wiegen. Solche Steine sind meistens aus Porphyr, Trachyt und ähnlichen rauhen Gesteinen, wie sie im Lande häufig sind; einige sind aber so weich, dass sie jener Speise einen erdigen Geschmack mittheilen.

Das merkwürdige Zusammenleben der Menschen und Hausthiere in diesen primitiven Hütten muss immer von Neuem das Interesse des Fremden erregen. Auch von dieser Seite zeigt sich so recht deutlich das unverständige und unordentliche Wesen, welches das Leben der Indianer in dem halbcivilisirten Zustande beherrscht, in dem wir sie hier in Mexiko bei allen Culturansprüchen ihrer Führer und Vertreter verharren sahen. Bei jeder Arbeit und vor allem bei den Mahlzeiten, wird ein gutes Theil Zeit damit zugebracht, die Hunde, Schweine und Hühner aus dem Weg zu jagen. Beim Essen legt man sich einen gehörigen Knüppel zur Seite, um diese zudringlichen Gäste fernzuhalten, und dasselbe thun die Weiber, wenn sie am Heerde sitzen, um die Speisen zu bereiten. Von jeder Arbeit müssen sie von Zeit zu Zeit aufspringen, um einen Hund zu prügeln oder ein freches Schwein durch einen kräftigen Steinwurf an die Grenzen seines Fressgebietes zu erinnern. Dabei reisst ihnen so wenig die Geduld, wie beim Geschrei der Kinder, von denen ich trotz der unglaublichen Ungezogenheit noch selten eines prügeln sah. Kommen die Zudringlichen wieder, so werden sie eben wieder fortgejagt und so geht es von früh bis in die Nacht. Fast möchte man glauben, dass diese Leute eine Freude an solcher Wirthschaft haben. Dabei sind die Hunde von Natur gar nicht schlecht, wie ich mich mehrfach in den etwas besser gehaltenen Rancho's der Indianer z. B. auf

dem Isthmus überzeugte, wo man sie füttert und weniger prügelt; sie sind daselbst bei aller Wachsamkeit gutmüthige, zuthuliche Thiere und können (mit Hundemaassstab gemessen) selbst als ehrlich betrachtet werden. Kaum glaubt man, dass es dieselbe Rasse sei wie in den ärmeren Hütten, wo sie stehlen, weil man sie nicht füttert und wo man sie, höchst unfolgerichtig, prügelt, wenn man sie beim Stehlen ertappt. Hunger, Angst und List macht hier aus dem treuen, guten Begleiter des Menschen ein widerwärtiges Geschöpf und dabei ist mindestens noch der vierte von ihnen lahm, halbblind, räudig oder hat sonst einen Makel, und Brandflecke hat fast ein jeder von den Feuerbränden, mit denen sie geprügelt werden, wenn nichts Unschädlicheres zur Hand ist. Und an einem solchen Geschöpf hat selbst die elendeste Hütte nicht genug, sondern es muss womöglich ein halbes Dutzend herumlungern. Dass der Indianer, „das Naturkind“, weder soviel Liebe zu den Thieren hat, mit denen ihn sein einfaches Leben so nahe zusammenbringt, noch soviel Ordnungsliebe, um sie an sich und an Ordnung zu gewöhnen und dadurch ihre besseren Eigenschaften zu entwickeln, ist mir einer der widerwärtigsten Züge in seinem Charakter — ein Zug, der, offen gestanden, auch Einiges dazu beiträgt, dass ich aus den Betrachtungen über seine Gegenwart und Zukunft jede philanthropische Regung, fast ohne Bedauern ausschliessen kann.

Vom Schwein verlangt man keine Dressur, denn es begreift sich, dass man eine solche Bestie sich nicht näher bringen will, aber der Indianer behandelt dasselbe doch um einen Grad zärtlicher als den Hund, was man daran sieht, dass verstümmelte Schweine viel seltener sind als verstümmelte Hunde. Jedenfalls füttert er es, wenn auch nicht in genügendem Maasse. Oft kommt man Abends in einer Dorfhütte oder Rancho gerade zur Fütterzeit der Schweine an und betrachtet wohl auch, weil nichts Erfreulicheres zu sehen, das bestialische Gebahren dieser Lieblinge der Indianer. Dieselben pflegen sich lange vor der Fütterzeit um den Trog zu versammeln, in welchen ihnen der Mais vorgeschüttet wird und nie fehlt es dabei

an Stossen, Beissen, Keifen und Grunzen. Das stärkste Schwein treibt alle anderen in einen weiten Kreis und pflanzt sich hart vor dem Troge auf, wo es bewegungslos vor sich hin stiert; dasselbe thun die Schwächeren im Kreis umher, lauern aber dabei auf jede Bewegung des Usurpators und drängen näher heran, sobald dieser den Rücken kehrt. Während des Fressens hört jeder Streit auf, denn nun sucht jedes nur möglichst viel zu ergattern, aber der Herr oder die Herrin des Hauses steht mit dem Prügel dabei und sorgt, dass die Schwächsten nicht zu kurz kommen.

Nach den Schweinen kommen die Hühner und Puter an die Reihe; auch sie erhalten Mais und über Nacht sperrt man die letzteren oft in die Milba's (eingehegte Maisfelder), wo sie sich von Würmern und gelegentlichen Samenkörnern nähren. Da sie sich gewöhnlich schon auf den Bäumen zur Ruhe gesetzt haben, ehe sie dorthin getrieben werden, setzt es allabendlich einen Lärm, bis sie mit langen Stangen heruntergejagt und wieder eingesperrt sind. Nimmt man dazu noch das Geschrei der überall zahlreichen Kinder, die endlosen Geschwätze der Alten in ihrer quakenden Indianersprache, und den Scandal, den die leider gar nicht seltenen Trunkenbolde aus Heiterkeit oder Streitsucht anrichten, so hat man ungefähr ein Bild der Zerstreuungen, die einen Reisenden hier am abendlichen Rastplatz erwarten. Indem ich von betrunkenen Indianern spreche, fällt mir eine Beobachtung ein, die ich mehrmals zu machen Gelegenheit hatte, wo ich solche Leute sah. Die Hunde, welche gewöhnlich so scheu sind, benehmen sich nämlich diesen Halbmenschen gegenüber mit einer Frechheit, die mir keinen Zweifel übrig lässt, dass sie deren Zustand kennen. Mehrmals sah ich, dass sie einem Betrunkenen seine Tortilla, von der er ass, aus der Hand frassen und dass sie ihm Speisen vom Teller nahmen, den er vor sich hingesetzt. Das wagen sie bei einem Nüchternen, auch ohne Abwehr oder vorangegangene Warnung, nicht.

Aber man sieht zum Glück nicht blos solche unerfreuliche Scenen. Am dritten Reisetag, Sonntags, kamen

wir bei Tagesanbruch nach dem Dörfchen San Bartoldo, wo Alles eifrig mit den Vorbereitungen zur „fiesta“ irgend eines Patrons beschäftigt war. Die Strassen waren reingefegt, das Gethier weggesperrt, zahlreiche Mädchen gingen mit Blumen, und Knaben kamen mit grünen Büschen, die sie rings um den ummauerten Vorhof der Kirche einpflanzten. Auf der Treppe der Kirche, die ein unansehnlicher steinerner Bau mit zwei Kuppelthürmchen, sass die Blechmusik von fünf Mann und stimmte die blanken Posaunen; der Knabe mit der Flöte blies auf der Mauer über ihnen eine Tanzweise und ihn begleitete ein abscheulich blatternarbiger Guitarrenspieler, der klimpernd herkam, als er uns auf der Treppe der Tienda, des Kaufladens, beim Frühstück sitzen sah; er erbot sich für 2 Tlaco's (Kupfermünze von 4 Pfennigen) sechs Lieder zu spielen, aber wir wollten ihn nicht hören und er ging guter Laune und klimpernd um ein Haus weiter. Kaum waren wir aus dem Dorfe herausgeritten, so fing das Kirchenfest schon mit Böllern, Schwärmern und Raketen an. — Am selben Tage überholten wir einen Zug von achtzehn Eseln und einigen Trägern, die alle schwer mit Stockfischen, Provision für die Fastenzeit, beladen waren. Einer der Arriero's hatte Sohn und Töchterlein bei sich, die auf einem Esel hinterdrein ritten, jener mit einer Guitarre, die er in mehrere Tücher gehüllt, auf dem Rücken hängen hatte, diese mit einem kleinen Papagei, der beschaulich bald auf ihrer Schulter, bald auf dem Kopf des Esels sass, wo er so tief in die Betrachtung der schroffen Gebirgsgegend versunken schien, dass er zum Bedauern der Kleinen nicht mit uns reden wollte. — Dann kamen wir an einem Mann vorüber, der seine Frau auf ein kleines Pferdchen gesetzt hatte, das er am Stricke zog; er hatte einen rosenrothen Filzhut auf und ein Hemd von derselben Farbe am Leib — alles neu und strahlend, wie sich's für's Fest gebührte, dem er in S. Bartoldo anwohnen wollte; ich verzollte ihn für einen Färber oder Cochenillezüchter, denn rosenrothe Hüte sind selbst hier zu Land auf Männerköpfen nichts Gewöhnliches. — In San Carlos, einem grösseren Gebirgs-

dorf, dem selbst Plaza und eine säulengetragene Hallenreihe um dieselbe nicht fehlt, kamen wir Abends an und schlugen in einem grossen Hause unser Quartier auf, wo zum ersten Mal das Nachtlager nicht im Staub des Hofes, sondern in der luftigen Vorhalle bereitet werden konnte. Spät brauste hier eine Cavalcade von zehn oder zwölf schönen, ledigen Pferden herein und den nächsten Morgen erfuhren wir von ihren Führern, dass sie nach Guatemala bestimmt seien, wo ein gutes Pferd, das man hier für 50 bis 100 Pesos kauft, 250 gilt. Darum lohnen sie auch den Transport über Land, der von Oaxaca bis zur Grenze mindestens 4 Wochen in Anspruch nimmt.

---

## III.

(Gebirgswälder. Eigenthümliche Mimose. Ueber Cactuse, Cactushaine und ihre landschaftliche Physiognomie.)

Immer geht der Weg bergauf und bergab und nur kleine Strecken führen in Thalgründen hin, welche wieder gleichsam die Stufen sind, über die man bei diesem Hinaufsteigen nach der Hochebene wegschreitet. Wir merken, dass wir uns mählich höher und höher heben, denn wir überschreiten den Fluss an immer höheren Punkten seines Laufes und dies geschieht jeden Tag einige Male. Der landschaftliche Charakter fährt fort, im Wesentlichen durch jene dürre Vegetation bestimmt zu werden, welche wir als Mimosenwald bezeichnen, aber er bereichert sich nach zwei Richtungen: Auf den Kämmen und Gipfeln, wo die Feuchtigkeit des Himmels näher ist, wird er saftiger, üppiger und an den felsigen Abhängen entwickelt er sich durch Vorwiegen seiner starrsten, wüstenhaftesten Elemente zu vollkommenen Cactuswäldern. Diese beiden Extreme traten uns auf dem Wege von S. Bartoldo nach S. Carlos im Rahmen einer einzigen Tagreise scharf ausgeprägt entgegen. Wir erhoben uns zuerst in's Gebirge, wo zwar jene regelmässige Folge,

zuerst der Eichen und dann der Föhren, fehlt, welche ein ziemlich allgemeiner Zug in der Gebirgsbewaldung Mexiko's ist, wo aber dessenungeachtet Eichen und Föhren in Fülle vorhanden sind. Ihre Verbreitung regulirt hier nicht wie in anderen mexikanischen Gebirgszügen, welche wir kennen gelernt haben, ein allgemeines Gesetz.[24]) Auf den südlichsten Vorbergen gegen Tehuantepec hin scheint es für die Eiche zu trocken zu sein, wogegen eine Föhre tiefer herabgeht als gewöhnlich und sich schon bei 150 Fuss in das Mimosengebüsch mengt. Später treten einzelne Eichen auf, ohne zunächst jene Eichenhaine zu bilden, welche eine ebenso erfreuliche als charakteristische Erscheinung im Pflanzenleben mexikanischer Mittelgebirge sind. Eher noch gelingt dies den Föhren, welche aber in dieser Dürre durchschnittlich kaum über zwanzig Fuss hoch werden, knick- und krummästig und kümmerlich benadelt sind. Auf den Bergzügen aber, welche hinter diesen Vorbergen liegen, werden die Eichen häufiger und gleichzeitig die Föhren höher, grüner und kräftiger. Die Abhänge bieten hier wieder den mehrfach erwähnten Anblick, als seien sie mit Olivengärten bedeckt, und fast jeder dieser zwar kleinen, aber ächt eichenhaft knorrigen und grossblättrigen Bäume trägt sein Gärtlein parasitischer Ananasgewächse, Flechten, Moose und (seltener) selbst Orchideen auf Aesten und Zweigen. Die Föhren erscheinen dabei in zweierlei Arten, welche sich durch die verschiedenen Zapfen auszeichnen, ohne in ihrer Gesammttracht von dem einförmigen Typus der Föhren dieser Gebiete: Schlanker Stamm, unregelmässige Verästelung und demgemäss breite, nicht pyramidale Krone, lange Nadeln in halbkugeligen Büscheln — ohne von diesem Typus erheblich abzuweichen. Auf einem Bergabhang, an dem wir zur Mittagszeit vorüberritten, standen vorwiegend Eichen und wenige Föhren so dicht beisammen, wie in einem deutschen Wald, aber es war nur eine kleine Strecke, wohl durch irgend eine eigenthümliche Bodenbeschaffenheit begünstigt, und war überhaupt der einzige dichte Wald, den ich gesehen, seitdem wir an den Ufern des Goatzocoalcos den Urwald des Ostabhanges des

Isthmus verlassen hatten. Vereinzelt standen hier auch Cypressen, welche zu niedrigen, knorrigen, krummästigen Bäumen verkümmert sind. Am fremdartigsten berührte mich eine Mimose mit feinen Fiederblättchen, die ihre Blättchen zum grossen Theil abgeworfen hatte, während die Fiederstielchen, etwa zolllang, an den Zweigen stehen geblieben waren. Hätte nicht die glatte, grüne Rinde, an welcher eine braune Epidermis birkenartig in Fetzen sich ablöste, dagegen gesprochen, so hätte man dieses Bäumchen für ein verkrüppeltes Nadelholz halten können, denn die Fiederstielchen erinnerten entschieden an die Nadeln einer Föhre.

Als wir diesen Wald zurückgelassen hatten, wieder den Berg hinabgestiegen und eine bedeutende Strecke Hochebene durchzogen hatten, kamen neue Höhen, deren Pflanzenwuchs dürrer war als alles, was ich noch gesehen. Die Cacteen in den drei Hauptformen des Säulencactus, der Opuntia oder indischen Feige und des Kugelcactus, waren schon immer, wie in allen schon einigermaassen trockenen Gegenden Mexiko's, häufig und neben den Mimosen sogar der beständigste und charakteristischste Zug im Landschaftsbild gewesen. Nun wuchs aber ihre Zahl und ihre Grösse so, dass sie an manchen Orten die Abhänge fast ausschliesslich bedeckten, so dass man von Cactuswäldern hätte sprechen mögen, wenn nicht dies starre, säulenhafte Nebeneinanderstehen allzusehr dem Begriff widerspräche, den wir, der Beschaffenheit unserer und der tropischen Wälder entsprechend, dem Worte Wald unterzulegen gewohnt sind. Es wird dem Sachverhalt angemessener sein, wenn man sie Cactus-Haine nennt, denn bei Hain denkt man eher an etwas Zerstreutes, Lichtes, wie dieses hier ist.

Man denke sich Abhänge von zwei-, dreihundert Fuss Höhe, auf denen Säulencactuse, die meistens zwischen zehn und zwanzig Fuss hoch und dabei arms- bis schenkeldick sind, einige Male aber auch bis dreissig Fuss erreichen, so dicht stehen, dass durchschnittlich jeder Quadratmeter Boden eine von diesen grünen Säulen trägt. Da die meisten derselben einer Art angehören,

die sich nur spärlich verzweigt und in diesem Falle die Zweige auch immer hart am Stamme senkrecht aufstreben lässt, so dass höchstens neben den Säulen noch armleuchterartige Formen entstehen, so kommt der einförmig starre Charakter dieser Gewächse zur vollen Geltung. Opuntien mit ihren verbreiterten, bei aller Geschwollenheit noch immer etwas blattartigen Aesten und eine andere Säulencactusart, welche sich stärker und mehr mit schräg aufsteigenden Sprossen verästelt, als die hier vorwiegende Art, machen in solcher Umgebung bei aller Steifheit, die ihnen sonst eigen, noch einen fast lebhaften Eindruck; aber sie sind nicht häufig. Aus weiter Ferne mag ein Bergabhang, den ein solcher Hain bedeckt, an die Rebenhügel des Rheins erinnern, wenn in denselben die Pfähle schon gesteckt, aber noch nicht von den grünen Büschen des Rebengerankes umwunden sind; aber aus der Nähe sind die Cactushaine nur sich selber gleich.

An dieser Stelle ist es angemessen, einiges Nähere über die Bizarreste aller Pflanzenfamilien anzugeben, welche in Mexiko eine der verbreitetsten und ohne Zweifel charakteristischsten ist. Früher schon habe ich sie erwähnen müssen, war aber damals noch nicht mit dem genügenden Beobachtungsmaterial zu einem allgemeinen Ueberblick über diese halb unorganischen Pflanzenformen ausgerüstet, welches mir jetzt nach Durchreisung der cactusreichsten Gebiete zur Verfügung steht.

Die Cacteen sind bekanntlich eine rein auf Amerika beschränkte Gruppe des Pflanzenreiches und in Amerika ist nächst Peru kein Gebiet so reich an ihnen wie das mexikanische.

Ihre barocken Gestalten und ihr Blüthenreichthum, der räthselhaft und unerwartet aus der harten Hülle flammt, haben sie zu Lieblingen der Blumenzüchter gemacht und einmal haben sie, wie die Tulpen, die Orchideen, die Blattpflanzen u. a. auch ihre Modezeit gehabt, in der man einzelne seltene mit hohen Summen bezahlte. Ich erinnere mich, vernommen zu haben, dass der vortreffliche Natur- und Menschenschilderer Adalbert Stifter in Linz eine sehr reiche Sammlung von Cacteen besass

und sich an ihren merkwürdigen Formen (sehr treffend nannte er sie „Krystalle der Pflanzenwelt“) so sehr erfreute als an den freien und bunten Entfaltungen zarterer Gewächse; auch hören wir Anziehendes über einen alten *Cereus peruvianus* in seinem unvergleichlichen „Nachsommer“. Ich verstehe vollkommen diese Vorliebe. In diesen bald krystallinisch regelmässigen, bald gnomenhaft phantastischen Gestalten zeigt die Natur sich ungebunden von einer neuen Seite, und zwar von einer Seite, welche die allgemeine Aehnlichkeit der Stamm-, Zweig- und Astgebilde im grössten Theil der Familien des höheren Pflanzenreiches nicht vermuthen liess. Sie ergeht sich hier in hundert unerwarteten Variationen über ein Thema, das in spielender Laune gewählt scheint, aber wir können nicht zaudern, auch hier in ihnen die Kraft und den Reichthum zu bewundern, der allen ihren Werken eigen, der aber aus anderen minder vernehmlich spricht, weil sie sich weniger von gewissen allgemeinen Regeln entfernen, welche grossen Gruppen von Geschöpfen ihre Formen, ihren Aufbau vorzeichnen. Das Thema ist gegeben 1) in der Reduction der Blätter zu Stacheln oder selbst nur Borsten; 2) in der Erfüllung der Zweig- und Stengelgebilde mit einem saftreichen Fleische, das diese Theile bald kugelig, bald walzig, bald in kantigen oder platten Formen aufschwellen lässt; und 3) in dem Hervorbrechen herrlichster Blüthen aus diesen starren und unberührbaren Gebilden, die nur so fest sich zusammengezogen und verschlossen zu haben scheinen, um alle Triebkraft auf die schönste Ausbildung der Blüthen zu verwenden.

Als grösste Gruppen unterscheiden wir plattstengelige, kantige, walzenförmige und kugelige Cacteen unter den hier einheimischen, wobei wir uns aber natürlich nicht von botanischen Erwägungen, die oft zu Classificationen nach äusserlich verborgenen Merkmalen führen, sondern von dem Eindruck leiten lassen, den das Auge bei allgemeiner Betrachtung dieser Geschöpfe empfängt. So nennen wir denn plattstengelige Cacteen die Opuntien oder indischen Feigen, bei welchen die Pflanze ursprüng-

lich aus nichts als einem einzigen eiförmigen und abgeplatteten Gebilde besteht, das über und über mit Stachelhäufchen bedeckt ist. Mit der Spitze ist dasselbe eingewurzelt, aber aus dem breiteren Ende oder aus der Seite wächst mit der Zeit ein anderes ebensolches Gebilde, aus diesem ein drittes, viertes und vielleicht fünftes, aus diesem wiederum andere hervor; indem so aus einer einzigen von diesen grünen, dornigen, eiförmigen Platten mehrere andere hervorsprossen, entsteht eine Verzweigung und zuletzt haben wir das Schema eines vielverästelten Baumes vor uns, der aber statt aus Stamm, Aesten und Zweigen immer nur aus solchen aufeinandergesetzten Platten besteht. Dabei ist zu bemerken, dass keine Platte anders als aus dem Rande der nächstälteren und -unteren hervorsprosst, dass aber die Platten dabei nicht in derselben Ebene zu stehen brauchen, sondern, dass sich ihre Ebenen oft genug kreuzen. Wie die Platten auseinander, so sprossen die Blüthen aus ihren Rändern hervor. Die ältesten und untersten Platten verholzen allmählich und verdicken sich dann mit der Zeit zu einem Stamme, der selbst baumstammartig werden kann. Die Blüthen dieser Opuntien sind ächte Cactusblüthen und ihre Frucht sind jene feigenartigen Tuna's, die gegessen werden und von welchen ich früher gesprochen habe.

Denkt man sich diese plattenförmigen Elemente, aus denen eine Opuntie zusammengesetzt ist, verlängert und verschmälert, so erhält man die flachen Cereus- und Epiphyleumarten mit den dornenlosen, gezackten, langen, fleischigen „Blättern" (vielmehr Stengeln), die man in Deutschland wegen ihrer schönen Blüthen so häufig in Töpfen hält, dass eine nähere Beschreibung nicht nothwendig ist.

Die blattartigen Glieder des Cereusgeschlechtes, vierkantig und stärker, fleischiger gedacht, geben selbstständigere Formen, welche zum Theil schon aufrecht wie Keulen aus der Erde wachsen und sich wenig verästeln, meistens aber niedergebeugt, schlangenartig kriechend, auf Baumästen schmarotzend angedrückt und zum Theil von denselben herabhängend gefunden werden.

Sechs- und mehrkantig wächst ein einzelnes Glied verwandter Cacteen *(Cereus giganteus, niger etc.)* aus der Erde, ist reich bestachelt, strebt unverästelt, kerzengrade in die Höhe bis zu zehn, und selbst zwanzig Fuss. Eine prachtvolle grüne Säule! Verästelt er sich, so wächst ein ähnliches Glied ihm, hoch oder niedrig, aus der Seite, strebt etwas ab und dann ebenso entschieden in die Höhe, so dass mehr oder weniger gespreizte Armleuchterformen entstehen. Einige aus dieser Gruppe sind nur fingerdick und wachsen dennoch bedeutend in die Länge; da nun die Masse ihres Körpers zu gering ist, um sie aufrecht zu erhalten, sinken sie zur Erde, wo sie schlangenartig, wenig verästelt hinkriechen, weshalb sie den wohlgeeigneten Namen Schlangencactus erhalten haben.

Dem Naturbetrachter sind alle diese verschiedenen Formen der Cacteen aus zwei Gesichtspunkten vorzüglich interessant: Zuerst wegen ihrer Bedeutung für das Landschaftsbild im Grossen und dann wegen der Seltsamkeit oder Schönheit, die sie in Einzelheiten und vor allem in ihren Blüthen entfalten.

In der Landschaft erscheinen sie seltener schön und erhaben als grotesk. Schön sind nur die grossen Säulencactuse, welche oft unverästelt sich zu zehn und zwanzig Fuss erheben. Ich denke dabei vorzüglich an die sechs- und achtkantigen, deren Säulen durch die scharfen Kanten und die tiefen Riefeln eine kräftige Längsgliederung erhalten, welche hier nicht minder anspricht als an der jonischen Säule. Wer die Urwälder an der mexikanischen Westküste um Acapulco durchwandert hat, wird nicht vergessen, wie bedeutend dort solche grüne Säulen wirken, wo sie sich in ihrer einfachen, regelmässigen, fast krystallinischen Schönheit aus dem verwirrten und verwirrenden Urwaldgebüsch unerwartet und fremd wie stehengebliebene Reste einer ruhigeren, einfach schöneren, aber auch starreren Natur erheben.

---

## IV.

(Weiteres über Cactusformen. Nutzen der Cacteen. Ihre Früchte. Tuna cardona. Die Cochenillezucht.)

Sobald die Cacteenform aus der strengen Regelmässigkeit der einfachen Säule heraustritt, verliert sie die Fähigkeit schön zu sein, und muthet uns nun nur noch im anderen Extrem bedeutend an, wo sie ganz in's Willkürliche, scheinbar Regellose verfällt. Zwischen beiden Endpunkten dieser merkwürdigen Formenreihe stehen vorwiegend steife, unerfreuliche Gestalten. Es bleibt z. B. der Säulencactus noch einfach schön, wenn seine Verästelung zu armleuchterartigen Formen führt, aber wenn die Aeste spitzwinklig von der ursprünglichen einfachen Säule wegstreben, wie dies bei einer Abart geschieht, die hier grade häufiger ist als der eigentliche Cereus giganteus, und mit der Zeit ebenso stark werden wie jene, wobei sie sich erheblich zu vervielfältigen pflegen, entsteht ein Gebilde, das man mit nichts anderem als einem riesigen und dabei plumpen Besen vergleichen kann. Zu diesen Formen, welche starr sind, ohne einfach zu sein und denen man daher keinen anderen Charakter als den der Steifheit beizulegen weiss, sind auch sämmtliche Feigencactuse zu stellen, denn diese Aufeinanderthürmung von dicken, eiförmigen Scheiben mag zwar im Kleinen grotesk erscheinen, wird aber alsbald unerfreulich steif, wenn sie durch Höhenwachsthum und Verzweigung dazu kommt, sich in anspruchsvoller Baumgestalt zu repräsentiren. Nicht Baum, nicht Kraut, nicht einfach und doch starr, machen diese riesigen Opuntien dann nur den Eindruck des Abnormen oder Unfertigen und wo sie zu einem so vorwaltenden Bestandtheil der Pflanzendecke werden wie fast überall im Inneren von Mexiko, bringen sie in die ganze Landschaft einen Zug von sonderbarer Krüppelhaftigkeit. Aber auf den Hochprärien Nordamerika's, wo sie ebenfalls stellenweise häufig auftreten, aber immer klein und an den Boden gedrückt bleiben,

erfreut man sich ihrer, weil sie anspruchslos und ohne den Charakter der Landschaft zu beeinflussen, nur als eine neue bizarre Pflanzengestalt unter vielen anderen erscheinen.

Diesen letzteren Charakter tragen auch alle anderen kleineren zu Boden gedrückten Cactusformen, sowohl die cylindrischen, als die vierkantigen und abgeflachten, sowohl die schlangenartig kriechenden als diejenigen, welche zu stacheligen Kugeln, Seeigeln vergleichbar, zusammengezogen sind. Wenn ellenlange, dünne, über und über bestachelte oder wollige Schlangencactuse in reichlichen Büscheln etwa aus einer Felsspalte herabhängen, oder wenn Kugelcactuse in dichter Zusammendrängung, grosse und kleine bunt durcheinander, den Boden überziehen, oder wenn einzelne grössere von derselben Form wie hingeworfene Kugeln an steilen Abhängen kleben, (Echinocactus u. dergl.) fehlt nie der groteske Effect. Er fehlt noch weniger den kantigen, aber höchst schmiegsamen Formen, welche parasitisch auf Bäumen wohnen, an deren Aesten sie fest angedrückt sich hinaufwinden. Sie sind oft armsdick, treiben Würzelchen aus den Furchen zwischen je zwei Kanten und schmiegen sich dergestalt an die Aeste der Bäume an, dass sie ganz ihre natürliche Form verlieren, sich abplatten oder aufwulsten, wie es die Umstände erheischen, und den hellgrauen Eichenästen, auf denen ich sie bis jetzt fast ausschliesslich gesehen habe, mit ihren regellosen Formen und ihrem hellen, saftigen Grün, ein ganz eigenthümliches Ansehen verleihen. Oft hängen sie auch in dichten Büscheln ihre kantigen Glieder von den Aesten herab. Andere Parasiten, welche belaubt sind, fügen sich mehr in die Kronen der Bäume, welche sie verdichten, oder denen sie neue Farben verleihen, und ich möchte daher diese, welche so innig dem Stamm und seinen Aesten angeschmiegt sind, als Stammparasiten von jenen unterscheiden.

Indessen ist es ein grosser Unterschied, ob diese Gewächse in der üppigeren und zarteren Vegetation normaler Pflanzengestalten zerstreut vorkommen, oder ob sie auf einem Boden, der kaum etwas anderes nährt, als

die fast alleinigen Vertreter des Pflanzenreiches, auftreten. In dem letzteren Falle schwindet die Beschränkung, welche ihrer landschaftlichen Bedeutung dort auferlegt war, es fordert nichts zu Vergleichungen auf und wir bewundern mitten in der anmuthlosen Starrheit vor allem wieder nur die Triebkraft dieser reichen tropischen Natur, welche in Felsen und Sandwüsten, die anderwärts öde lägen, Wälder und Gärten originellster Geschöpfe aufwachsen lässt. An solchen Orten, wo andere Pflanzen nur durch übermässige Verholzung, Dornenentwickelung, Verkümmerung zarterer Organe sich behaupten, treten die Cacteen erst recht in breiter, üppiger Entwickelung auf, als wollten sie sagen: Sieh hier, dies ist unser Heimathsboden, hier sind wir daheim und Herren, dort waren wir nur Hergewanderte, geduldete Fremdlinge. In der That sind sie nicht nur den Lebensbedingungen, sondern auch den Formen der Wüsten- und Felsnatur in hohem Grade angepasst. Ein Säulencactus, der an Felswänden hinaufwächst, wetteifernd mit ihrer Steile und Starrheit, breite Colonien von Kugelcacteen, die den Sandboden überziehen, als ob nierenförmig geblähte Steinkrusten (wie Zeolithe, Eisenglanz u. a. sie zeigen) hervorträten, selbst die grossen einzeln wachsenden Kugelcacteen scheinen eigentlich weniger organische als unorganische stein- oder felsenhafte Naturgebilde zu sein. In minderem Grade gilt dasselbe von den schlankeren Formen, von denen besonders die vierkantigen Cereusarten, die auf den Dünen und trockenen Hügeln der pacifischen Seite Mexiko's häufig sind, sich durch wucherndes Wachsthum auszeichnen, welches sie befähigt, verschlungene Gruppen zu bilden, die zarteren Gewächsen Schatten bieten und dadurch der Kern jener grünen Oasen werden, welche in jenen Gegenden besonders in und unmittelbar nach der feuchten Jahreszeit die öde Uferlandschaft beleben. Ich habe ihrer in der Beschreibung der Reise von Acapulco nach Morelia bereits (s. o. S. 34) gedacht. Diese starrsten Formen des Gewächsreiches sind für den Menschen von grösserer Bedeutung als ihr abweisendes, eigentlich unfruchtbares Aeussere zu verheissen scheint. Nicht blos die Opuntie liefert, wie

früher erwähnt wurde, schmackhafte und reichliche Früchte, sondern auch die Früchte von Säulencactusen werden an manchen Orten gegessen. In den felsigen und dürren Theilen des Distriktes von Oajaca sind dieselben (Pitaya's genannt) das einzige Obst und als Pitahaya's sind die essbaren Früchte parasitischer Cacteen in der Gegend von Tampico bekannt. Die eigentlichen Tunas, die Früchte der Opuntie, dürften vielleicht mit der Zeit eine höhere Bedeutung für die Ernährung des Volkes erlangen, als sie bereits besitzen. In der Gegend von San Luis und Guanajato bildet die sog. Tuna cardona, eine kleinere, süssere und zugleich aromatischere Varietät der gewöhnlichen Tuna, seit lange ein wichtiges Nahrungsmittel, das in verschiedenen Zubereitungen ganz allgemein genossen wird und in der Reifezeit, welche vom Juli bis October dauert, fast die einzige Nahrung der ärmeren Classen bildet. Zum Ueberfluss gibt ihr Saft, wenn er ohne die Kerne gähren gelassen wird, einen vortrefflichen rothen Wein und soll auch mit Vortheil zur Alcoholbereitung verwendet werden. Eingedickt und mit etwas Zucker versetzt, gibt er ein Dulce, das als *„queso de tuna“* in erheblichen Mengen genossen wird. Bedenkt man, wie leicht diese fruchttragenden Cacteen überall aufwachsen und wie reich und sicher ihre Ernten, so kann man dem Volke gratuliren, dem die Natur eine solche ergiebige Hülfsquelle eröffnet. Aber andererseits kann man dabei auch nicht vergessen, dass jede Frucht, die so mühelos zu erzeugen ist, ein neues Hinderniss der gesunden Entwickelung einer Bevölkerung ist, die mit Vergnügen alle diese reichen Mittel benützt, um sich ein paradiesisch faules Leben zu verschaffen.

Die hervorragendste Bedeutung der Cacteen lag indessen bis in die letzten Jahre in der Cochenillezucht, für welche bekanntlich die Zucht des Opuntiencactus die unentbehrliche Grundlage bildet. Als Humboldt seinen *Essai politique* über Neuspanien schrieb, bildete die Cochenille mehr als zehn Procent der Werthe, die über Veracruz zur Ausfuhr gelangten, denn während die Gesammtausfuhr einen Werth von 22 Millionen Pesos (wovon

17 Millionen Edelmetall) repräsentirte, wurde die ausgeführte Cochenille allein auf 2,400,000 Pesos geschätzt. Später ist aber ihre Bedeutung erheblich gesunken, denn in dem besten der letzten Jahre, 1874, betrug ihr Werth nur 493,000 und 1877 191,000.

Gleichzeitig ist der Preis, welcher vor siebenzig Jahren durchschnittlich auf 6 Pesos pro Kilogramm geschätzt wurde, mitunter schon auf 1 Pesos gesunken.

Dem Lande ist dadurch einer der wichtigsten Erwerbszweige genommen, die es ausser der Bergindustrie noch besass, und es frägt sich, ob diese Lücke sobald auszufüllen sein wird. Freilich scheint es, als ob die Bevölkerung der früher cochenillezüchtenden Distrikte, da sie einmal an eine feine Cultur gewohnt ist, die viel Fleiss und Sorgfalt erforderte, sich gewiss leicht wieder in eine ähnliche Cultur heineinfinden würde und keine würde hier passender sein als die des Seidenwurms. Gegenwärtig werden Versuche im Kleinen gemacht und es steht zu hoffen, dass sie von Erfolg gekrönt sein werden. Verlieren die Züchter nur nicht zu früh die Geduld, so ist nicht abzusehen, warum sich hier ein so gewinnreicher Erwerbszweig nicht einbürgern sollte. Fast überall in den gebirgigen höher gelegenen Theilen Mexiko's, wo bei der Trockenheit des Klima's der Ackerbau allein nur nothdürftig eine mässige Bevölkerung ernährt, sind Versuche gemacht, aber meistens nach viel zu kurzer Zeit wieder aufgegeben worden. Meines Wissens producirt gegenwärtig nur der Distrikt Colima Seide in nennenswerther, wenn auch noch immer kleiner Menge.[25])

Die Cochenillecultur war früher der hiesigen Gegend fast ausschliesslich eigen; zu Humboldt's Zeit fanden sich nur noch in der Gegend von Puebla und in Neu-Galizien kleine Culturen. Aber später wurde sie mit grossem Erfolg nach den canarischen Inseln eingeführt, wodurch die Preise der hiesigen Waare bereits zu sinken begannen, noch ehe die Erfindung der Anilinfarben das Carmin aus vielen Verwendungen verdrängte. Jetzt wird wenig exportirt und wenn nicht in der näheren und ferneren Umgebung des Productionsgebietes der Gebrauch der

schönen Cochenillefarben so tief eingewurzelt wäre, würde die Cultur kaum mehr nennenswerth sein. Ich wundere mich nicht, dass das plötzliche Aufhören einer Beschäftigung, die zur Arbeit und Aufmerksamkeit aufforderte und gewinnreich war, auch ihre Rückwirkung auf den moralischen Zustand der Bevölkerung gehabt hat. Das konnte nicht anders sein. Hier wie überall in Mexiko hat die Demoralisation mit der Verarmung gleichen Schritt gehalten.

Man pflanzt die Opuntia (mexikanisch Nopal), auf welcher die Cochenillelaus lebt, in Hecken, die in Entfernungen von 60—80 Fuss sich rechtwinklig schneiden, so dass Quadrate entstehen. Zu diesen Quadraten wählt man die dornigsten und haarigsten Abarten, um die Insekten fernzuhalten, unter denen die kostbare Laus zahlreiche Feinde zählt. Innerhalb derselben pflanzt man dann je ungefähr 400 Opuntienstöcke, die man nicht über 4 Fuss hoch wachsen lässt, damit jederzeit die Reinigung sowohl als die Ernte ohne Schwierigkeit vorgenommen werden kann. Ebenfalls, um die Insekten fernzuhalten, pflückt man alle Blüthen ab, sobald als sie erscheinen. Ist der Nopal einigermaassen angewachsen und saftig, so besiedelt man ihn mit einer Colonie der Cochenillelaus. Man kauft solche im Frühling oder zieht sie selbst auf. Die jungen Läuse lässt man auf einer anderen Nopalart aufwachsen als die alten, auf einer sehr saftigen, stachellosen, welche wahrscheinlich nur als eine durch Cultur erzeugte Varietät anzusehen ist. Sie wachsen hier bei guter Ernährung in wenigen Monaten zu voller Grösse und beginnen im August oder September zu gebären, wo man sie dann zu 20 bis 30 in ein Nest aus Baummoos, Palmfasern u. dergl. setzt, das man an die Nopalpflanzen befestigt. Die Jungen kriechen bald aus dem Nest und fixiren sich auf den saftigen Pflanzentheilen, während die Mütter zu Grunde gehen, nachdem sie einer höchst zahlreichen Nachkommenschaft das Leben gegeben. Dieselben bilden getrocknet die Cochenillesorte, welche man Zacatilla's nennt und welche weniger reich an Farbe und daher weniger werthvoll ist als die gewöhn-

liche, etwas kleinere Cochenille. Die letztere wird immer von den reiferen Mutterindividuen getrennt, wenn diese mit Brut gefüllt sind. Jenes ist dann die ächte Cochenille und diese läst man in dem beschriebenen Nest ihre Brut zur Welt bringen. Ist ein Nopal von seinen kostbaren Parasiten geleert, so reinigt man ihn, schneidet alle Theile aus, die ihre natürliche grüne Farbe verloren haben und lässt ihm, wenn möglich, ein Jahr Ruhe, damit er sich erholt und recht saftig wird. Die zwei Haupt-Krankheiten der Cochenillelaus, Chamusco und Chorreo, haben wahrscheinlich zum Theil ihren Grund in der Züchtung auf entkräfteten Pflanzen. Die letztere soll eine Art Diarrhoe sein, die zuletzt vom ganzen Thier nur eine dünne Schaale zurücklässt, während es durch die erstere schwarz wird und stirbt. Beide machen die Thiere werthlos, welche an ihnen gestorben sind.

Die Grösse der Ernte steht in keinem festen Verhältniss zur Masse der Brut, die man ausgesetzt hat. In den kälteren Regionen der Sierra von Oaxaca reift die Brut langsamer, hat aber dafür weniger von Feinden wie Vögeln, Schlangen, Insekten zu leiden. In einer der besten Cochenillegegenden, Nejapa, gibt ein Pfund Brut, das im October ausgesetzt wird, im Januar zwölf Pfund Cochenille nebst genügendem Nachwuchs, der im Mai schon wieder eine Ernte von 36 Pfund erlaubt.

Je nach der Art, wie die Cochenillelaus nach der Einsammlung getödtet wird, erhält sie ein verschiedenes Aussehen. Nach der Methode, die für die beste gehalten wird, packt man sie in enge Röhren, die man gut verschliesst, so dass schon nach 24 Stunden alle Thiere erstickt sind. Sie behält dabei den weissen Staub, mit dem sie im lebenden Zustande bedeckt ist und wird *jaspeada* genannt. Wird sie auf heissen Platten getödtet, so wird sie schwarz und heiss *negra,* während sie eine braunrothe Farbe und den Namen *denegrida* erhält, wenn sie in heissem Wasser getödtet wurde.

Es ist aus dem Vorstehenden zu ersehen, dass die Cochenillezucht einen der gewinnreichsten Zweige der Agricultur oder Viehzucht darstellt. Bedenkt man, dass

gleichzeitig mit ihr die früher ebenfalls sehr gewinnreiche Indigocultur in demselben Staate in nicht geringeren Verfall gerathen ist, so wird man sich nicht über eine Angabe wundern, welcher man gerade in diesen Landestheilen häufig begegnet: Dass Mexiko's Wohlstand in den letzten fünfzig Jahren nicht nur nicht gewachsen, sondern vielmehr sehr erheblich zurückgegangen sei. Ich glaube, wie ich oben schon sagte, dass für den Süden Mexiko's im Allgemeinen diese erstaunliche Angabe der Wahrheit entspricht.

---

## V.

(Oase in der wüsten Gebirgsgegend. Hohe Bedeutung der Zeugnisse menschlicher Arbeit für die landschaftliche Schönheit. Mezcale. Thierstück. Cactuszäune. Hilfreiches Wesen der Arriero's. Eine merkwürdige Existenz.)

Von der Passhöhe, über welche wir aus der Thalweitung von San Carlos nach der von Totalapa hinüberstiegen, gewann man einen merkwürdigen Blick in dieses Gebiet der Cactushaine. Man überschaute alle diese felsigen Hügel mit ihrer einförmigen und starren Pflanzendecke und wohin man sich wandte, war nichts als Felsnatur, Starrheit und Dürre. Nur einige dunklere Bergkämme, die um den Horizont stehen und ein Waldkleid zu tragen scheinen, sprechen von reicherer Belebung; diese fällt aber freilich nicht in den Rahmen. Steigt man vom Passe herab, so schieben sich da und dort Hügel auseinander und lassen unerwartet lichtgrüne Flecke in der Tiefe erschauen und indem diese sich da und dort aneinanderreihen, gewahrt man das Thal und seinen Fluss mit den grünen Ufern. Aber überall engen von beiden Seiten her Felsabstürze und steile Abhänge dieselben zu einem schmalen Streifen ein, jenseits dessen das Grau und Braun der wüstenhaften Dürre sogleich wieder unumschränkt zur Herrschaft kommt. Es ist ein sehr merkwürdiger Anblick. Es könnte nicht mehr erstaunen, wenn man einen Körper öffnete, der von aussen abge-

storben und starr wäre und sähe das helle lebendige Blut in seinem Inneren wallen.

Zum Thal hinabgestiegen, sahen wir einen grünen lebhaften Bach, der weder so seicht noch so schmal war, wie die Dürre dieser nächsten Umgebung vermuthen zu lassen schien, und an seinen Ufern entlang zogen Mais- und Bananenpflanzungen, für deren Bewässerung da und dort ein Wasserfaden in künstlich erhöhtem Bette abgezweigt war. Wie wohlthuend berührte dieses Stücklein sorgfältigerer Cultur in dem verwahrlosten Lande! An solchen Oasen merkt man erst, einen wie wesentlichen Bestandtheil in dem, was uns an unserer heimischen Natur so sehr gefällt und erwärmend fesselt, die Zeugnisse der menschlichen Arbeit ausmachen. Sofort, wenn solche Zeugnisse uns vor Augen treten, tauchen Gedanken an Gedeihen und Zufriedenheit in unserem Geiste auf und an anderes, was den Fleiss zu begleiten oder zu lohnen pflegt. Wir wandeln mit wärmeren Sympathien als in der unberührten Natur oder den Zeichen unzulänglicher Arbeit, unter solchen Bildern, die etwas häuslich Ansprechendes haben.

Wo der Weg vom Berge herab an den Fluss tritt, steht eine grosse Mezcale-Brennerei. Sie hatten soeben die Röstung der ausgeschnittenen Herzen des Maguey beendet, und nahmen aus dem meilerartigen Hügel, in den sie sammt der Gluth vergraben worden waren, dieselben in grosser Zahl heraus. Sie sahen braun aus und glichen riesigen Tannenzapfen. Nun werden sie zerstampft, macerirt und destillirt und wenn man bedenkt, wie billig sowohl der geringere als der bessere Mezcale verkauft wird, muss man wohl sagen, dass der Mexikaner sich mit nichts so viel Mühe gibt wie mit der Schnapsbrennerei. Allerdings ist alter Mezcale kein übler Trank, aber vielleicht wäre es besser, wenn er schlechter wäre, denn sein scharfer Wohlgeschmack reizt die Leute zu übermässigem Genuss, welchen das Klima weder erheischt noch ungestraft erlaubt.

Der Eigenthümer war ein grösserer Ranchero, welcher vieles und schönes Vieh besass. Eine kleine Heerde war

zusammengetrieben worden, um eine Kuh auszulesen, die ins Joch gewöhnt werden sollte und eine andere zum Schlachten. Das strohige Gras, welches in den Cactushainen wächst, ist hier so gut wie in den dürren Mimosenwäldern von Tehuantepec ein verhältnissmässig gutes Viehfutter, jedenfalls, wie die Resultate zeigen, besser als die aufgeschwemmten übersaftigen Gewächse der feuchteren Urwälder. Es mag wohl sein, dass auch das Klima in den letzteren dem Vieh nicht so zuträglich ist, gerade wie den Menschen. Jedenfalls sah man hier schöne Exemplare von Rindern.

Der jungen Kuh wurde ein starker und langer Strick über den Kopf geworfen und mit vielen Verschlingungen um die Hörner gewunden, dann wurde sie so an einen Pfahl gebunden, dass der Kopf tief zur Erde gebeugt war. Sie schlug aus und scharrte den Boden, als wüsste sie, dass es sich hier um eine dauernde Beschränkung ihrer Freiheit handle. Dem Ochsen dagegen, der mit ihr das Joch theilen sollte, war das offenbar nichts Neues, er stand ruhig daneben, frass die Blätter von einer dornigen Hecke und liess sich dann ruhig mit der Kuh zusammenkoppeln. Mit Behutsamkeit wurde nun der Strick gelöst und die Kuh stürzte sich wie wüthend den Hügel herab, zerrte hin und her und würde den guten Ochsen mit ihren Hörnern getödtet haben, wenn sie nicht so kurz an denselben gefesselt gewesen wäre. Dieser ertrug dies wilde Gebahren mit grossem Gleichmuth und ein Reiter mit langem Stachelstock trieb das Paar endlich in den Fluss, wo schon nach einigen Minuten die Aufregung jenes Thieres nachliess. Auch unsere Maulthiere, die wir zur Seite hatten, beruhigten sich wieder, als das Paar ausser Sehweite war und wir setzten unseren Weg fort, welcher nun einige Meilen in dem Bett des Flusses hinaufführte, wobei der letztere ein paar Dutzend Mal überschritten werden musste.

Gegen Abend erreichten wir das Dorf Totolapa, welches in der dürresten, trockensten Gegend, auf dem Kies- und Sandboden einer Thalweitung gelegen ist. Von Bäumen ist nichts als ein Paar Mimosenhecken in seiner

Umgebung zu sehen, die Wege sind tiefer Sand und die Hecken und Unkräuter grau verstaubt. Dennoch ist es grüner anzusehen als manches andere Dorf in besserer Gegend, denn der Cactusreichthum dieses Thales hat sich bis in die Nähe der menschlichen Wohnstätten fühlbar gemacht und umgibt sie alle mit seinen hohen Säulen, welche dicht beisammen und in geraden Reihen stehen, so dass lebendige Palisaden gebildet werden, die besser als Mauern oder Zäune das schützen, was sie umgeben. Um solche Palisaden zu pflanzen, haut man einfach die entsprechende Zahl von Cactussäulen ab, macht ziemlich tiefe Gräben, setzt sie hinein und stampft die Erde, mit der man sie umgibt, damit der Sturm sie nicht umwirft. Am besten passen zu diesem Zweck diejenigen Cactusarten, welche einfach säulenartig aufwachsen, denn die, welche sich häufig verästeln, kann man natürlich nicht so dicht pflanzen. Diese Art Palisaden findet man in allen Dörfern der Umgegend von Oaxaca, die nicht gerade in den kühleren und bewaldeten Gebirgsregionen (etwa von 5000 Fuss an) gelegen sind und der Anblick, den dieselben mit ihren grünummauerten Gassen bieten, ist angenehm inmitten der Dürre und des Staubes. Diese haushohen, dichten Säulenreihen verhüllen die elenden Hütten und geben den Gassen gleichzeitig etwasGeregeltes, Sauberes und mit ihrem Grün etwas Lebhaftes. Gegenwärtig sprosst eine Fülle von grossen und schönen Blüthen aus jeder Säule. Ich zähle den Anblick, den die in dieser Weise umzäunten Strassen von Tlacolula an einem Sonntagmorgen boten, wo alles reingefegt und ruhig war, zu den angenehmsten Eindrücken, die ich von Dörfern oder Städten hier im Lande empfangen habe.

Von Totolapa nach Tlacolula, welches schon im berühmten Thale von Oaxaca liegt, hatte unser Weg noch über einige Bergabhänge geführt, welche denen ähnlich sind, die ich früher von dieser Reise beschrieben. Nun kamen wir auf die breite Ebene, welche dieses Thal bildet, eine Ebene, die man immer Hochebene nennen möchte, wenn wir nicht gewohnt wären, diesen Namen hier zu Lande grossartigeren Plateaubildungen beizulegen,

bei welchen der Thalcharakter mehr verwischt ist als hier. Nach Tlacolula hinab geht es Meilen und Meilen über flachwelligen, heissen, staubigen Felsboden weg und wenn der Weg nicht etwas mehr durch Reisende und Arriero's belebt wäre als im Gebirg, würde man sich wieder wüstenhaft angeweht fühlen, denn von Bodencultur ist wenig zu sehen und nur mit Verwunderung ist es, dass man da und dort ein niedriges, flachdachiges Viereck aus ungebranntem Lehm, ein Adobehaus, einen Rancho in irgend einer Bodensenkung, sich erheben sieht. Es muss also dort Wasser sein, für dessen Vorhandensein sonst in der Landschaft kein anderes Anzeichen spricht, als der tiefe Schatten auf den fernsten und höchsten Berggipfeln am westlichen Horizont, welcher wassernährenden Waldreichthum von dieser Ferne verkündet.

Am Wege ist kein anderer Schatten zu finden als unter den seltenen Perubäumen[26]), welche hoch und breit genug gewachsen sind; die meisten von ihnen sind klein und zerstreut. Aber etwa drei Leguas herwärts von Tlacolula steht ein sehr schöner Baum dieser Art vereinzelt am Wege. Man sieht ihn von Weitem und eilt ihn zu erreichen, denn dieser dichte Schatten wird wohlthun nach so heissem Ritt. Die Thiere freuen sich seiner so gut wie die Menschen, sie bleiben von selber stehen, sobald sie seinen Schatten erreicht haben. Arrieros mit zahlreichen Packthieren haben sich hier gleichfalls niedergelassen, denn es ist nicht weit vom Wege Wasser zu finden und wächst dürres Gras zum Futter. Sie machen Raum für uns mit der Höflichkeit, die bei ihnen Comment ist, und welche wohl schon in ältesten Zeiten, als sesshafte Menschen noch barbarisch grob waren, in den Reisenden durch die baare Nothwendigkeit entwickelt worden ist. Man kann auf einsamen Wegen oft bei aller Selbständigkeit der Hülfe seiner Mitmenschen nicht entbehren und selbst der naturwüchsige Selbständige sieht leicht ein, wie thöricht es wäre, in solcher Lage sich andere Menschen ungeneigt zu machen. Ich glaube kaum zu weit zu gehen, wenn ich meine, dass diese Gewöhnung an entgegenkommendes, hülfreiches Wesen von weitreichendem Einfluss auf den

Character der Reisenden in solchen wilden, wegarmen Ländern wie Mexico sein muss. Jeder, der reist, überzeugt sich von der Richtigkeit einer Behauptung, welche man öfters machen hört, dass die Arriero's zu den ehrlichsten und zuverlässigsten Menschen unter der niedrigeren Klasse der mexicanischen Bevölkerung gehören.

Kaum hatte ich ein Paar Worte mit den Arriero's gesprochen, als ein junger unbärtiger braunhaariger Mann, dem eine lange rothe Nase sehr überzwerch aus dem Gesichte ragte, auf mich zukam und mit wahrhaft mädchenhafter Sanftmuth, fast mit Unterwürfigkeit mich deutsch anredete. Er sagte, er käme mit diesen Leuten von Oaxaca und sein Reiseziel sei Tehuantepec; er sei ein geborener Hamburger, derzeit amerikanischer Bürger, und beziehe von den Vereinigten Staaten eine Pension für eine Verwundung an der Hand, die er im Rebellenkrieg empfangen habe; vor zwei und einem halben Monat sei er von Zacatecas, weit im Norden Mexicos, abgereist, habe die ganze Reise durchs Land über San Luis Potosi, Mexico und Puebla zu Fuss in Gesellschaft der Arrieros gemacht und wolle sich in Tehuantepec oder in dessen Umgebung, wo er einen Schullehrerposten zu erhalten hoffe, für die Dauer niederlassen. Auch wieder eine merkwürdige Existenz! Wir setzten uns unter den Baum und nachdem ich dem Wanderer einen Willkommenstrunk geboten, fuhr er fort, von seinen Erlebnissen und Plänen zu erzählen. Er hatte in der That eigenthümliche Ansichten. Er sagte, nun sei er allmählich von St. Louis, Missouri, bis hier herunter gereist, meist zu Fuss, habe oft Monate und einmal selbst ein Jahr sich in einzelnen Orten aufgehalten, wo er mit Sprachstunden sich wieder Reisegeld verdient habe. Er sei eigentlich instinktiv der Wärme nachgezogen und würde hier lieber unter Entbehrungen leben, als in den Staaten oder Deutschland noch einen Winter durchzumachen. Je weiter er komme, desto billiger finde er das Leben und in der Gegend von Tehuantepec hoffe er mit seiner Pension von 180 D. und den Paar hundert Pesos, welche er mit Unterricht verdienen werde, ein recht angenehmes Leben führen zu

können. „Sagen Sie selber, frug er mich, ob es für einen genügsamen Menschen ein besseres Land gibt als Südmexiko? Herrliches Klima, gute Leute, billiges Leben — das wünsche ich vor allem und finde es hier. Ich brauche für meine Lebsucht keinen Tag mehr als einen Realen (1/2 Mark) und kann zufrieden sein mit dem, was man mir dafür bietet.“ Er schilderte nun seine Lebensweise: Morgens nimmt er einen Topf voll Atole und Tortillas für 1 Quartillo (Atole ist ein dünnflüssiger Brei aus Maismehl, eine Art Kleister, der nicht übel schmeckt, wenn er, wie es in Tehuantepec üblich, mit Cacaoschalen gewürzt ist; ein Quartillo ist 12 Pf.); Mittags isst er Fleisch oder Fisch und wieder Tortillas für einen Medio (1/4 Mark) und Abends Bananen oder sonstige billige Früchte. Zur Kleidung hat er sich ein Paar alte Lederhosen von einem Arriero und eine leinene Jacke erworben, besitzt auch eine gute Serape zum Schutz gegen Regen und zum Zudecken in der Nacht. Ferner führte er einige Bücher mit. Mit Eifer frug er nach dem Preis der Hängematten in Tehuantepec und war entzückt, als ich ihm sagte, dass die besten nur zwei Pesos, die gewöhnlichen gar nur zwei Realen kosten. Er sagte, es fehle ihm nichts mehr als eine Hängematte, um sich recht wohl zu fühlen, weiter brauche er kein Mobiliar. Er frug ferner, ob es viele alte leere Häuser in Tehuantepec gebe und ich konnte zu seiner Freude auch diese Frage bejahen und hinzufügen, dass man ein ganzes Haus für 10 Pesos monatlich, ein saalartiges Zimmer für 2 Pesos miethen könne.

Nachdem wir gerastet, zogen wir nach entgegengesetzten Richtungen weiter. Es ist nicht selten, dass man solche merkwürdige Existenzen in Mexiko trifft. Wenn einer gescheid genug ist, um die Vortheile dieses paradiesischen Lebens zu erkennen, und geistesträg genug, um von der Cultur sich abwenden zu können und nichts weiter zu wünschen, ist er reif zum Mexikaner.

---

## VI.

(Die Palastruinen in Mitla. Gesammtplan. Ornamentirung. Allgemeiner Charakter. Sagenhafte Deutung. Bemerkungen.)

Oestlich von Tlacolula liegt am Fuss des Gebirges die Palast- und Tempelruine von Mitla. Der Weg führt durch dieselbe trockene aber wohlangebaute Landschaft, der wir im ganzen Thal von Oaxaca begegnen und nach dreistündigem Ritt setzt man über einen Fluss, der gegenwärtig fast wasserlos, durchschreitet das Dorf San Pablo de Mitla, das eines der grösseren in dieser Gegend ist, und sieht an dessen anderem Ende scharfwinklige, rechteckige Bauten vor sich auftauchen, die altersgrau, dachlos, breitgedehnt und niedrig wie sie sind, seltsam abstechen von der hohen, weissen Kirche und von der Kapelle, welche von umgebenden Höhen auf sie herabschauen.

Wir reiten direkt auf die Kirche zu, weil von derselben, als hochgelegenem Punkte eine vorzügliche Einsicht in das zunächst etwas verwirrende Ruinenfeld zu gewinnen sein wird; zweitens weil ein Brief mich dem Herrn Curaten empfiehlt, der dort oben wohnt und als Kenner und Conservator der schönen Ruine geschätzt wird. Oben angekommen, finden wir nur die blasse Haushälterin, welche bedauert, dass der Herr Pfarrer sich nach einem Kirchenfest in der Umgegend begeben habe, nichtsdestoweniger aber verspricht, mit einem frugalen Mittagsmahl Gastfreundschaft an uns üben zu wollen, und wir wenden, nach der körperlichen Seite hin versichert, nun die Blicke nach den Trümmern, die zu unseren Füssen liegen.

Soweit aus den erhaltenen und den halbzerstörten Resten hervorgeht, bestand dieser Palast aus vier verschiedenen Gebäudecomplexen, von denen indessen nur einer z. Th. gut erhalten ist. Derselbe besteht aus einem quadratischen Hofraum, an dessen vier Seiten je ein langes und schmales Gemach von vier Wänden eingeschlossen wurde; diese vier Gemächer umschlossen den Hofraum,

ohne ihn vollständig abzuschliessen, da sie Lücken zwischen einander lassen. Aus ihm führten drei Thore in jedes derselben. Das eine von diesen Gemächern, welches ganz erhalten ist, das nördliche, trägt einen kleineren nahezu quadratischen Anbau, welcher wiederum aus einem quadratischen Mittelraum besteht, den vier schmale und lange Gemächer umgeben. Eine Thür führt in jedes Gemach. Soweit man aus dem Nichtvorhandensein ähnlicher Reste an den andern Seiten schliessen kann, sind solche Anbauten an ihnen nicht angebracht gewesen. Die Beschaffenheit des Terrains unterstützt diese Meinung. In der östlichen Hälfte des grossen Hofraums ist eine kleine hügelartige Erhöhung zu sehen, deren Gipfel eine Vertiefung zeigt, als ob eine Säule, ein Opferstein oder ein Steinbild hier eingepflanzt gewesen sei. Von den übrigen Räumen sind nur die Fundamente und zerstreute Steinplatten der Bekleidung, an einigen Stellen aber selbst diese nicht mehr zu sehen.

Der Hofraum ist nicht ganz genau quadratisch und hat ca. 180 Fuss Seitenlänge. Jener wohlerhaltene Längsraum, der seine nördliche Seite abschliesst, wendet ihm eine fein ornamentirte Façade zu, aber sein Inneres, in welches drei Thore einführen, ist kahl. Der Fussboden ist in demselben mit unregelmässigen Steinplatten belegt, welche nach Art eines cyklopischen Mauerwerkes ohne kleine Schaltstücke und Mörtel ineinandergefügt sind, und sechs basis- und capitällose Säulen, einfache Steinwalzen, die sich nach oben etwas verjüngen, stehen in regelmässigen Abständen in einer Längsreihe in demselben. Die Mauern bestehen aus unregelmässigen und wenig oder gar nicht behauenen Felsstücken, welche, so gut es ging, aufeinandergeschichtet und durch einen Lehmmörtel verbunden wurden. Sie waren mit einem Kalkbewurf verkleidet, welcher durch Bolus an der Oberfläche rothgefärbt und fein abgeschliffen war.

Aus der rechten Ecke dieses Längsraumes führt ein Gang in den fünfgemachigen Anbau. Der Gang ist rechtwinklig, geknickt, dunkel, schmal und an beiden Eingängen so niedrig, dass man nur gebückt in ihn einzu-

treten vermag. Offenbar war dieser Gang nicht dazu bestimmt, von Vielen betreten zu werden. Aus ihm tritt man in den quadratischen Mittelraum des Anbaues, aus welchem wiederum vier Thüröffnungen in die vier Längsräume führen, welche denselben von allen Seiten einschliessen. An diesem Anbau sind nun von aussen und innen die Wände mit Ornamenten bedeckt, welche aus hartem, porphyrartigem Gestein mit grosser Präcision in Hochrelief herausgearbeitet sind. Dieselben beginnen in vier Fuss Höhe vom Boden. Unter ihnen findet man das Mauerwerk, welches auch hier aus unregelmässigen, wenig oder nicht behauenen Steinen besteht, die aufeinandergeschichtet und mit Lehmmörtel verbunden sind. Soweit dies Mauerwerk frei liegt, bedeckt es der rothe, geschliffene Kalkbewurf. Da aber die ornamentirten Steine keine Zwischenlagerungen von Mörtel haben, sondern genau ineinander passen, bilden sie, soweit sie reichen, eine vollkommen zusammenhängende Verkleidung dieses Mauerwerkes. Aussen und innen folgen drei Längsreihen Ornamente an diesen Wänden übereinander. Man sieht selten eine gebogene Linie an denselben, sondern die Motive laufen fast alle auf Staffel und Zickzack hinaus. In einer Reihe sind z. B. lauter rechteckige Steine verwendet, von denen jeder an der nach aussen gekehrten Seite eine wagrechte Raute in Hochrelief trägt und diese Steine sind in der Art zusammengefügt, dass stark erhabene Zickzacklinien entstehen, die sich aus Rauten zusammensetzen; in einer andern ragen einige Steine über die anderen hervor und bilden durch die Art ihrer Zusammenfügung Staffellinien; an einer dritten sind auf längeren Steinen einseitige Zickzacke oder sägenförmige Linien herausgearbeitet, und die Steine sind so gefügt, dass jene bald rechtwinklig, bald parallel zueinander stehen; man findet auch, dass drei erhabene Steine, die zusammen zwei rechte Winkel einschliessen, sich mit solchen Zickzacklinien verbinden, und der Mäander scheint hier und in anderen Combinationen von ähnlichem Charakter nahe zu liegen, wird aber nicht verwirklicht. Die Zahl der Combinationen ist gering. Die drei Längsreihen

sind nicht ganz gleich hoch, indem die oberste die schmälste und die mittlere die breiteste ist. Die beiden unteren sind nur durch die Verschiedenheiten der Ornamente gesondert, während zwischen den oberen und mittleren eine stark hervortretende Leiste von etwa zwei Zoll Dicke eingeschoben ist. An den Aussenseiten reicht die Ornamentation ebenfalls nicht bis auf den Grund herab und ist, während sie im Ganzen durchaus denselben Charakter bewahrt wie im Innern, kräftiger in den einzelnen Formen und schärfer in der Gliederung der drei Reihen, welche nicht blos durch breite Streifen glatter Steine getrennt sind, sondern auch in ihrer Längserstreckung durch Abwechselung der Ornamente in der Weise gegliedert erscheinen, dass in der Mitte andere Motive sich finden als an den beiden Seiten. Der untere, nicht ornamentirte Theil der Mauern war, nach Resten zu schliessen, mit breiten Steinplatten verkleidet, die schräg nach aussen vortraten, so dass das Haus mit senkrecht aufstrebenden Mauern erst von den ornamentirten Theilen an zu beginnen und bis dahin auf einem niedrigen gemauerten Hügel sich zu erheben schien. Die Kanten sowohl des Längsraumes als seines Anbaues sind durch sehr kräftig ausgearbeitete, cassettirte Steine markirt, und ebensolche heben an der Façade des letzteren die Thüreingänge hervor.

Vor der südwestlichen Seite dieser ausgedehnten Ruine stand einst, nach den noch erhöhten Fundamenten und einzelnen behauenen und ornamentirten Steinen zu urtheilen, ein ähnlicher Bau oder Bautencomplex. Aber es ist wenig von ihm erhalten. Interessant ist nur ein unterirdischer Raum, der aus einem längeren und einem rechtwinklig auf diesen stossenden kürzeren Gang besteht und wieder mit ornamentirten Steinen verkleidet ist. Hier allein traf man Bogenlinien auf den Ornamenten, die aber selten vorkommen und in ihrer unvollkommenen Ausführung den allgemeinen starren oder gefesselten Charakter derselben keineswegs mildern. Ich sehe auf den Zeichnungen in Humboldt's und Kingsboroughs Werken über mexikanische Alterthümer, die 1803 und

1806 angefertigt wurden, dass damals noch ausgedehnte Reste von diesem Palaste standen, dass dieselben grosse Aehnlichkeit mit den jetzt noch erhaltenen zeigten, und dass ihre Ornamente ebenfalls nicht selten gebogene Linien zeigten, aber im Ganzen doch denen des ersten Palastes ganz ähnlich waren. Zur Zeit als Humboldt und Duplaix diese Ruinen besuchten, waren auch noch Cedernbalken erhalten, die auf den sechs Säulen jenes langen Gemaches ruhten und Reste eines platten Daches trugen. Dies alles ist gegenwärtig nicht mehr vorhanden.

Reste eines dritten Palastes sind in den Umgebungen der Kirche erhalten und ist diese z. T. in dessen Gemäuer hineingebaut, von welchem selbst ornamentirte Stücke mehrerorts in den Mauern des Tempels zu sehen sind. In seiner Nähe findet man ferner noch undeutlichere Reste eines vierten Gebäudecomplexes, dessen Gestalt und Lage jedoch nur noch nach den Umrissen der Grundmauern abzuschätzen ist. Diese beiden scheinen nach einem Plan gebaut zu sein, welcher von dem der zwei erstgenannten Complexe verschieden war. Er ist nicht mehr mit voller Genauigkeit zu erkennen, aber man sieht doch sofort, dass hier keine einfachen Längsgemächer einen viereckigen Hofraum umgaben. Aus Duplaix's 1806 aufgenommenem Plan scheint hervorzugehen, dass je drei fünfgemachige Räume, die dem quadratischen Anbau des ersten Palastes ähnlich waren, in einer Reihe standen und so miteinander verbunden waren, dass man durch zahlreiche Thüren und Gänge vom ersten bis ins letzte Gemach gelangen konnte.

Auf den Bergen hinter Mitla fehlte es nicht an Ruinen einfacherer Art, welche sich bald als Befestigungen (Mauern und Wälle), bald als Häuser und Grabstätten darstellten. Sie sind einfach aus wenig behauenen Felssteinen und Lehmmörtel dickmauerig gebaut. Ich werde bei Besprechung anderer Reste zapotekischer Bauwerke auf dieselben zurückkommen.

Interessanter sind einzelne Skulpturwerke, die in der Umgegend von Mitla gefunden worden sind; sie wurden aber leider grösstentheils in's Ausland zerstreut, so dass

wir die meisten nur aus Beschreibungen oder Abbildungen kennen. Ich habe zu Oaxaca im Privatbesitz eines Sammlers einige schöne Götzenbilder mit jenen bekannten Fratzengesichtern gesehen, welche aus der Verzerrung der natürlichen Gesichtstheile zu geometrischen Linien und allerlei willkürlichen Ornamenten entstehen. Kleinere, rohere Nachahmungen dieser zum Theil sehr feinen Arbeiten findet man in Thon hier wie überall in der Nähe einstiger Tempelstätten. Ich glaube, dass es keine Berghöhe gibt, wo man denselben nicht begegnet. Ein Skulpturrest, den ich nicht zu deuten weiss, steht im Kirchhof zu Mitla: Es ist ein viereckiger Stein, der nach unten verbreitert und an der Oberseite ausgehöhlt ist und an den oberen vier Ecken roh ausgehauene Köpfe trägt, welche von eben so rohen Blattornamenten getragen zu werden scheinen.

Da die Zapoteken noch im fünfzehnten Jahrhundert diese ganze Gegend bewohnten und beherrschten und erst im Jahre 1494 der aztekischen Herrschaft unterworfen wurden, dürfte der ächt zapotekische Ursprung dieser Bauten keinem Zweifel unterliegen. Freilich stehen sie ihrer ganzen Anlage und Bauart nach allein, denn weder die Palastreste von Uxmal und Palenque in Yucatan, noch die Tempelreste von Cuernavaca, noch die Ruinen in der ächt zapotekischen Gegend von Tehuantepec zeigen auch nur entfernte Aehnlichkeit. Zusammen mit dem Dunkel, das über der ganzen Geschichte des begabten Zapotekenvolkes liegt, macht diese Einzigkeit des hervorragendsten Bauwerkes, das wir von demselben besitzen, jeden Schluss auf die Zeit der Entstehung, und selbst die Bestimmung dieser Bauten unmöglich. Die ältesten spanischen Chronisten theilen uns wohl die Ueberlieferung mit, dass die Ruinen von Mitla Reste von Trauerpalästen gewesen seien, welche über den Gräbern zapotekischer Fürsten errichtet seien, um den hohen Hinterbliebenen eine Zeit des Jahres, in der sie das Andenken der Todten feierten, würdige Wohnung zu bieten. Auch einer anderen Ueberlieferung, dass es Räume für die Priesterschaaren gewesen seien, welche für die todten Fürsten opferten und beteten,

wird schon in alten Geschichtswerken Erwähnung gethan. Aber es gibt keine besseren Quellen für die Behauptung als längstverklungene Sagen, und scheint es mir wahrscheinlich genug, dass die öde, wasserlose, fast wüste Umgebung der Ruinen und jener unterirdische reich ornamentirte Bau, dessen ich Erwähnung that, und den man, wenn man will, allerdings für eine Gruft ansehen kann, zu dieser Sage Anlass gegeben haben. In der That scheint die Lage Mitla's nicht von der Art zu sein, dass man Paläste hier bauen möchte, die fröhlichem Leben gewidmet sind. Wenn auch die Gegend nicht so reich an Schlangen und Skorpionen und so arm an erfreulicherem Thier- und Pflanzenleben ist, wie einige poetische Reisende uns glauben machen wollen, so ist sie doch eine der reizlosesten im alten Zapotekenland. Andererseits lagen diese Bauten in ihrer Umgebung befestigter Berge hier sicherer als in der Ebene von Oaxaca. Wollen wir ehrlich und vorsichtig sein, so lassen wir das Räthsel unberührt, das in dieser eigenthümlichen Lage so hervorragender Ruinen aufgegeben ist, denn wir müssen gestehen, dass wir zur Zeit kein anderes Mittel besitzen, es zu lösen, als unsere Phantasie. Anlage, Ausführung und Ornamentirung dieser Bauten zeigen einen Mangel an Sinn für strenge Regelmässigkeit und Symmetrie, eine Schwerfälligkeit und geringen Schönheitssinn in der Zusammenstellung schmückender Linien und Figuren und bei allem Fleiss ein Ungeschick in der Ausführung der letzteren, welche denselben ihren Platz in der Stufenreihe architektonischer Entwickelung weit unter den ältesten ägyptischen Bauten anweisen. Aber sie machen durch das von aller Ueberfüllung und Masslosigkeit ferne, eher arme Detail nicht den völlig unkünstlerischen, selbst abstossenden Eindruck yukatekischer oder selbst indischer Bauten. Wahre Schönheit wird freilich durch diese Einfachheit noch nicht erzeugt und es würde thöricht sein, wenn man, wie es geschehen ist, aus dem angenehmeren Eindruck, den dieselbe erzeugt, auf höhere künstlerische Bedeutung oder gar schon auf eine vorgeschrittene Culturstufe der Erbauer schliessen wollte. Im Grunde sind doch diese

einfachen, mehr geometrischen Ornamente mit nicht viel mehr Geschmack verwerthet als dort die Schnörkel und Fratzen, die Alles überwuchern; der geringe Fortschritt aber, welchen man zu bemerken glaubt, wird mit bedeutend grösserer Wahrscheinlichkeit auf einen begabteren Baumeister als auf eine höhere Culturstufe des ganzen Volkes zu beziehen sein. Denn so wenig Beweise wir von dieser haben, so gewiss ist es, dass der künstlerische Genius selbst im niedrigsten und gedrücktesten Volke ruht. Wo alle andere Gesittung fehlt, sprüht er noch Funken, und wenn es auch nur die Hand des Tätowirer's ist, die er leitet, so ist selbst in deren Schaffen der Keim höherer Entwickelung oft nicht zu verkennen.

---

## VII.

(Landstrassengeschichten. Ein Reise-Parasit. Erfreuliche Gesellschaft. Spanier und Mestizen. Der Riesenbaum S. Maria del Tule.)

Es herrschte ungewohnte Anfregung unter den Reisenden, die uns begegneten, meist Indianer aus dem nahen Gebirge, die von dem üblichen Sonntagsbesuche aus der Stadt zurückkehrten. Viele waren wie gewöhnlich schwer betrunken. Drei von ihnen waren der kleinen Baarschaft beraubt worden, welche sie mit sich geführt, und die Räuber waren entkommen. Schon kam eine Patrouille von acht bewaffneten Bauern im kurzen Trab daher; war es auch zu spät, die Missethäter einzufangen, so konnten sie doch weiteren Unthaten vorbeugen. Auch Berittene hatten sich schon aufgemacht. Hinter uns kam ein altes Bäuerlein gekeucht, auch ein Indianer, und bat, wir möchten etwas langsamer reiten, damit er mit uns Schritt halten könne; er fürchte sich, allein zu gehen, da noch immer Betrunkene aus der Stadt kämen und wir die Patrouille sowie die Berittenen von der Miliz schon hinter uns gelassen hätten. Er habe vier Pesos bei sich,

sagte er auf mein Befragen, die er in Tlacolula für Wolle gelöst habe; dazu habe er noch die Provisionen gekauft, die er in seinem Tragkorb mit sich führte; nehme man ihm das, so sei er für das ganze Jahr ruinirt. Wir ritten jetzt ungefähr eine kleine Meile in der Stunde und er kam uns in seinem Laufschritt nicht von der Seite. Es erstaunte mich, wie der alte Mann lief, und ich frug ihn, wie alt er sei. „Als Santa Anna kam, war ich vierzehn, antwortete er, und jetzt werde ich in den Vierzigern sein." Er war schwer zu überzeugen, dass er nach dieser Berechnung schon bei Anfangs sechzig stehen müsse. Man sah ihm übrigens dies Alter an. Er hatte also über zwanzig Jahre weggelebt, ohne es zu wissen, und der Glückliche meinte, sie lägen noch vor ihm. Das Glück der Idyllen ist nicht immer Illusion!

Im nächsten Dorfe erwartete uns eine neue Aufregung, denn von ferne hörte man drei starke Pistolenschüsse, Pferdetritte und Geschrei. Es war schon so dunkel, dass man nicht in die Ferne sah. Mein Führer meinte schon, es sei eine neue Räuberverfolgung, es war aber hart vor dem Dorfe, dessen Lichter schon nahe waren, und die Meute brauste mit Geschrei querfeldein. Wir ritten scharf zu und erfuhren bald von Berittenen, die aus dem Dorfe kamen, dass ein wüthender Hund, der seit einigen Tagen die Gegend unsicher mache, gegen Abend ins Dorf gekommen, angeschossen und verfolgt worden sei. Wir hatten keinen Grund, uns weiter zu beunruhigen, sondern suchten ruhig unser Quartier und besuchten noch spät die nahegelegene Kirche, wo eine ländliche Blechmusik die melancholischen Choräle einer Todtenmesse spielte, zahlreiche Andächtige weinten und sangen.

Kurze Zeit, nachdem wir ins Quartier eingerückt waren, kam ein junger Mann an, ein Halbindianer, der von San Carlos an denselben Weg wie wir und beständig mit denselben Ruhepunkten gemacht hatte. Es kam mir vor, als ob er unseren Spuren folgte, denn wo wir auch unser Frühstück oder Mittagsmahl einnehmen mochten, überall war er zeitig genug zur Stelle, um sich den Kaffeesatz oder ein Stückchen Chocolade von unserem Vorrath

zu erbitten. Er trug eine ziemlich schwere Last mit dem Stirn- und Brustband wie die Indianer, aber wenn er ins Quartier kam, steckte er sein Hemd, das er auf dem Marsche wie eine Blouse trug, in die Hosen, gürtete eine rothe Schärpe um und setzte einen Sombrero auf. Das sollte fein sein, denn er wollte nicht für einen gemeinen Lastträger oder Boten gehalten werden. Mich ärgerte die kriechende Manier, mit der dieser Geselle sich an mich andrängte und die Hartnäckigkeit, mit der er sich an uns anschloss. Heute fand ich nun zu meinem Missvergnügen, dass dieser Parasit in ganz ausgiebiger Weise von dem Bisschen Mundvorrath lebte, das ich von Tehuantepec mitgenommen. Caffee, Chocolate, Zucker und Branntwein — Dinge, die ich kaum berührt hatte, waren unbegreiflich zusammengeschmolzen und als ich den Diener frug, wie das komme, gestand er offen, dass er seinem *Compadre* (Gevatter), unserem hartnäckigen Begleiter, der ein armer Teufel sei, dann und wann einiges von diesen Sachen gegeben habe, weil er meinte, wir würden doch nicht alles verbrauchen, bevor wir nach Oaxaca kamen. Den Diener selbst kannte ich als einen ehrlichen und gutmüthigen Menschen, weshalb ich ihm blos einen leichten Verweis gab, während ich den Parasiten, der sich bereits wieder zum Stutzer metamorphosirt hatte, den Text aus einer anderen Tonart las. Ich bekam ihn von da an nicht mehr zu Gesicht. Man kann jedem empfehlen, der in Mexiko zu reisen oder zu leben gedenkt, dass er ein aufmerksames Auge auf die Freunde und Verwandten seiner Diener behält, denn wenn diese selbst auch ehrlich sind, thun sie doch so manches Jenen zu lieb. Die Verwandtschaften und Gevatterschaften hängen wie Kletten zusammen.

Eine andere Freundschaft meines werthen Desiderio kam mir angenehmer vor. Er hatte hier eine Base wohnen, bei der er bei unserem Ausritt vorsprach, um zu fragen, ob sie nicht eine Bestellung in Oaxaca zu machen habe. Statt einer Botschaft nahm er sie selber unter seinen Schutz, denn da sie von unserer Ankunft erfahren hatte, benützte sie die Gelegenheit, um in Gesell-

schaft nach Oaxaca zu reisen, wo sie Waaren für ihr Kaufládchen, ihre Tienda, kaufen wollte. Im braunkattunenen langen Reisekleid, den breiten Sombrero auf dem Kopfe und die Reitpeitsche im Gürtel, sass sie vor der Thüre und wartete auf uns. Es war mir eine ansprechende Erscheinung. Ein regelmässiges, gesundes Gesicht, hellbraune, intelligente Augen, eine Gestalt, die zu hoch gewesen wäre, wenn nicht eine frauenhafte Fülle die Glieder abgerundet hätte. Was mich an ihr erfreute, lehrte mich, dass ich lange etwas Erfreuliches nicht gesehen: Ein mildes, ächtweibliches und nicht geistloses Gesicht. In den Vereinigten Staaten oder in Europa wäre ich achtlos an ihr vorübergegangen, aber hier, wo in fast allen Gesichtern die Sinnlichkeit in schöner oder abstossender Gestalt vorherrscht, zieht jede Spur höherer Vergeistigung fast magnetisch an. Sie schwang sich auf ihr Eselein, das an jeder Seite einen leeren Korb trug, nahm ein Mädchen, ihr ältestes, das zwei Jahre zählen mochte, in die Arme und trieb das Thier an, das trotz seiner kurzen Beine ganz gut mit unseren Thieren Schritt hielt. Nun fehlte es nicht an Unterhaltung, in der die junge Frau sich mit Verstand und Grazie bewegte. Einige etwas derbe Scherze, die sich Desiderio erlaubte, parirte sie in der heitersten Weise. Ich erfuhr dabei, dass sie in dessen Hause aufgewachsen sei, als er noch löblicher Thorschreiber von Oajaca war. In ihren Adern floss nur spanisches Blut, während ihr Vetter eine Indianerin zur Mutter hatte. Es war interessant, die Züge zu beobachten, die Beide so scharf von einander schieden. Sie war vom besten spanischen Schlag, und er ein gewöhnlicher Mestize, sie schön, gescheit, graziös, er hässlich, beschränkt und dieser Unterschied, den man hier zu Lande so viele Gelegenheit hat, wahrzunehmen, lässt sich im Allgemeinen dahin präcisiren, dass in den europäischen Formen etwas Gestrecktes, Schlankes und im Gesicht eine Vergeistigung vorherrscht, die dem Mestizen fast ebenso sehr fehlt, wie dem Indianer; aber im Mestizengesicht erzeugt die Mischung europäischer und indianischer Züge meistens eine grössere Hässlichkeit, als sie im reinindianischen zu

beobachten ist, wo die groben und rohen Züge wenigstens zueinander stimmen.

Schon nach vier Leguas mussten wir uns von der liebenswürdigen Gefährtin trennen, da wir den grossen Baum in Sa. Maria Tule ansehen wollten und sie es eiliger hatte als wir. Sie schloss sich einigen anderen Frauen an, die zur Stadt ritten und wir bogen nach herzlichem Abschied links ab und ritten auf die Kirche zu, die etwas vom Dorfe entfernt ist. In der baumreichen, wohlbehäbigen Umgebung dieses Indianerdorfes steht ein wunderbares Riesengeschöpf der Pflanzenwelt, wie es wenige gibt. Es ist ein mächtiger, alter Cedernbaum aus dem Geschlecht Taxodium. Sein Artname ist *Taxodium mexicanum* und sein volksthümlicher Name in der Indianersprache *Ahuetl*. Er steht im ummauerten Cimeterio oder Kirchhof der Kirche von Sa. Maria de Tule. Seine Höhe ist nicht merkwürdig, aber die Dicke seines Stammes, die Breite und der Astreichthum seiner Krone und nicht am wenigsten auch sein kräftiges Wachsthum bei solcher Ausdehnung und so hohem Alter sind erstaunlich. Fünf Fuss über dem Boden hat der Stamm, dessen Durchschnitt nicht kreisrund, sondern spitzoval ist, fünfundneunzig Fuss Umfang. Das Wurzelwerk dringt weithin aus dem Boden und bildet der mächtigen Säule des Stammes eine breite Basis, wie sie ihr gebührt. Die Taxodien neigen alle zu sogenannten flügelartigen Ausbreitungen des Stammes von den Wurzeln herauf, und auch hier nehmen wir diese wahr, und sie gewinnen eine besondere Bedeutung, weil die Aeste schon tief ansetzen und aus diesen weit hervortretenden Kanten des Stammes, wie die Bogen eines architektonischen Pfeilers aus den Palstäben zu entspringen scheinen. Dies vermittelt das überüppige Astwerk mit dem Stamme aufs allerbeste. Die Rinde des Stammes ist die faserige, wie sie vielen, ja den meisten Bäumen aus diesem Geschlechte eigen; also keine schwere Hülle wie bei der Eiche oder Linde, sondern gleichsam nur eine durchscheinende Verkleidung, die mehr aus äusserlicher Abfaserung des Holzkerns als aus wirklicher Bast- und Borkenbildung hervorgegangen zu sein scheint. Steht

man unter dem Baum und schaut in seine Krone hinauf, so macht die Menge der vielverschlungenen Aeste und der Zweige, die sich an ihren äussersten Enden immer etwas herabneigen, einen verwirrenden Eindruck. Es scheint ein kleiner Wald diesem Stamme zu entsprossen. Aber im Gesammtumriss bildet das Astwerk wieder eine regelmässige Figur, denn während die mittleren Aeste aufwärtsstreben, sind die äusseren und unteren mehr nach aussen und unten gerichtet und es entsteht so eine Form, die dem Aehrenende einer reichen Garbe gleicht, wo die Fülle der schweren Aehren sich allerseits herabneigt und doch im Inneren wieder zusammengehalten ist. Das Laub ist wie bei allen Taxodien weder ganz blatt- noch ganz nadelartig; es bildet kleine Fiederchen schmaler, zarter, saftiggrüner Blättchen. In einiger Entfernung tritt aber sein Grün gegen das Grau der Aeste und Zweige zurück, weswegen der Krone dieses Baumes derselbe graulichgrüne Ton eigen ist, den man in den Taxodienwäldern des Mississippithales findet.

Es ist das Schöne an diesem Baum, wie sich das Seltsame oder Phantastische zum Grossartigen fügt. Viele Aeste und zwar alle grösseren, sind nicht rund, sondern abgeplattet und oft noch etwas gedreht, so dass ihr kantiger Verlauf manche scharfe und kecke Linie in die Krone zeichnet. Manche sind wieder verschmolzen, nachdem sie auseinandergestrebt waren und knorrige Auswüchse sind häufig. Indem die Hauptäste wie Palstäbe an dem Stamme bis zur Wurzel herab sich ausprägen, scheint es fast, als ob ihr mächtiges Auseinanderstreben denselben zerklüftet, auseinandergezogen habe. Das ist aber nur ein Schein, und ebensowenig ist die hierauf begründete Meinung anzuerkennen, dass er aus verschmelzendem Zusammenwachsen mehrerer Baumindividuen entstanden.

Höchlichst freute mich das kräftige Leben des Greisen und Riesen. Man sieht keine ernstliche Beschädigung, wie sie soviele californischen Riesencedern entstellt. Namen die vor zwei Jahren eingeschnitten wurden, hat er schon mit daumdicken Wülsten umwallt und was

vor zehn Jahren eingegraben wurde, ist schon fast zur Unkenntlichkeit überwachsen. Natürlich ist auf diese Art auch der Namen Alexander von Humboldt unsichtbar geworden, der in grossen Lettern eingegraben gewesen sein soll. Unberühmtere haben mit richtigem Instinkt besser für ihren Nachruhm gesorgt, indem sie in Höhen die bloss mit Leitern zu erreichen sind, ihre werthen Namen nebst banalen Gedanken auf dem entsprechendsten Stoffe, nämlich auf Blech, verewigt und mit starken Schrauben befestigt haben.

Der Baum stand in Blüthe als wir ihn sahen und streute reichlichen Blüthenstaub aus seinen goldgelben Kätzchen rings umher. Es war ein schöner Anblick. Kein Zweig war ohne Blüthe. Wer erwartete solche Lebenskraft in dem Alten!

---

## VIII.

(Das Thal von Oaxaca. Seine Erzeugnisse. Rückgang der Stadt Oaxaca. Verschiedene Gründe für denselben. Ihre Entlegenheit von der Verkehrsstrasse.)

Ich habe auf der Hochebene, die nächsten Umgebungen von Mexiko ausgenommen, noch keine Gegend gesehen, die einen so civilisirten und daher freundlichen, wohlthuenden Eindruck macht, wie das Thal von Oaxaca. So lang und breit es ist — 17 Leguas von Osten nach Westen und 14 von Norden nach Süden — trägt es Dörfer, Höfe, Aecker, Weiden und Gärten mit keinen anderen Unterbrechungen als denen, die eine stellenweis hervortretende steinige Beschaffenheit des Bodens bedingt. Es umschliesst zahlreiche grössere Ortschaften und seine Einwohnerzahl wurde im Jahre 1875 auf 140,000 geschätzt. Gegenwärtig herrscht, der Jahreszeit entsprechend, Trockenheit im Lande und nur die Weizen- und Kleefelder (man baut hier den sogen. blauen oder Luzernklee unter dem Namen Alfalva), sowie die Baumgärten, welche die Dörfer umgeben, stehen grün; alles andere Land ist braun und ebenso sind die Berge, die es umschliessen, von denen

nur die höchsten an Kamm und Gipfeln Wälder tragen. Aber wenn man dieses weite wellige Stück Hochebene überschaut, sieht man dunkelgrüne Baummassen, wie Parke da und dort, dicht beisammen; dies sind die Dörfer, deren niedrige Hütten bei solchem Ueberblick hinter den hohen Cactuszäunen und unter dem Schatten der Eschen und Pfefferbäume in ihren Strassen, und der Wallnussbäume, Anonen und Aguacaten, die in ihren Gärten stehen, ganz verschwinden. Die Weizenfelder sehen zum Theil ganz rosenroth aus von einem Unkraut, einer rothblühenden Crucifere aus dem Rettichgeschlecht, welche hier häufiger ist als Rahde, Wicke oder Kornblume bei uns. Auf den Brachäckern steht die weiss- und gelbblühende Argemone, ein stachliges Kraut, das zum Geschlecht des Mohns gehört, so dicht, dass man von Weitem einen sehr üppigen Kartoffelacker in voller Blüthe zu sehen vermeint. Die rechte Zeit des Klees ist jetzt, er steht fusshoch und sehr dicht; wo er geschnitten ist, kehrt er uns eine grüne Wand zu und seine blauvioletten Blüthenköpfe stimmen gut zum dunkeln Grün seiner Blätter. Diese Aecker und die Dörfer rufen liebe Erinnerungen an heimathliche Scenen wach. Aber nach Mexiko versetzte uns alsbald wieder ein Stück Land, das mit den graugrünen stachelblättrigen Agaven, dem nützlichen Maguey bepflanzt ist, oder eine Banane, die ihre grossen, zerschlitzten Blätter aus dem Blätterdickicht eines Baumgartens reckt, oder — und das wird am häufigsten sein — eine jener Cactusgruppen, die phantastisch starr, wie sie sich darzubieten pflegen, dem europäisch gewohnten Auge die allerfremdartigste Erscheinung in allen Ansichten dieser Gegenden sind.

Ich freue mich, dass ich dem Leser einen kleinen Bericht über die Natur und die Producte dieses Thales vorlegen kann, welcher mit der Liebe verfasst ist, die auch dem Fremden, an den vielleicht etwas zu wohlwollenden Aeusserungen wohl thut, welche Landesangehörige über ihre Heimath von sich geben. Es ist einem seltenen Büchlein entnommen, das ein *„hijo de Oaxaca"*, sichtlich ein gutmeinender und gewissenhafter Mann, im Jahre 1818

schrieb und das 43 Jahre später in Druck gegeben wurde. Es passt in dem, was ich hier wiedergebe, noch ganz auf die heutigen Zustände und ist daneben interessant als charakteristischer Typus der einheimischen Ortsbeschreibungen.

Er sagte unter Anderem Folgendes: „Der Himmel pflegt sehr rein und wolkenlos zu sein und das Klima in diesem Thale ausgezeichnet, weil Hitze und Kälte gemildert sind, so dass sie sich nur in der Höhe der beiden Jahreszeiten (d. h. Sommer und Winter) sehr bemerklich machen. So ist das Gewöhnliche hier die Mitte zwischen den beiden Extremen, woraus, bestimmt ausgedrückt, ein gemässigtes Klima entsteht. Der vorherrschende Wind, eine milde Ostbrise, ist immer angenehm. Da der Boden trocken ist, so schaden die Häuser, wiewohl der Mehrzahl nach niedrig gebaut, durch keine Feuchtigkeit der Gesundheit. In dem Thal gibt es keine Frucht, die nicht den Anbau reichlich lohnt. Mais und Frijoles (schwarze Bohnen) geben die allgemeinsten Nahrungsmittel; der Weizen, der bei der zweiten Ernte gelb wird, wenn man auch zuerst weissen gesäet hat, die Erbsen (Kichererbsen), weissen Bohnen und Knoblauch, werden in Fülle erzeugt. Pfirsiche, Aprikosen, Trauben, Aepfel, Quitten, Anonen, Chirimoya's, Cedro's, Papaya's, süsse und sauere Apfelsinen, gemeine und Königscitronen, von Zapotes die sehr grossen, mittleren und kleinen Arten (und einige mit braunem Fleisch, die äusserst wohlschmeckend sind), die Jicama's, die gelben, rothen und braunen Camotes, die Aguacate's oder Alligatorbirnen, Kürbisse von vier- oder fünferlei Arten, Yucawurzeln oder Cuacamotes, mexikanische Wallnüsse, — dies alles sind Früchte des Thales von Oaxaca und zudem manche andere, die nicht so nennenswerth[1]). Grana oder Cochenille wird erzeugt, wo immer man sie ansäet. Von Gartenfrüchten kommt Alles fort, was ein Mensch nur wünschen mag: Zwiebeln, Knoblauch, Rüben, Rothrüben, Möhren, Lattichsalat von drei Klassen: grosser, der etwas bitter schmeckt, mittlerer, der sehr gut ist, und der kleine,

[1]) Vgl. o. S. 118 u. Anm. 11.

den man Romanita nennt, ferner Sellerie- und Gewürzpflanzen — kurzum, wie gesagt, was Einer wünschen mag. Von grossen Nelken bringt man (ohne Uebertreibung gesagt) Ladungen auf den Markt und das Gleiche kann man von der kleinen (Pfingstnelke?) sagen; gleichfalls kommen unzählige Zweige verschiedener Lilien vom herrlichsten Wohlgeruch und verschiedenen Farben, und ebenso Jasmine; die chinesischen, oder wie man sie anderwärts nennt, Alexandriarosen sind in solcher Verschiedenheit der Farben vorhanden, dass man sie weiss, rosenroth in allen Graden, von der Farbe des Ochsenblutes, roth und weiss, gemischte, die man hier *azotadas* nennt, und wer weiss in noch wie manchen verschiedenen und gemischten Farben hat. Von Nelken werden die weissen und gelben besonders geschätzt. *Rosa de Castilla* finden sich ohne Zahl. Ueberhaupt, von Blumen mangelt nichts, als vielleicht eine oder die andere, auf die man nicht aufmerksam geworden ist, oder die aus Zufall nicht vorhanden ist, wie z. B. die Tulpe, die schon aufgegangen war, als Mangel an Sorgfalt sie wieder tödtete und von der sich seitdem kein Saamen mehr hat verschaffen lassen. Was von Blumen im Frühling die Felder schmückt, kann man gar nicht sagen, aber für einen Naturforscher wären sie, nach langen Beobachtungen und Beschreibungen der Stoff zu einem grossen Werke, welches er nicht anders als mit dem Spruche schliessen müsste: Benedicamus patrem et filium cum Sancto Spiritu. Laudemus et super exaltemus eum, in saecula. — Der Jäger findet zahlreiche Kaninchen und Hasen, aber andere grosse Thiere sind selten wegen des Ackerbaues; aber so wie man in die nahen Gebirge kommt, wird Hirsch und anderes Wildpret häufig. Vom Geflügel sind Tauben zu nennen, spanische sowohl als einheimische, und von letzteren hat man grössere, welche gut zu essen sind, und kleinere, die Federn wie von gefälteter Seide im Flügel haben; letztere zähmt man sehr leicht, hält sie aber in Käfigen, weil die Katzen sie gern fressen."

Dieser Bericht kann wie gesagt noch heute als richtig bezeichnet werden, denn das Land schreitet so langsam fort, dass selbst dieses letztvergangene bewegteste Halb-

jahrhundert der mexikanischen Geschichte an einem solchen abgelegenen Staate wie Oaxaca vorbeiging, ohne bedeutende neue Entwickelungen anzuregen. Ich glaube zum Beispiel, dass selbst im Gebiet der Blumenzucht hier noch derselbe Zustand herrscht, den in dem obigen Bericht der „Sohn Oaxaca's" beschreibt; wenigstens wüsste ich aus eigener Anschauung nichts Nennenswerthes seinem Verzeichnisse zuzufügen. Wie viel Neues haben dagegen selbst in unsere Bauerngärtlein diese letzten Jahrzehnte mit ihrem gesteigerten Verkehr und Unterricht gebracht!

Die Spuren, die die Ereignisse eines halben Jahrhunderts hier hinterlassen haben, führen denn fast nur auf Verfall und Verwüstung zurück. Das Aufstreben anderer Länder hat diese hier bei all' ihrem natürlichen Reichthum verarmen lassen, und die Bürgerkriege haben hier mancherorts so schlimm gehaust, wie in Deutschland einst der dreissigjährige unglückseligen Andenkens. Die Stadt Oaxaca kann diese Spuren am wenigsten verbergen. Sie ist eine der reichsten Städte von Mexiko gewesen, bewahrt noch immer die Erinnerungen an diese bessere Zeit und macht in ihren inneren Theilen, besonders der hallenumgebenen Plaza und der Alameda mit ihren hohen schönen Eschenbäumen, einen nobeln Eindruck. Aber es stehen hunderte von Häusern leer und zerfallen mit sammt den Klöstern, aus denen hier wie überall in Mexiko die Geistlichen vertrieben worden sind. Die Bevölkerung soll in nicht mehr als fünfzehn Jahren von 24,000 auf 16,000 herabgegangen sein. Die letztere Zahl wird mir als die angegeben, welche gegenwärtig als die richtige bezeichnet werden kann. Als Ursachen des Rückgangs hört man mehrere nennen. In erster Reihe wird der Stillstand der Bergwerksindustrie angeführt, den die Austreibung der Spanier im Jahre 1825 zuerst erzeugte, dann der Rückgang der Cochenillezucht, den die Einführung dieser Cultur auf den canarischen Inseln und die Erfindung der Anilinfarben erzeugt hat, ferner die Abgelegenheit von den Verkehrsstrassen. Oaxaca konnte noch vor einigen Jahren von allen Seiten nur zu Pferde erreicht werden, und selbst jetzt geht nur ein Privatwagen in

grösseren Zwischenräumen nach Tehuacan. Diesem Fuhrwerk ziehen selbst Damen das Reisen zu Pferde vor. Man hat drei Tage zu reiten, bis man die nächste Station der Eilwägen, der *Diligencias generales*, in Tecomovaca erreicht, von wo man dann in zwei Tagen nach Puebla oder zu der Eisenbahnstation Bocca del Monte bei Orizaba gelangen kann. Einem Europäer scheint es nun freilich kein grosser Unterschied, ob man zu Pferd oder in dem vorsündfluthlichen Rumpelkasten der Diligencia reist, denn für ihn gehören beide Reiseweisen so ziemlich auf dieselbe niedrige Stufe. Thatsächlich besteht aber doch ein bedeutender Unterschied, denn mit den Diligencias kommt man doch immer doppelt so rasch vom Flecke wie zu Pferde und wenn auch das Reiten vielen Leuten angenehmer ist als das unglaublich schlechte Fahren in jenen gräulichen Vehikeln, so entschliesst man sich doch, ganz abgesehen von der Zeitersparniss, immerhin leichter zu einem solchen passiven und geselligen Reisen als zum Reisen zu Pferde, das manche Vorbereitungen, einen gesunden Körper, viel Aufmerksamkeit und Sorge für die Thiere, sowie die Fähigkeit erheischt, beim einsamen Dahintraben und Nachtlagern, sowie bei Entbehrungen mancher Art den Humor nicht so leicht zu verlieren. Die Leute haben sich hier zu Lande am Ende so an das Reisen in den Diligencia's und auf den schlechten Wegen gewöhnt, dass sie eine sechstägige Reise, wie etwa die von Mexiko nach Guadalajara oder Leon als eine verhältnissmässig unbedeutende Sache betrachten. Selbst zwischen dem öden Morelia und Mexiko laufen dreimal in der Woche Diligencia's, die meistens gut besetzt sind, während man in Oajaca, das sammt seiner Umgebung doch noch immer wohlhabender und thätiger ist, sich zehnmal besinnt, ehe man eine Reise antritt. Uebrigens ist gegenwärtig eine Fahrstrasse von Tehuacan nach Oajaca im Bau, die in einigen Jahren vollendet sein und dann eine der besten und gleichzeitig pittoreskesten Strassen der Republik darstellen wird. Bis dahin gehen die Paar Producte dieser Gegend auf Lastthieren entweder nach Veracruz (sechs bis acht Tage) oder nach Puerto

S. Angel an der pacifischen Küste (fünf bis sieben Tage), wo alle Paar Wochen ein Dampfer der californischen Linie anlegt. Die Waaren zum Consum für Oajaca und Umgebung kommen in derselben Weise theils von Veracruz theils von Mexiko. Was der Transport auf diesen Wegen kostet, mag man daraus entnehmen, dass einer meiner Bekannten in runder Summe 1000 Thaler zu zahlen hatte, um eine kleine Dampfmaschine von Puerto S. Angel nach Oajaca bringen zu lassen. Für 100 Kilogramm zahlt man den Arriero's durchschnittlich pro Tag einen Peso.

Ein weiterer Grund, den mir ein intelligenter Landsmann ganz ernsthaft für die Abnahme der Bevölkerung von Oajaca angab, sollte in der Anziehungskraft liegen, welche zu seiner Zeit Benito Juarez, der ein „*Oajaceño*", ein Indianer zapotekischen Stammes aus dem nahen Gebirge war, auf seine verarmten und daher ämtersüchtigen Landsleute ausgeübt habe. Er habe eine Menge Männer aus Stadt und Staat Oajaca in das Beamtenheer der Republik eingereiht und dadurch sei die Beamtenlaufbahn hier so populär geworden, dass zahlreiche Familien, deren männliche Glieder sich derselben widmeten oder ihr nachstrebten, nach der Hauptstadt oder anderen Städten der Republik verzogen seien. Die Oajaceño's, die zu Hause geblieben sind, zweifeln nicht, dass dies mit eine Ursache der Entvölkerung ihrer Stadt gewesen sei, und ich gebe diese Meinung hier wieder, wiewohl ich vermuthe, dass die guten Leute stark übertreiben.

Bei alledem ist Oajaca noch immer eine hübsche und ziemlich belebte Stadt. Sie hat nicht allzuenge Strassen, einige ansehnliche Kirchen, unter denen die Kathedrale als eine der schönsten des Landes hervorragt, und eine Plaza, die mit den schönsten Eschenbäumen bepflanzt ist, welche ich in Mexiko gesehen habe. Und bei aller nicht zu läugnenden Verarmung bleibt doch immer das Thal von Oajaca einer der fruchtbarsten und bestbebauten Theile des ganzen Landes und hilft wenigstens einen mässigen Wohlstand und Verkehr hier erhalten.

Man muss zu den Schönheiten auch das Klima zählen, das trocken und mässig warm ist und aller Orten als sehr

gesund gerühmt wird. Wiewohl die regelmässige Regenzeit vom Mai bis November scharf begränzt ist, so dass ausserhalb derselben nur dann und wann eine geringe Feuchtigkeit fällt, welche zwischen Nebel und feinem Sprühregen mitten inne steht (*aqua de nieve* nennt man sie hier), so lässt doch die Nachbarschaft der höheren Gebirge mit ihren Wäldern und beständigen Nebel- und Thauniederschlägen das Klima nie so austrocknend werden, wie es in den niedriger gelegenen Regionen der Fall, und auch die Bäche haben immer Wasser genug, wie denn der Fluss, welcher bei Tehuantepec ins Meer fällt, sammt seinen bedeutenderen Nebenflüssen in dem Gebirge bei Oaxaca seine Quelle hat. Ohne ihn würde das dürre Gebirgsland, welches wir auf dem Weg von Tehuantepec nach Oaxaca durchschnitten haben, einer Wüste noch näher stehen, als es ohnedies schon der Fall.

---

## IX.

(Eine mexikanische Besprechung des „*Instituto de Oajaca*").

Oajaca besitzt, wie jede grössere Stadt in Mexiko, sein Institut, seine kleine Universität, Akademie oder wie man es nennen will. Es ist ein Conglomerat von Anstalten für den höheren Unterricht und die allgemeine Bildung und als Kern ist einerseits die gewöhnliche Mittelschule, das Collegio des Ortes, andererseits die Bibliothek zu betrachten, welche nach Aufhebung der Klöster weite Räume des Instituto füllt. Ich komme auf den allgemeinen Charakter dieser Art Bildungscentren bei demnächstiger Besprechung des Unterrichtswesens zurück und erlaube mir einstweilen hier einige Auszüge aus einem sehr charakteristischen Aufsatz über das „*Instituto de Oajaca*" einzufügen, welchen der geschätzte Feuilletonist José P. Nicoli jüngsthin in seinen Erinnerungen an Oajaca veröffentlicht hat.

„Die moralische Wiedergeburt der Gesellschaft von Oajaca verdankt man diesem *Instituto de ciencias y artes*.

Es ist jetzt ein halbes Jahrhundert vergangen, dass es einem neugeborenen Kinde gleich, die Worte zu stammeln begann, welche der Wahlspruch des Fortschrittes in den Wissenschaften sind. Die Jugend jener Tage nahm diese Worte in sich auf als kostbare Saatkörner, die einst reifen sollten; aber sie kamen nicht anders zur Reife, als nach erbitterten Kämpfen mit den Ideen der Vergangenheit.“

„Damals war es der römische Priester, der die Jugend führte und in dieser war der Geist seiner Lehren wirksam. Es galt für Lästerung an die Lösung der alten Bande zu denken. Die heilige Schrift war das Credo der Schulen, die Gottesgelehrten ihre einzigen Ausleger, das Dogma stand über der Vernunft, Luther stand unter dem feurigen Schwert der Inquisition, Huss war zum Ahriman des Gedankens gestempelt.“

„Dieses Lehrsystem wurde der Jugend von Oajaca aufgezwungen, als das Institut erschien und die Schlacht lieferte, welche den Bruch mit diesen alten Ueberlieferungen herbeiführen sollte. Als dieser Generation die Binde von den Augen genommen ward, vermochte sie schon mit den Augen der Vernunft zu sehen.“

„Ein Augenblick des Zauderns würde die Arbeit dieser Epoche haben verloren gehen lassen. Aber nein. Kaum war in Jenen die Idee gereift, als sie sie mit der Begeisterung erhoben, welche den Glauben begleitet. Die Excommunication klang wie ein *Dies irae,* aber sie fällte Keinen und immer klang es wieder „Vorwärts!“

„Vermittelung wäre zu dieser Zeit das Bekenntniss gewesen, dass die kaum geborene Idee schon gestorben, wäre ein Zerreissen der Fahne, die kaum entfaltet, eine Verläugnung der Lehre gewesen, die man kaum begonnen hatte, zu predigen. Es war nicht möglich, das neue Licht auszuschliessen, und die erloschene Leuchte des Glaubens wieder zu entfachen. Unter dem alten Rufe „Vorwärts“ schritt die Wahrheit voran“.

„Wie Sturmeswellen überstürzten sich die Revolutionen und gingen vorüber, wie einst der Bannfluch vorübergegangen war. Nach einer Reihe bitterer Kämpfe erhob sich das Institut festgegründet und wies dem Seminar seine Stirn“.

„Regelmässig entwickeln die grossen Ideen in ihrem Schoosse alle Elemente, welche die öffentliche Wohlfahrt bedingen. Die Reform hat unserem Lande nicht nur, wie man dachte, eine politische Organisation gebracht, sondern auch eine sociale Verbesserung; Erziehung, Freiheiten, Religion, Institutionen — alles empfing galvanisirende Impulse und erwachte zum Leben des wahren Fortschritts."

„Die letzte Schlacht war geliefert und jeder Staat erntete seine Früchte. In Oajaca verliess der Priester das Seminar, auf dessen Zinne das Institut die Fahne der Aufklärung entfaltete. Nur einige Heilige aus Stein, schlecht ausgehauen, sind verblieben, lächerliche Reste vergangener Tage, an die unsere Jugend sicherlich nicht ihr Herz hängt!"

„Es ist bekannt, wie die Conquista die Seelen der Eroberten unter die Herrschaft der Cleriker beugte. Diese nahmen drei Jahrhunderte lang das Monopol der Vernunft für sich in Anspruch, aber jene hielten mit der unverwüstlichen Ausdauer, welche ihnen eigen, mitten in diesen assimilirenden Strömungen Stand. Das neue Institut ward jetzt die pythische Priesterin, von deren Mund Alle, die mit wahrem Glauben kamen, die Geheimnisse der Wissenschaft vernahmen. Grosse Intelligenzen gingen aus dieser Anstalt hervor. Juarez ging hier als Schüler ein und aus, ward später Lehrer und endlich Leiter desselben Instituts. Geläutert verliess er diese Räume, um, gleich Franklin, das Scepter des Tyrannen zu zerbrechen. Seinen Namen ruft die Jugend von heute an und das Andenken dieses hervorragenden Kämpfers lebt hier noch so frisch wie in den Jahren seiner hiesigen Lehrthätigkeit."

„Die Afterweisen früherer Tage sind unter den Streithieben der heutigen Aufklärung verschwunden. Rasch wird der Knabe zum Mann im Bewusstsein seiner Rechte und Pflichten. Die Kasten sind verschwunden und nur die Jugend wird belohnt. Von der Theologie hat man hier sich abgewandt, um mit Filangieri in die Tiefen der Socialwissenschaft zu dringen. Die Kunst entfaltet ihre Schwingen, singt, malt und meiselt. In der Wissenschaft

hat unsere Zeit die archimedische gefunden, vermittelst deren sie sich zu den Sternen hebt. Ueberall strömt nun ein, was jene göthe'sche Makaria suchte: Mehr Licht!“

„Und wie wenn das noch nicht genug wäre, sehen wir Gesetze vorbereiten, welche dem Geiste der Schüler noch weitere Wissensgebiete eröffnen und besonders den mittleren und Fachunterricht auf die Höhe heben, welche er bereits in der Hauptstadt unserer Republik einnimmt.“

„Einen Begriff von den Fortschritten, welche das Institut bis 1872 gemacht hatte, giebt uns eine Denkschrift, welche der damalige Direktor Lic. José Esperon herausgab. Es war ihr Hauptzweck, einige Afterweise zu geiseln, welchen noch kein genügend heilsames Correctiv zu Theil geworden war.“

„Wir erfahren hier, welchen Widerstand selbst die Jugend, von einem Gefühl der Antipathie gegen ernsthafte Studien beseelt, dem Unterricht im Institute entgegensetzte. Dies ist kein Wunder, denn fast immer sehen wir Aehnliches, wo ihr Fleiss auf die Probe gestellt wird. Später verwandelt sich der Widerstand in emsigen Wetteifer. Wir erfahren, wie die Lehr- und Lesebücher, entgegen dem System unserer Geistlichen, mehr die Liebe als die Furcht Gottes predigen. Die Moral, die man der Jugend lehrt, weiht sie in die Ideen von Recht und Gerechtigkeit ein und ist eine demokratische Moral, d. h. die gesetzliche Erbin der Moral des Evangeliums. Wir erfahren weiter, wie diese Schule die Aufklärung bis in die ärmsten Hütten trägt und wie die Direktion, um mich ihrer prächtigen Worte zu bedienen, darnach strebt, „dass überall, wo ein Mensch ist, auch ein ABC-Buch sei.“

„Der Philosophie wird nicht länger das Nebengewicht eingeräumt, welches sie in den Klöstern des Mittelalters behauptete. Indem man etwas von Descartes und etwas von Schelling nahm, für dessen System die Hegel'sche Philosophie neue Horizonte eröffnete, kann man sagen, dass unser Institut einem ähnlichen Eklekticismus huldigte, wie einst Cousin.“

„Die Mädchen werden unterrichtet, ohne dass man sie zu Blaustrümpfen erzieht und ohne ihnen die Illusionen

zu nehmen, die das halbe Leben ihrer Seele ausmachen."

„Latein wird nicht ausgeschlossen, aber es dient nur zum Verständniss der alten Klassiker. Hingegen wurden die modernen Sprachen besonders beachtet."

„In den Prüfungen wurden die Intelligenzen gleichsam zum Streite aufgerufen und die Schüler bekommen harte Fragen zu beantworten, aber Talent und Studium lassen sie siegreich aus den Proben hervorgehen."

„Nun ist das Institut aus den Händen dieser Männer an die des Lic. J. Noriega übergegangen und dieser hat sich die Förderung der schönen Erbschaft angelegen sein lassen, welche jene ihm übergeben haben."

„Als enthusiastischer Vorkämpfer moderner Ideen ist er es, der den Anstoss gegeben hat zu dem neuen Gesetz über den Sekundärunterricht. Anregung, Lob, Tadel gehen von ihm aus und mit Argusaugen wacht er über die Schulen etc. etc." — —

Der geneigte Leser entschuldige, dass ich ihn so lange bei diesen Phrasen aufgehalten habe. Wäre der Aufsatz des Herrn Nicoli ein vereinzeltes Curiosum, so würde ich ihn nicht hier vorgebracht haben. Aber er ist ein Typus. In wechselnden Tonarten, aber im Wesen kaum je anders habe ich aller Orten in dieser Weise von der Schule sprechen hören. Und dieser Weise des Sprechens entspricht das Handeln, d. h. die Leute wollen das Grösste, sind aber schon allein von ihrem Wollen selber so entzückt, dass sie über lauter Preisen, Vorsätzen, Planiren oft gar nicht dazu kommen, der Sache selbst näher zu treten. Auch gibt sich *in praxi* derselbe Mangel an Sachkenntniss kund, der solche aufgebauschte Reden möglich macht.

---

# XI.

(Leben des Fray Gonzalo, Missionars der Mizteken).

Nachfolgende Schilderung des Lebens eines geistlichen Conquistadoren ist der Geschichte des Bisthums von Oajaca von P. Burgoa, einem der ältesten Quellenwerke zur Geschichte Mexiko's, entnommen:

Gonzalo wurde in Andalusien, in einem Dorfe der Grafschaft Niebla geboren, welches zum Besitzthum des Herzogs von Medina Sidonia gehört. Seine Eltern waren bejahrte Arbeitsleute, welche unter den Einwohnern des Dorfes geachtet waren, und diese Achtung durch ihre Rechtlichkeit und die gute Zucht verdienten, in der sie ihre Kinder aufbrachten. Auch die Liebe und Sorgfalt rechtfertigte sie, mit der sie diesen Sohn aufzogen, welcher sich der Liebe Aller empfahl, sobald er zur Welt gekommen war und die Blicke Aller, die ihn anschauten, zärtlich fesselte. Mit dem Heranwachsen des Kindes wuchs der Same guter Hoffnungen, die die Eltern auf es setzten, denn schon in seinem kindlichen Wesen erkannten sie die Züge der Geduld und Friedsamkeit und entdeckten auf dem Grunde solcher Herzenszartheit eine Gabe des Himmels, welche sie von Tag zu Tag mit grösserer Sorgfalt pflegten, und da sie erfüllt waren von der Furcht des Herrn, nahmen sie alle Gelegenheiten wahr und suchten sie, um ihn zu den Stätten der Verehrung zu führen, und von den Priestern ihn segnen zu lassen; dabei wiederholten sie oft den Vorsatz, das Kind ihnen zu überlassen, damit es den Weg beschreite, der ihnen gezeigt schien. Mit diesem heiligen Vorsatze zogen sie es auf, unterhielten es von frommen Dingen, als es heranzuwachsen begann, und lehrten ihm die Sprüche und Gesetze des Christenthums, als sie es lernbegierig erfanden. Dann gaben sie den Knaben in die Schule bei einem ehrwürdigen Lehrer, damit er ihn lehre und erziehe und von den Versuchungen fernhalte, von denen oft schon im zarten Alter die reinste Unschuld geknickt wird. Aber Gonzalo

lebte einsam für sich hin und seine Bescheidenheit und sittiges Wesen übertrafen alle Erwartungen seines Lehrers; er vermied selbst die Gespräche und unschuldigsten Erholungen seiner Genossen, um seinen Eltern nicht die geringste Sorge zu bereiten. Aufmerksam auf das Gute, das man ihm lehrte, und in Furcht vor dem Bösen, wuchs so der Knabe auf, bis er das Alter erreichte, wo er reif schien, die Studien zu beginnen. Die Eltern, welche im reichen Erze dieses Kindes die Goldader erkannten, welche Gott für höhere Zwecke hineingeschaffen, zauderten nicht und sandten es nach Sevilla in das Haus eines Oheims, der in dem Gesichte des Knaben die Empfehlung der Seelenreinheit und Aufrichtigkeit las, und in seinen Augen das Licht der Gnade leuchten sah. Dieser schloss sich dem Vorsatz der Eltern so innig an, als ob ihr Sohn der seinige sei und liess ihn die Classen der Grammatik durchlaufen, wo seine Fähigkeit und Tugend Beifall erwarben und seine Lehrer zum Dank bewogen für so frühe und schöne Früchte, die sie hier sahen. Seinem frommen Eifer gereichte es zu besonderem Troste, unseren Convent des Predigerordens zu besuchen und an dem Salve theilzunehmen, welches nach den Completa's gesungen wird, und schon hier zog der fromme Knabe, der seine Neigung für unser Gewand nicht verbergen konnte, die Augen der Priester auf sich und sie freuten sich schon der Hoffnung, auch ihn einst mit demselben bekleiden zu können. Mit der Zeit endigte er den Unterricht in der Grammatik, und darauf den in der Rhetorica und war in dem Alter angelangt, in welchem man in die Classe der Religion eintritt. Mit Bescheidenheit und Innigkeit stellte er sich da dem Prior auf seiner Zelle vor und bat ihn, dass er ihn als Sohn und Knecht aufnehmen und ihn des Ordensgewandes würdigen möge. Der Prior, als er die Wünsche des Jünglings tiefer prüfte, entdeckte so guten Grund in dem Geiste, der ihn trieb, dass sein Wunsch, einen solchen Keim zu erziehen, noch dringender wurde. Aber ach, wie oft und bei wie vielen Gelegenheiten schärfen uns nicht die Superiores die Regeln unseres Ordens und so viele Verordnungen der Capitel ein, in denen mit Strenge

befohlen wird, dass wir auf's genaueste den Geist und die Sitten derer prüfen, die da kommen, um das Ordensgewand zu heischen und keine Gelegenheit gegeben sei, dass Prior oder Examinatoren von dem abweichen, was nothwendig gefordert werden müsse! So tröstete ihn der Prior und empfahl ihm, recht oft das Kloster zu besuchen, und mit aller Ausdauer sich zum Dienste des Herrn vorzubereiten. Aber bald stand man in der Aufnahme unseres Bruders, der so anerkannt tugendhaft und unterrichtet war, von weiteren Proben ab, mit denen er seine Würdigkeit erweise und er wurde zu einem wahren Bruder des Dominikaner- und Predigerordens aufgenommen. Auch täuschte das Probejahr dieses Vertrauen nicht, bestätigte vielmehr alle guten Hoffnungen, denn er war der Unterwürfigste und Gehorsamste selbst gegen seine Mitbrüter, zerknirscht und in sich gewandt, ohne stolz zu sein, und die Schweigsamkeit beobachtete er mit solcher Strenge, dass, wenn im Dormitorium Einer etwas sprach, auf das eine deutliche Antwort vermieden werden konnte, er sich begnügte, die Mütze zur Erwiderung abzunehmen; im Chor war er der Erste und bei den Kasteiungen der Letzte, der die Hände vom Werke erhob; schon von Jugend auf hatte er sich gewöhnt, höchst mässig im Essen zu sein, denn Mässigkeit ist die Mutter der Keuschheit.

Ganz widmete er sich nun seinem Amte und starb der Welt ab, als er das himmlische, unsterbliche Lebensbrot empfing. Er verlor keinen Augenblick, den er nicht dem Gebet und den Studien widmete; es blieb ihm kein anderer Wunsch als gottgefällig zu sein und den Willen Gottes zu lernen, damit er sein Leben ganz in denselben ergebe. So bildete er sich aus zu einem Lehrer, der den Blinden im Glauben die Wege weist und wurde ein Morgenstern *(lucero)*, der auf verschlungenen Bahnen nach der Sonne strebt. Sein Leuchten war so hell, dass die Oberen ihn bald zu höheren Graden, bis zum Diakonate beriefen, wobei sie seine Jugend übersahen, weil sie von seiner Fähigkeit überzeugt waren.

Die Oberen und unser katholischer König hatten damals zum geistlichen Verwalter der neuen Provinzen

in Indien den Padre Fray Thomas Ortiz, einen Mönch meines Ordens ernannt, der von hoher Tugend und Gelehrsamkeit und von dem brennenden Eifer für die Ehre Gottes erfüllt war. Tief bedauerte dieser die Kraft, mit der Satanas jene Reiche in seiner Herrschaft hielt, beklagte die Entfremdung so vieler Seelen, und den Mangel heldenmüthiger Streiter, welche gegen jenen stolzen und alten Feind zum Kampfe zogen. Er pflanzte die Fahne des Kreuzes auf, liess in den Klöstern und Gemeinschaften meines Ordens zu den Waffen rufen und zeichnete Alle auf, die freiwillig gegen diesen Feind zu ziehen wünschten. Im Verfolg seiner Mission kam er auch nach dem Kloster des Hl. Paul zu Sevilla, legte dem Prior die Beglaubigung seiner Sendung vor und einige Brüder zeichneten sich voll Muth und Entschlossenheit in seine Listen. Aber als er zum Bruder Gonzalo Luzero kam, ging über seinen Sorgen und Hoffnungen plötzlich der helle Tag des Trostes auf und er konnte sich vor den Augen des Prior nicht enthalten, schloss den Bruder in seine Arme und mit erstaunlich prophetischem Geist sprach er zu ihm Worte, wie Samuel sie einst zu David gesprochen hatte.

Der Biograph erzählt weiter, wie Thomas Ortiz mit Gonzalo und sieben anderen Brüdern seines Ordens sogleich im Jahre 1526 sich einschiffte, wie sie glücklich nach Espannola oder San Domingo kamen, wo damals schon seit sechzehn Jahren ein Kloster seines Ordens bestand, wie weitere Brüder sich anschlossen, unter denen Fray Domingo de Betanços sich befand, der bald einer der kühnsten Missionäre Mexiko's und Guatemala's wurde, und der an Gonzalo, wie Jonathan an David, sich in innigster Freundschaft anschloss. Ferner wird erzählt, wie die armen Brüder alsbald von Krankheiten angefallen wurden, als sie an der Küste Neuspaniens gelandet waren, wie vier starben und fünf andere sammt Thomas Ortiz nach Spanien zurückkehrten, so dass die Last des Berufes, zu dessen Erfüllung zwölf gekommen waren, nun auf den Schultern dieses Freundespaares allein ruhte. Fray Domingo sandte den jüngeren Bruder nach Cuba, damit er ordinirt werde, weil in Neuspanien noch kein Bischof

sass und als er zurückkam, war er der erste, der zu Mexiko Neumette sang. Bald ward es auch nöthig, dass er Novizenmeister wurde, denn schon kamen Jünglinge, die mit Eifer nach dem Ordenskleid verlangten. Er verharrte in dieser Stellung drei Jahre, bis einige Brüder herangebildet waren, die man nun der Disciplin und Leitung des Meisters entwöhnen konnte. Darauf zog er mit einem anderen Bruder seines Ordens nach der Stadt Oajaca (die damals noch Antequera, nach einer gleichnamigen spanischen Stadt hiess, die ihr in der Lage ähnlich sein soll), wo damals nach der Schenkung des halben Thals von Oajaca an Hernando Cortez, den Conquistador, viele Spanier hinzuströmen begannen. Hier wohnte er allein als Priester und Missionär. Er lag seinem Berufe als Priester, seinen Kasteiungen und Selbstprüfungen ob, leitete den Bau von Kirchen und zog zu Fuss im umliegenden Lande umher, um in mexikanischer Sprache den heidnischen Indianern das Evangelium zu predigen. „Dieser Knecht Gottes, so fährt der Biograph fort, fertigte einige grosse Tafeln an, auf welchen die wichtigsten Mysterien unseres Glaubens dargestellt waren. Eines zeigt den elenden Zustand eines Sünders, der in der Gewalt des Teufels ist und Qualen leidet, aus denen er sich in aller Ewigkeit nicht befreien kann; auf einem anderen stellte sich die ganze Pracht und Majestät der Heiligen Dreieinigkeit dar, wie sie in ihrer Liebe sich unseres Falls und unserer Knechtschaft erbarmt, den Sohn Gottes sendet, dass er Mensch wird gleich uns und unsere Schuld trägt, wie dessen Tod uns erlöst und den Weg zum Himmel wiederum öffnet, und wie er alle Guten im Himmel um sich versammelt; im dritten endlich waren die Heiligen aller Stände, Alter und Geschlechter heiter und strahlend versammelt, jeder Märtyrer mit dem Werkzeug seiner Martern. An den öffentlichen Orten stellte er diese Bilder auf und erklärte auf's Deutlichste, was ein jedes bedeute. Darauf zeigte er auch ein Bild der Fürstin des Himmels, der Mutter der Barmherzigkeit, mit den Mysterien des Allerheiligsten Rosenkranzes, und gab den Heiden zu verstehen, wie mächtig Unsere Frau und

ihre Wünsche bei Gott seien, wie die Christen sie als Mittlerin anriefen und wie die Getauften ihre Kinder seien. Dabei beschränkte sich dieser Apostel nicht auf einzelne Gegenden, zog weit umher, bediente sich Getaufter, die andere Sprachen kannten als das Mexikanische, und liess von ihnen diese Bilder erklären. Es hatte dies einen solchen Erfolg, dass Unzählige kamen, die Taufe verlangten und in Erkenntniss ihrer Irrthümer die Götzenbilder zertrümmerten. Von solchen Bekehrungsreisen kehrte er wieder nach seiner Hütte in Antequera zurück, wo er in Armuth lebte und seinen Nachbarn Trost spendete. Aber das Kloster in Antequera wuchs rasch an, denn als der Generalvicar von Rom gekommen war und nach der Trennung Neuspaniens von St. Domingo, jene Provinz zu regieren begann, sandte er dem Bruder Gonzalo ab und zu neue Brüder und erfüllte alles, was derselbe zum Ausbau seines Klosters verlangte. 1535 begab sich Fray Gonzalo zu einem Capitel nach Mexiko, das zur Erwählung eines Provincials berufen war. In hänfenen Sandalen, einen zerrissenen engen Sack zum Gewand und zum Reisebrot Brevier und Geisel machte er sich mit einem anderen Bruder auf den Weg und kam glücklich in Mexiko an, wiewohl das Busshemd ihm das Fleisch zerriss. Hier erwählte ihn das Capitel znm Missionar der Mizteca's, da er deren Sprache nebst der mexikanischen bereits sprach, und da das Bekehrungswerk in jenem Volke unter schwächeren Priestern schon nicht mehr fortschritt.

Fray Gonzalo war seit dem Tage, da er die erste Messe las und die Sacramente weihte und durch den Krystall des Glaubens hindurch den Sohn Gottes und Erben des Himmels in seiner Hand erblickte, so erfüllt von diesem Wunder und so erfahren in seiner Anbetung, dass er Alle, die ihn hörten, zur Reue aufweckte, so dass sie selbst Dinge beichteten, für die die Beichtväter eine Absolution nicht für nöthig hielten. So reichlich waren Thränen und Seufzer in seinem Kummer, dass sie die verwirrten, welche ihn hörten und bedachten, wie gross dieser engelhafte Mann seine eigenen Fehler ansah, wie

er sich mit Fasten kasteiete, die Speisen, die man ihm bot, den Armen übergab und die Nächte betend in der Kirche verbrachte, wo er in das Maass seiner Seufzer den Einklang dreier Geiseln mischte, die so scharf waren, als ob sie für einen Missethäter bestimmt seien. Wenn er reiste, trat er selbst um Mitternacht in die Kirchen und sang allein das *Tedeum laudamus,* wobei er zwischen jedem Vers eine lange Pause machte, welche er mit Betrachtungen über den Sinn derselben ausfüllte. Wiewohl er sich in Lumpen kleidete, hielt er seinen Körper höchst rein und ebenso Kirche und Altar, die er mit wohlriechendem Wasser wusch, so dass es Alle erbaute, die es sahen. Das Frohnleichnamsfest feierte er so, dass man glauben konnte, er sei als ein Geist gesandt, um die Wahrung unserer Heilsgüter zu besorgen. Mit Sorge wachte er über die Reinhaltung der Strassen, die Schönheit der Bögen, die Fülle der Blumen, den Duft der Räucherkessel und das sittige Benehmen der Gläubigen, und duldete nicht, dass Tänze u. dergl. in der Procession stattfänden.

Einst traf er im Lande der Mizteken mit einem Manne zusammen, der sammt seiner Familie in Dürftigkeit lebte und sich und diese nur damit ernährte, dass er auf den Bergen Wildpret schoss, das er in den Dörfern verkaufte. Er erntete wenig Lebensunterhalt damit, hatte karg zu essen und seine Kinder gingen in Lumpen, aber er war trotzdem heiter und zufrieden. Desshalb frug ihn Fray Gonzalo: „Wie geht es Euch, Señor Romero? Ich sehe mit Freuden, dass Ihr sehr zufrieden und ergeben seid in den Sorgen, die der Herr Euch sendet.“ „In der That, antwortete dieser, „ich bin ganz zufrieden. Möge der Wille Gottes geschehen, wie es sein soll. Sieh auf mein Haus, wie mein Weib und Kinder unter seiner Vorsehung leben und soviel erwerben als genügend ist, um das Leben zu erhalten. Dafür schulde ich seiner himmlischen Majestät innigsten Dank und lobe allezeit den süssen Namen Jesu.“ Wie Fray Gonzalo dieses vernahm, warf er sich zu Boden, umfasste die Füsse des Armen und küsste sie. Dieser frug voll Verwirrung: „Mein Vater, was thust Du einem armen Sünder?“ Jener aber, indem er sich erhob,

antwortete Folgendes: „Mein Bruder, wer ganz ergeben in den Willen Gottes inmitten so vieler Sorgen lebt wie Ihr, und den Allerheiligsten Namen Jesu so innig lobt, verdient, dass ich mich vor ihm niederwerfe und seine Füsse küsse.“ — Oft bewegte Gonzalo seine Zuhörer zu solcher Zerknirschung, Seufzern und Thränen, wenn er nach der *Missa mayor* das Crucifix erhob, sich zum Volke wandte und die Fleischwerdung und Leiden Jesu demselben erzählte, dass es ein jüngstes Gericht zu sein schien. Manchen Kranken und Schwachen soll seine Handauflegung und sein Gebet geheilt haben.

So lebte er denn manches Jahr im Lande der Mizteken und vollbrachte unglaublich grosse und schwere Werke der Bekehrung. Barfuss, beladen mit Busshemden, fast schlaflos, fastend und kasteiend, zog er durch's Land, scheute keine Mühen und Leiden, wo es nöthig war, neue Gläubige zu gewinnen und die im Glauben zu erhalten, welche bereits bekehrt waren. Aber als er die Schwäche des Alters herannahen fühlte, schrieb er an den Provincial und bat, dass er ihm erlauben möge, nach Mexiko zurückzukehren und seine Tage im dortigen Kloster unseres Ordens, das er gegründet hatte, zu beschliessen. Der Provincial hatte zur selben Zeit Nachricht von einer Verwirrung der Gemüther erhalten, die die Gemeinde von Tlaxiaco, im Gebiet der Mizteken, beunruhigte, und bat ihn, seine Herde in solcher Noth nicht zu verlassen. Als Fray Gonzalo, getreu diesem Wunsche, nach Tlaxiaco reiste, überfiel ihn ein Fieber und tödtete ihn, nachdem Fray Diego de Ontiveros ihm das Viaticum gereicht hatte. Noch im Tode behielt sein Gesicht die demüthige Milde, die im Leben seine Zierde gewesen, und sein Körper wurde nicht starr, sondern blieb wundersamer Weise so biegsam wie Seide. Als die Mizteken seinen Tod vernahmen, erschollen Klagen und Seufzer von Mizteges bis Tlaxiaco. Sie riefen: Wir haben unseren Vater, unseren Lehrer verloren. Darauf begruben sie unter unendlichem Zulauf des Volkes den Leichnam in der Kirche zu Tlaxiaco mit aller Feierlichkeit, welche der tiefe Schmerz erlaubte.

---

# XI.

(Der Weg. Durch den Gebirgswald. In der Tierra caliente. Obsthaine um die Dörfer. Landschaftlicher Charakter mexikanischer Dörfer. Zuckerrohrfelder.)

In derselben allgemeinen südwestlichen Richtung, in welcher der Weg vom Isthmus nach Oajaca führt, geht er von Oajaca weiter nach Tehuacan, Puebla und Mexiko. Zuerst geht es über die Hochebene von Oajaca, dann über eine Sierra von gegen 2200 Meter Passhöhe, von dieser wieder in ein Thal hinab, dessen Sohle bei Cuicatlan, etwa halbwegs zwischen Oajaca und Tehuacan nicht höher als 420 Meter, also in Tierra caliente, liegt. Diese Sierra ist sowohl beim An- als Abstieg erheblich steil. Aber von hier geht es wieder mit sanfter Steigung nach Tehuacan hinauf, welches schon wieder bei 1575 Meter, also 40 Meter höher als Oajaca liegt. Steiler ist der Weg nach Puebla, allwo man eine Meereshöhe von gegen 2200 Meter, also fast soviel wie in Mexiko misst. Ein grosser Theil dieses Weges ist eine gute Strasse, eine der besten sogar, die ich in der Republik gesehen habe, aber sie hat an den schwierigsten Stellen noch unausgebaute Lücken, weshalb sie nur unter Schwierigkeiten mit Wagen befahren werden kann. Meistens macht man den Weg in der Weise, dass man zu Pferde in zwei bis drei Tagen nach dem grossen Indianerdorf Tecomovaca oder in drei bis vier Tagen nach Tehuacan reist, dort einen elenden Stellwagen, hier die Diligencia nimmt und in einer Nacht von da zur Eisenbahnstation Bocca del Monte oder in einem Tage nach Puebla fährt.

War den Gegenden, die man auf der Reise von Tehuantepec nach Oajaca passirt, im Allgemeinen ein dürrer, öder, schwachcultivirter Charakter zuzuerkennen, so ist das Stück der Staaten Oajaca und Puebla, das man hier durchmisst, zwar als eine der dichtestbevölkerten und bestangebauten, aber keineswegs als eine der frischesten oder reizendsten Landschaften von Mexiko zu bezeichnen.

Grosse Strecken theilen mit jener den Character der Dürre, nähren vorzüglich nur Cactuse und stacheliges Mimosengebüsch, sind aber dabei nicht so felsig und steinig, dass der Anbau, sei es des Maguey, des Maises oder des Weizens, unmöglich würde. Bei der Nähe der Gebirge fehlt es nicht an Wasser zur Bewässerung. Es gilt dies vorzüglich von dem Stück des Weges, das zwischen Oajaca und der Sierra liegt. Die Sierra selbst trägt Wälder, wie sie in diesen Höhen gewöhnlich sind, Eichenwälder vorzüglich, in welche Haine von zierlichen kleinen Fächerpalmen und Yucca's oder Baumlilien zerstreut sind. Nicht mit Unrecht hat die Sierra von Oajaca den Ruhm eines vorzüglich wald- und blumenreichen Gebirges. Zu verschiedenen Zeiten haben europäische Botaniker und Gärtner in ihren Thälern gesammelt und sollen sehr schöne Sachen, mit die schönsten, die sie überhaupt in Mexiko erlangten, von hier hinübergeschickt haben.

Es waren ein Paar prächtige, kühle Nachmittags- und Abendstunden, in denen ich durch diese Wälder ritt. Eine breite Strasse führt den Berg hinauf, hat oft an der einen Seite eine Anhöhe, an der die Eichen sich zum Wald aufthürmen und an der anderen eine tiefe Schlucht, aus der wieder die hellen und dunkeln Blätterkronen in dichter Zusammendrängung heraufschauen, Blumen drängen sich allerseits heran und Wasser springen über den Weg. Das Ganze erinnert oft mit Entschiedenheit an deutsche Scenerien. Nur ist nicht deutsch der Farbenreichthum, den diese Wälder stellenweise entfalten. Schon die zwei vorwiegend vertretenen Eichenarten *Enzino negro* (Schwarzeiche) und *Enzino blanco* (Weisseiche) sind in den Farben scharf geschieden; jene hat eine völlig lichtgrüne Krone, wie etwa Eschen sie bei uns im Frühjahr haben, und eine fast schwarze Rinde, diese ist an den Blättern bräunlichgrün und von Rinde weisslichgrau. Auf ihren Zweigen tragen sie schmarotzende Ananasgewächse mit hohen Blüthenkolben von leuchtend purpurrother Farbe; daneben hängen die aschgrauen vielverflochtenen Zöpfe und Schleier der Tillandsien herab. Viele tragen

auch schmale Schlangencactuse, die in den Zweiggabelungen sich festsetzen, um die Aeste schlingen, zu Wulsten sich aufhäufen oder lang herabhängen. Sie sind verblüht und stehen voll carmoisinrother feigenförmiger Früchtchen, die einen angenehmen säuerlichen Geschmack wie die Tuna's haben und sehr gut zur Erfrischung sind. Zahlreich steht unter den Eichen der Madronabaum, eine Ericacee, die stattlich aufwächst, dreissig bis vierzig Fuss erreicht. Sie ist kräftig an Stamm und Zweigen, welche eine kastanienbraune, glatte, glänzende Rinde bekleidet, von weisslichgrünem Laub, das wegen seiner lederartigen Beschaffenheit nur bei durchfallendem Licht tiefer grün leuchtet, und trägt dichte Aehren weisser Glockenblüthchen, die in ihrer porzellanenen Zierlichkeit die Zugehörigkeit zur Haidekrautfamilie nicht verläugnen.

Dieser frühlingshaft frischen, fast nordisch kräftigen Umgebung eines mexikanischen Eichenwaldes erfreut man sich nur etwa von der Höhe von 1800 Meter an auf der Oajacaseite und von 1600 Meter auf dem anderen Abfall des Gebirges. Im Thal des San Juan ist wieder viel dürres Land, versengte Mimosen und über Alles häufig die trockenen, stacheligen Gestalten der Agaven und Cactusgewächse. Doch beschränkt sich dies vorzüglich auf die Ländereien, die zu hoch und zu weit vom Flusse entfernt liegen, um bewässert werden zu können. Ueberall dagegen, wo Wasser hingelangen konnte, war Zuckerrohr und viele Fruchtbäume angepflanzt. Einige Dörfer lagen in wahren Wäldern von Chicozapotes, Chirimoya's, Anonen, Mango's, Mammei's u. a. tropischen Obstbäumen. So malerisch und anheimelnd erscheinen in Deutschland selbst in den obstreichsten Gründen die Dörfer nicht wie hier, denn diese Bäume sind fast so schön, wie ihre Früchte süss und duftreich sind. Es gilt besonders von den Chicozapotes und Mango's, zwei Bäumen, die man ihrem allgemeinen Typus nach mit unseren zahmen Kastanien vergleichen kann, weil sie gleich diesen ein dichtes Laubdach haben, dessen Blätter lang, schmaleiförmig und von glänzend grüner Farbe sind. Vergegenwärtige Dir eine breite Allee dieser mächtigen Bäume,

die jetzt voll reifender Früchte hängen und in deren Schatten die ärmlichen Hütten der indianischen Bevölkerung verschwinden. Die Dörfer verlieren in solcher Umgebung ihren kahlen, schmutzigen, armen Charakter; die Behaglichkeit und der Friede der Idylle senkt sich wie wohlthätiger Thau auf ihre Armuth und Kahlheit. Ehe man das Dorf S. Pedro de Chicozapotes betritt, welches diesen Namen von seinem Fruchtreichthum trägt, reitet man eine Viertelstunde durch eine Allee solcher schönen Bäume und in der Umgebung der Hütten gesellen sich noch die grossen, schönen Formen der Bananen und Palmen hinzu. Es ist fast ein Wunder, dass in einer so vorwiegend indianischen Gegend so viele Fruchtbäume gepflanzt sind, denn das Pflanzen von Bäumen gehört zu den Dingen, die der Indianer selten freiwillig thut. Indessen ist hier die Obstzucht alt.

Nicht minder macht sich die Zuckerrohr-Cultur in dieser Landschaft bemerklich. Man kann wohl sagen, dass diese Cultur nach der des Maises und des Maguey der wichtigste Zweig der mexikanischen Landwirthschaft ist. Sie gibt hohe Erträge und übt durch die sorgfältige Vorbereitung und langandauernde Arbeit, welche sie erheischt, einen wohlthätigen Einfluss auf die Bevölkerung der Districte, in denen sie Wurzel gefasst hat. Die Anforderungen, welche die Zuckercultur an Wärme und Feuchtigkeit stellt, schliessen dieselbe natürlich von den Hochebenen des Inneren aus und lassen dagegen deren Abhänge, wo die Wasser, die von den Bergen kommen, in die wärmeren Regionen der *Tierra caliente* und *templada* eintreten, als die zu ihrem Betriebe geeignetsten Lagen erscheinen. Nirgends ist natürlich die künstliche Bewässerung, deren das Zuckerrohr bedarf, leichter auszuführen, als an diesen Punkten, wo das Wasser seinen natürlichen Fall hat und in keiner Zeit des Jahres versiegt. An solchen Abhängen sind die Zuckerfelder in Terrassen übereinander angelegt, und ziehen, ein breites lichtgrünes Band, Meilen und Meilen zwischen Ebene und Gebirge hin. So sieht man sie im Staate Michoacan, in Morelos, in Oajaca, in Veracruz in Höhen von zwei- bis

dreitausend Fuss. In der tieferen *Tierra caliente,* dem Flachland längs der pacifischen und atlantischen Küsten, erreicht die Zuckercultur nicht von Weitem eine ähnliche Bedeutung, wie an diesen Gebirgssäumen.

Man sagt mir, dass in einigen Gegenden die Zuckerfelder nicht bewässert würden, um das Blühen des Zuckerrohres hintanzuhalten, da solches dem Zuckergehalte schade. Ob diess durch besonders fetten Boden oder eine Eigenthümlichkeit der dortigen Pflanzen ermöglicht wird, ist mir nicht bekannt.

Im Ganzen ist die Methode der Zuckerrohr-Cultur hier dieselbe wie sie aus Cuba beschrieben wird. Man legt Schnittlinge, aus deren Augen die jungen Pflanzen hervorspriessen, die durchschnittlich nach 18 Monaten zum Schneiden reif sind. Aus einer derartigen Pflanzung sind durchschnittlich drei Ernten zu gewinnen. Unter besonders günstigen Bedingungen kann jedoch eine Pflanzung viel länger aushalten, wie mir denn von zuverlässiger Seite mitgetheilt wurde, dass sich in der Tierra von Oajaca (gegen Villa Alta zu) Zuckerrohrfelder finden, die zehn bis fünfzehn Jahre alt sind. Die Bereitung des Zuckers wird im Allgemeinen hier in weniger rationeller Weise betrieben, als etwa in Louisiana und Cuba. Ich habe sogar von Sachkennern behaupten hören, dass das Produkt jetzt von schlechterer Qualität sei als vor vierzig Jahren.

Der Zucker, der in Mexiko erzeugt wird, wird grösstentheils im Lande selbst verbraucht. Er kann weder an Güte noch billigem Preis mit dem cubanischen oder dem von Louisiana concurriren. Es besteht keine vertrauenswerthe Schätzung der Menge des Zuckers, der in Mexiko erzeügt wird und bei der grossen Zersplitterung dieser Cultur ist sie auch kaum möglich. Aus dem Consum sie zu berechnen, ist ebenso schwer, da ein grosser Theil der Bevölkerung, besonders der indianische, sehr wenig, ein anderer dagegen, nämlich die Städtebewohner, sehr viel consumirt. Es ist unmöglich, hier die Mitte zu finden. Aussicht, dass Mexiko zu grossem Zuckerexport in den nächsten Jahren gelangen werde, ist gegenwärtig nicht vorhanden,

aber man macht, besonders im Süden, Anstrengungen, um diese sichere und gewinnreiche Cultur zu fördern. In Oajaca hat jüngst der Gobernador sogar eine Prämie auf den etwa zur Ausfuhr gelangenden Zucker gesetzt. Aber es wird die Zuckererzeugung, die wegen der nöthigen Maschinerien heut zu Tage mehr Capital und Intelligenz erfordert als jede andere tropische Cultur, bei der unsicheren Lage des Landes voraussichtlich in Mexiko nicht eher den Aufschwung nehmen, der ihr vorausgesagt werden kann, als bis Ruhe und Gedeihen in höherem Grade gewährleistet sind, als jetzt. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen hat der Kaffee- und Tabakbau bessere Aussichten.[27])

---

# Beobachtungen über die socialen Zustände in Mexico.

## I.

(Eigenthümlichkeiten der spanisch-amerikanischen Gesellschaft. Die Bevölkerung der Republik Mexico. Bedeutung und Zukunft des Mischlingselements. Alter Gegensatz von Spaniern und Kreolen. Seine Ursachen und Bedeutung).

Die bürgerliche Gesellschaft der spanisch-amerikanischen Länder hat sich nicht blos aus anderen Elementen, sondern auch unter anderen Einflüssen entwickelt, als die der englisch-amerikanischen, und es bedingen den Unterschied zwischen denselben (abgesehen vom Klima und der ursprünglichen Volksverschiedenheit) vorzüglich diese beiden Thatsachen: Die Spanier wanderten viel seltener familienweise ein als die Völker, welche heute die Vereinigten Staaten und Canada bewohnen, sondern kamen vorzüglich in jungen Jahren als Soldaten, Arbeiter, Matrosen u. dergl., blieben mit Vorliebe in den Städten und überliessen den Ackerbau meistens den Indianern,

deren Güter die Regierung in grossen Complexen an verdiente oder aus irgend einem Grund bevorzugte Spanier verschenkte. Dadurch bildete sich selten ein gesunder Bauernstand unter den Eingewanderten. Zweitens entwickelte sich hier aus verschiedenen Gründen nicht der grausame Vernichtungskampf der Weissen gegen die Indianer, welcher in so hohem Grade die Geschichte Nordamerikas bestimmt; von Anfang an schützten die Geistlichen die Indianer, denen übrigens der spanische Colonist an und für sich nirgends so gefährlich geworden ist, wie der englische. Diesen lässt seine Energie, sein Muth und seine Liebe für klare, ordentliche Zustände ein so sprödes halbwildes Element wie den Indianer nicht in seiner Nähe dulden, wogegen es beim Spanier oft scheinen will, als sei er von allen europäischen Völkern am ehesten zu einer Amalgamation mit der rothen Rasse disponirt. Sicherlich brauchte er in manchen Beziehungen nicht tief herabzusteigen, um auf dem Niveau der halbcultivirten Azteken und Zapoteken Mexico's anzulangen. Diejenigen Spanier wenigstens, welche in Amerika geboren, also den immerhin doch etwas erziehenden Einflüssen ihres alten Vaterlandes entrückt sind, stehen der Masse nach im Charakter wenig über dem Indianer. Wem möchte es denkbar erscheinen, dass Engländer oder Deutsche je durch einen Indianer aus fremder Unterjochung und Bürgerkriegen gerettet werden müssten, und wäre es selbst durch einen Juarez? Aber bei den mexicanischen Creolen niederen Standes halten Leidenschaften und Vorurtheile fast noch mehr den Geist gefangen als beim Indianer, und selbst die besseren Stände müssen hochbegabten Indianern, wie den gegenwärtigen Führern der allerdings sehr schwachen mexicanischen Literaturbebewegung, Ramirez und Altamirano, ihre Kreise öffnen. Der Unterschied der Begabung wird allerdings hierdurch nicht verwischt, denn auf hundert Europäer, die zu Bildung, Ansehen, Vermögen gelangen, kommt vielleicht ein Indianer, trotzdem seinem Fortkommen schon seit Jahren keine Schranken gesetzt sind. Die Procentzahl bedeutend begabter Energischer, Charaktervoller ist eben doch bei

beiden Völkern in allen Classen und unter allen Umständen sehr verschieden, aber der Indianer hat vor dem Spanier eine fast thierische Zähigkeit und Genügsamkeit voraus, wie sie oft nur ein gedrücktes Leben dem Menschen aneignet, und die zehnte Muse, die Noth, verläugnet auch bei ihm nicht ihre aufrüttelnde und treibende Macht. Diese Leute sind gerade wie die Neger, wenn sie nach Bildung streben, eines unglaublichen Fleisses fähig, und bewahren sich oft eine kindlich gläubige Verehrung für die Wissenschaft, die uns ahnen lässt, was sie sich nicht Alles vom Lernen und Forschen erwarten.

Zerlegen wir die Bevölkerung des heutigen Mexico in ihre ethnographischen Elemente, so finden wir, dass von der Gesammtbevölkerung von 9,158,247, welche der letzte Census angiebt, wahrscheinlich gegen 40 Procent Indianer, 12 Procent Weisse und ein geringer Bruchtheil, der noch kein Procent ausmacht, Schwarze sind. Der Rest besteht also aus Mestizen, d. h. Mischlingen von Indianern und Europäern, die demnach ungefähr die Hälfte der Bevölkerung ausmachen. Man kann rechnen, dass seit dem Anfang dieses Jahrhunderts sich ihre Zahl vervierfacht hat.

Angesichts dieser Thatsachen ist kein Zweifel möglich, dass die Bevölkerung Mexico's in wenigen Jahrzehnten einen so vorwiegenden Mestizencharakter haben wird, dass nur in den mindestcultivirten Gegenden sich reine Indianer halten werden und dass auch der Einfluss der Weissen immer geringer werden wird. Denn es liegt natürlich im Wesen der Racenmischung, dass sie um so mächtiger wird, je länger sie dauert. Ist sie einmal, wie in Mexico, soweit gediehen, dass man manchmal nur noch schwer den Indianertypus im Mischlingsprodukt erkennt, so schwindet bald bei den meisten Weissen der Widerstand, den sie sonst den Mischheirathen entgegen zu setzen pflegten und im Interesse der Mischlinge selbst liegt es, die Racenvorurtheile zu verwischen. In den aufgeklärten Kreisen der mexicanischen Frauenwelt hat man schon lange den Widerwillen gegen Indianer und selbst gegen Mulatten abgelegt und ich habe mehrere Ehen kennen gelernt, in denen weisse Frauen mit indianischen

Männern, selbst mit Mulatten, friedlich zusammenlebten. Es kommt das in den besten Kreisen vor. Juarez' Frau, welche in weiten Kreisen grosser Hochachtung genoss, war z. B. eine Kreolin aus gutspanischer Familie. Das Gegentheil, nämlich die Vermischung weisser Männer mit farbigen Frauen, ist aber natürlich hundertmal häufiger und auch der Zeit nach sehr viel älter, so alt, wie die Entdeckung und Eroberung Mexicos. Die Gleichgültigkeit, mit der die Gesellschaft illegitime Verhältnisse ansieht, und die Neigung zur Vielweiberei, welcher die meisten Spanier, selbst wenn sie verheirathet sind, nicht entsagen, macht dieselbe zur Hauptquelle des Mestizenthums.

Es wird unter diesen Umständen zu einer Frage von hoher Wichtigkeit, wie der Charakter und überhaupt das Wesen dieser Mischlingsrace sei. Ich halte es, um dieses vorauszuschicken, für ein Vorurtheil, wenn man alle Producte der Racenmischung für absolut schlecht hält nach dem oft gehörten Gemeinplatz, dass die Mischlinge vorwiegend die schlechten Eigenschaften ihrer Eltern erben. Das ist ganz unrichtig. Hingegen drängt sich Jedem, der viel mit Mischlingen verkehrt hat, die Ueberzeugung auf, dass dieselben eine grosse und sehr allgemeine Neigung haben, verschlechterte Weisse zu werden und hierauf vorzüglich beruht, wie mir scheint, der schlechte Eindruck, den sie auf die meisten Beobachter machen. Sie haben viel Aehnliches mit den halbcultivirten Indianern. Dem Mulatten und Mestizen fehlt das heilsame Gefühl der Inferiorität, welches den Durchschnitts-Neger und -Indianer zu nützlichen und geniessbaren Menschen macht. Er hat selten die Gaben des Weissen, fast immer dagegen den Racenstolz desselben in erhöhtem Grade, den Wunsch, ihm gleichzustehen und es ihm gleichzuthun. Er ist eben ein Emporkömmling. Besonders fehlt es ihm, wie allen niederen Racen, nicht so sehr am Verstand, als am Charakter. In Mexico hat man nun zwar ausgiebige Gelegenheit, zu sehen, dass der Indianer, wenn er aus seinem einfachen Leben herausgerissen wird oder sich herausreisst, fast regelmässig am

Charakter verliert. Und sieht man es nicht häufig genug selbst bei uns, wie das einfache Leben der Ackerbauer, Hirten, Seeleute u. dergl. eine einfache, klare Gediegenheit in dem Charakter birgt, den wir auf der anderen Seite in vielen Arbeiterkreisen sich so rasch von dieser schönen Eigenschaft entfernen sehen? Aber beim Mestizen ist diese Verschlechterung offenbarer als bei anderen Classen oder Racen, denn die Natur selbst bringt ihn in eine zweideutige Stellung, in welcher es schwer ist, sich gesund zu entwickeln.

Man findet die Indianermischlinge überall in Mexico, wo Europäer je verweilt haben, aber sie sind natürlich am zahlreichsten in den grossen Städten und deren Nachbarschaft. In der Tierra caliente, wo früher zahlreiche Negersclaven gehalten wurden, sind auch Mulatten und Zambo's häufig, aber es ist hier oft schwer, die Herkunft der sehr gemischten Producte zu bestimmen. An der Südküste sollen, wie ich früher schon erwähnte, selbst Malayen von den Philippinen in bedeutender Zahl in die Mischrace eingegangen sein.

Körperlich wie geistig tritt das niedere Element stärker in diesen Mischlingen auf als das europäische. Die beste Eigenschaft, welche der Bruchtheil europäischen Blutes dem Indianermischling verleiht, scheint in einer etwas grösseren Regsamkeit und Beweglichkeit zu beruhen, welche er vor dem Indianer voraus hat. Er ist aus diesem Grunde als Arbeiter in den Bergwerken, auf den Haciendas, als Soldat, als Maulthiertreiber, überhaupt in allen Beschäftigungen zu finden, die für den Spanier und Kreolen zu schlecht, und für den Indianer zu gut sind. Die berühmten Leperos, die Lazzaronis von Mexico, ferner die Räuber und Diebe recrutiren sich aber gleichfalls vorwiegend aus den Mischlingen. Am ehrbarsten stellt sich wohl der Mestize noch im kleinen Handwerkerstand der Städte dar, wo er aber auch weniger durch Fleiss und Sparsamkeit, als durch rasche Auffassung und Geschicklichkeit sich auszeichnet.

Die spanische Einwanderung in Mexico bestand, nachdem mit dem sechszehnten Jahrhundert die Zeit der

ritterlichen Abenteurer und Eroberer so ziemlich abgeschlossen hatte, vorwiegend aus armen, jungen Leuten, welche kamen, um ihr Glück zu machen. Dies war bei der Langsamkeit, mit der das Leben sich hier bewegt, nicht anders möglich, als durch die äusserste Sparsamkeit, eine Eigenschaft, die noch heute den Spanier hier zu Lande am allermeisten auszeichnet. Wenn sie noch so klein anfangen, so machen sie doch Alle Geld, denn zu der Sparsamkeit, die sich mit der elendesten Lebensweise begnügt, gesellt sich eine Rücksichtslosigkeit, die keine Skrupel und Weichherzigkeit kennt, und die rasche Auffassungs- und Aneignungsgabe, die diesen Völkern von der Natur verliehen ist. Meistens waren es Nordspanier, die herüberkamen, und unter ihnen waren, wie noch heute, die Basken und Asturianer besonders stark vertreten; die meisten widmeten sich dem Handel, manche auch dem Bergwerkfach, während das Handwerk mehr in den Händen Einheimischer blieb. Die Unfehlbarkeit, die diese Leute im Geldmachen besassen, wird wie ein Wunder gerühmt, aber die Schnelligkeit, mit der ihre Nachkommen das Erworbene wieder durchzubringen wussten, scheint kaum weniger erstaunlich gewesen zu sein. Hier machte sich der Mangel an Bildung des Verstandes und Charakters fühlbar. Allgemein ist die Klage über die schlechte Erziehung, welche die Spanier ihren Kindern angedeihen liessen und den Müttern, die in den mittleren Ständen sonst gute und treue Frauen waren, wird einstimmig eine verderbliche Schwäche vorgeworfen, die sie in der Erziehung ihrer Sprösslinge an den Tag legten.

Der Mangel an wahrhafter Cultur, an gediegenem Geist und Charakter hat sich kaum je an einem Volke so bitter gerächt als an dem Zweige des spanischen, der durch die beständige Auswanderung nach America verpflanzt wurde. Die Kinder vergeudeten, was die Eltern erworben hatten, nahmen Sitten und Gesinnungen an, die diesen ein Gräuel sein mussten und standen gegen sie in Waffen, sobald die Fahne der Revolution erhoben wurde. So wie die günstigen wirthschaftlichen Zustände

des viceköniglichen Mexico auf dem Fleiss und der Sparsamkeit der Spanier beruhten, so ist die Hauptursache des späteren Zerfalls die Trägheit und Verschwendungssucht, überhaupt die Unsolidität der Kreolen. Aus dem Gegensatz der beiden ist die Revolution entstanden, welche America den Händen Spaniens entriss, denn die Racenunterschiede fingen erst im Verlauf der amerikanischen Befreiungskriege an, sich geltend zu machen.

Der sociale Zustand des mexicanischen Volkes war in den Jahrzehnten, die diesen Kämpfen vorangingen, bezeichnet durch starre Schranken, welche die Europäer gegen die Creolen (*criollo's* nannten die Spanier die von europäischen Eltern im Lande Geborenen, aber der Name wurde vielfach als Schimpfwort verstanden), die Mischlinge und die Indianer und Neger aufrecht erhielten; durch das moralische und materielle Uebergewicht, welches dieselben theils durch den Fleiss und die besseren Kenntnisse, die sie aus dem alten Lande brachten, theils durch die Begünstigung behaupten konnten, welche bei Besetzung aller Aemter ihnen zugewandt ward, endlich durch den Hass, der in Folge dessen von allen Nichteuropäern gegen die eigentlichen Spanier gehegt wurde.

Die zwei besten Autoritäten, welche uns über die Zustände im viceköniglichen Mexico kurz vor der Revolution Bericht geben, sind Alexander von Humboldt und Lucas Alaman. Der letztere starb 1854 als erster Minister des Dictators Santa Anna, nachdem er ein Menschenalter hindurch einer der einflussreichsten Staatsmänner Mexicos gewesen, und wird von Einheimischen und Fremden, denen kein Parteigeist den geistigen Blick trübt, für den bedeutendsten Politiker und Schriftsteller erklärt, den das neue Mexico hervorgebracht hat. Die Berichte beider treffen, soweit die politischen und socialen Zustände in Betracht kommen, im Wesentlichen überein. Daher können wir mit einem ziemlichen Grade von Vertrauen zum Beispiel ihren Angaben über die Zahlenverhältnisse der damaligen Bevölkerung folgen. Sie schätzen sie auf sechs Millionen insgesammt und weisen

hiervon 1—1$^1/_5$ Millionen den Weissen, (wovon 70,000 europäische Spanier) und vom Rest die eine Hälfte den Mischlingen, die andere den farbigen Racen zu. Wenn wir nun vernehmen, dass von den 170 Vicekönigen, die nach und nach in Neuspanien regierten, nur 4 hier geboren, und zwar als Söhne von hochgestellten spanischen Beamten geboren waren, dass ferner unter 602 Generalcapitänen und Präsidenten nicht mehr als 14, und unter 706 Bischöfen nur 55 Creolen waren, so begreift man den ungesunden Zustand, der in einem Staatswesen herrschen musste, in dem eine Minderheit durch solche übermässige Bevorzugung die Herrschaft in Händen hält. Dabei war es in den niederen Beamtungen im Verhältniss nicht viel besser und ein grosser materieller Wohlstand vermehrte noch das Uebergewicht dieser privilegirten Stellung. Wenn man diesen Zustand betrachtet, so wird nicht blos die Revolution, sondern auch die vollkommen barbarische Verfolgung und Verbannung begreiflich, die in den ersten Jahren nach der Revolution gegen die europäischen Spanier verhängt wurde.

Die Thatsachen, welche die Geschichte Süd- und Mittelamerica's nur in dem jetzt vergangenen Halbjahrhundert vorgelegt hat, lassen die colonisirende Fähigkeit der Spanier in einem sehr trüben Licht erscheinen. Dies ist aber mehr dem niedrigen Culturgrad, auf dem das Volk als solches steht, der vorwiegenden Handelsneigung und der schlechten Regierung zuzuschreiben, als der Unfähigkeit der Einzelnen. Diese zeigen sich vielmehr als erfolgreiche Kaufleute und Geschäftsleute und sollen dies früher, als eine strengere Zucht und einfachere Sitten den Mangel des Unterrichtes ersetzten, in noch höherem Maasse gewesen sein. In Mexico habe ich überall mit Anerkennung von der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit, und theilweise selbst dem Unternehmungsgeist der alten Spanier reden und den Verlust beklagen hören, den das Land durch ihre zweimalige Austreibung erlitten hat. Thatsache ist es, dass z. B. in dem so wichtigen Bergwerksfach dieser Verlust noch heute nicht ausgeglichen ist.

## II.

Die Frauen sind das bessere Geschlecht. Ihre schlechte Erziehung. Ihre Abschliessung von der Gesellschaft. Rückwirkung derselben auf die Männer, welche häufig weibisch werden.)

Hinsichtlich der Frauen findet man hier eine Beobachtung bestätigt, welche man bei allen romanischen Völkern machen kann. Sie scheinen höher zu stehen als die Männer, weil sie in dem Kreis, den ihnen Natur und Sitte angewiesen haben, ihre Aufgaben besser erfüllen. Indem sie sich auf diesen engen häuslichen Kreis beschränken können, den die moderne Cultur kaum berührt, geben sie nicht jenes unbefriedigende Schauspiel von Unzulänglichkeit, von schwachen Bemühungen und halbem Gelingen, welches uns in den wirthschaftlichen und politischen Bestrebungen ihrer männlichen Lebensgefährten so peinlich auffällt. Wenn wir die ungemeine Schmiegsamkeit und Unselbständigkeit ihres Wesens betrachten, so sind wir auch geneigt, weniger scharf über Fehler und Fehltritte zu urtheilen, die man ihnen nachweisen könnte; wir denken: Hätten diese Frauen bessere Männer, so würden sie selber besser sein. Meinen Beobachtungen nach wird diese letztere Meinung gleichsam experimentell gestützt durch die glücklichen Ehen zwischen Männern germanischen Stammes und mexicanischen oder spanischen Frauen. Ich habe Gelegenheit gehabt, schon in Californien solche Verbindungen kennen zu lernen, und hier in Mexico, wo speciell Deutsche sich häufig mit Mexicanerinnen verheirathen, habe ich gesehen, dass an der Seite eines tüchtigen Mannes die letzteren vortreffliche Frauen und Mütter sind. Ich schliesse freilich daraus nicht, dass solche Mischehen empfehlenswerth seien, denn erfahrungsgemäss leidet die Erziehung der Kinder unter dem Mangel der innigeren geistigen Gemeinschaft, die in der Regel nur unter Gliedern eines und desselben Volkes möglich ist. Auch ist es fast unerhört, dass eine Mexicanerin deutsch lernt, wodurch es

nicht selten geschieht, dass selbst in besseren deutsch-mexicanischen Familien die Kinder kaum ein Wort deutsch sprechen können.

Wenn man freilich die Mexicanerinnen mit Frauen anderer Völker vergleicht, statt mit ihren eigenen Männern, stehen sie unzweifelhaft im Nachtheil, und die schlechte Erziehung, welche sie geniessen, vermag das nicht vollkommen zu erklären. Es liegt eben in der Race eine stark vorwiegende sinnliche Anlage, durch welche die Wagschale der geistigen Kräfte bedeutend und früh in die Höhe geschnellt wird. Was wir beim Mann als gedankenloses, unlogisches Wesen charakterisirt haben, tritt bei der Frau hier um so schärfer hervor, je entschiedener bei ihr mit der früh eintretenden Reife die geistige Entwickelung abschliesst und je mehr Sitte, Gewohnheit und meistens auch Neigung sie zu der unglaublichen Indolenz hinführt, welche den Grundton im Leben einer verheiratheten und nicht ganz armen Mexicanerin bildet.

Ein Blick auf die Erziehung der Frauen und ihre Stellung und Thätigkeit im Innern der Familien mag dieses Urtheil erläutern. So lange als es Klöster in Mexico gab, wurde fast der einzige Unterricht, der den Mädchen zu Theil wurde, von Nonnen ertheilt. Sie kamen nicht über die Elementarkenntnisse und die Handarbeiten hinaus, aber in den letzteren erwarben sie sich oft grosse Fertigkeiten, zu deren Ausübung ihnen das stille Leben des Hauses Ruhe und Musse genug darbietet. Künstliche Stickereien, Blumen, Häkelarbeiten und dergleichen Dinge von zweifelhaftem Nutzen gehören zu den häufigsten Zimmerzierden und erstaunen besonders den, der aus den Vereinigten Staaten kommt, wo die Frauen sowenig von diesen häuslichen Künsten verstehen. Seit der Aufhebung der geistlichen Orden haben die Regierungen und die Gemeinden für den Mädchenunterricht zu sorgen begonnen und es sind auch Privatschulen für Mädchen eingerichtet worden. In der Hauptstadt giebt es einige Mädcheninstitute nach europäischem Muster und ein Paar Familien halten eigene Erzieherinnen. Aber draussen im Lande ist es kläglich be-

stellt mit dem Unterricht der Mädchen, welcher in den meisten Gegenden gar nicht organisirt ist, so dass es dem Zufall anheimgegeben bleibt, ob sich vielleicht eine Lehrerin der Kinder annimmt, oder ob die Eltern selbst im Stande sind, dieselben in etwas zu unterrichten. Selbst die reichsten Familien in den kleineren Landstädten lassen ihre Töchter zu Hause bei Mägden und Knechten aufwachsen, und sind zufrieden, wenn sie ein Bischen schreiben und rechnen können. Mit dreizehn Jahren treten diese Wildlinge dann in das Alter der Heirathsfähigkeit und fangen an, das Haus sowenig wie möglich zu verlassen und beim Ausgehen wie Nonnen mit niedergeschlagenen Augen und schüchternen Schritten sich zu zieren. Vom Fenster aus zu kokettiren, am Abend die Seufzer eines „*Novio*“ anzuhören und zu erwidern, heimlich Briefe mit ihm zu wechseln etc. gilt aber nicht für Unrecht, solang es eben nicht zu öffentlich getrieben wird. Selbst dem Verlobten öffnet sich bei den Familien, die an guten, alten Sitten hängen, das Haus seiner zukünftigen Schwiegereltern vor der Heirath nicht unbedingt; er wird nicht wie bei uns als ein neugewonnenes Kind dieses Hauses angesehen und für den Verkehr mit seiner Braut bleibt er oft bis zum Hochzeitstag auf die abendlichen Gespräche unter dem Balcon oder am Fenstergitter angewiesen. Wie der Schatz wohlbehütet ist, wird er auch hoch im Preis gehalten und der junge Ehemann hat vom ersten Tage seiner Verheirathung an schweren Tribut an Geduld und Ruhe, selbst an Geld und anderen guten Dingen seinen neuen Verwandten zu entrichten. Die ganze angeheirathete Verwandtschaft setzt ihn auf die mannigfaltigste Weise in Contribution und Schwiegermutter und Schwägerinnen betrachten sein Haus als das ihre. Würden die meisten Männer hier nicht so jung heirathen und in der Liebe so leidenschaftlich und verblendet sein, so würde allein die Furcht vor diesem Ballast, der von der Hochzeit an ihr Lebensschiff beschwert, manchen vom Heirathen abhalten. Ich kenne Deutsche, die vor der Verheirathung mit mexicanischen Mädchen die Beziehungen zu deren Familien sorgfältig

dahin *„arreglirten“*, dass sie den Verkehr auf das Nothwendige einschränkten und ein ganzes Gitter von Vorsichtsmassregeln um ihr Haus zogen. Einem schien es nicht zu grausam, das Aufhören jedes Verkehrs seiner Frau mit ihren Verwandten, nahen und fernen, zur Heirathsbedingung zu machen und man lobte ihn wegen seiner Klugheit und Entschiedenheit.

Das Glück rein mexicanischer Ehen wird durch solchen Familienballast weniger beeinträchtigt, denn die Männer stellen keine so grossen Forderungen an das Hausleben wie etwa die Deutschen, und ihre natürliche Bequemlichkeit und Trägheit scheut vor häuslichen Revolutionen, wie es scheint, mehr zurück als vor politischen. Ich glaube, es spielt auch etwas Furchtsamkeit hinein und schien es mir sowohl nach Schlüssen, die man aus dem Charakter ziehen kann, wie nach Beobachtungen, dass in Mexico unverhältnissmässig viel Männer unter dem Pantoffel stehen. Man kann voraussehen, dass dem so sein muss, denn in diesen traurigen Zustand gerathen die bequemen, schwankenden, sinnlichen Naturen, wie sie hier den Durchschnitt der Männerwelt bilden, am allerleichtesten. Die Männer haben hier entschieden häufig etwas Weibisches an sich.

Die halborientalische Sitte der Frauenabschliessung verfehlt ihre Wirkung in dieser Richtung nicht. Ich erinnere mich, dass in Reisewerken über den Orient öfters eine gewisse Weibischkeit der Männer als eine der Folgen der unwürdigen Stellung bezeichnet wird, welche die dortige Sitte dem weiblichen Geschlechte anweist. Das ist die Rache der Frau, sagt ein geistreicher Franzose bei Besprechung maurischer Sitten: aus dem öffentlichen Leben verwiesen, wirkt sie um so stärker auf das Temperament der ganzen Race. Dies ist sehr wahr und man kann es auch hier in Mexico unschwer nachweisen. Es würde merkwürdig sein, wenn es anders wäre.

Im geistigen Leben wirkt die Abschliessung der Frauen retardirend auf die ganze Gesellschaft, indem sie ihnen den Antrieb zu Bildung raubt, den das Zusammenleben mit Männern oder die Möglichkeit der Erlangung

einer selbständigen Lebensstellung bietet. Jene gesunde Tendenz nach Zutheilung einer grossen Anzahl leichterer Beschäftigungen an die Frauen, welche wir in Deutschland und England sich immer kräftiger ausprägen sehen, und welche beiden Geschlechtern zu grossem Vortheil gereicht, kann sich hier, so wie die Sitten nun einmal sind, gar nicht geltend machen. Wir sehen daher fast alle Arbeiten, selbst die leichtesten, von Männern gethan. In das Haus und die Kirche zurückgedrängt, von dem Bedürfniss nach eigener Thätigkeit, das so natürlich scheint, entwöhnt, bleibt der Frau nur die Sphäre des Gefühlslebens unbeschränkt verstattet. Als Liebe in der Jugend, als Intrigue in reiferen Jahren, beherrscht diese Sphäre die Gesellschaft hier mehr als gut und natürlich, aber der ersteren fehlt die veredelnde Kraft, welche geistige Erfahrung, Bildung im weitesten Sinn, und ein gesunder, reifer Charakter ihr verleihen, und die andere ist ja schlecht an sich. Das Uebermaass bringt in die Beziehungen der Geschlechter hier einen Mangel von Ernst und Tiefe, der bald als Tändelei, bald als absolute Unfähigkeit erscheint, die Leidenschaften zu beherrschen, und da die Frauen nichts Wichtigeres zu thun haben, als diese Beziehungen zu pflegen, kann es nicht fehlen, dass viele Männer in die gleiche Lage kommen und weibisch werden. Man könnte an Hercules und Omphale denken, wenn hinsichtlich des männlichen Theiles das Bild nicht gar zu schmeichelhaft wäre. Diese Wirkungen werden noch durch den Umstand verstärkt, dass die Racen, denen die hiesigen Völker vorwiegend angehören (Indianer, Südeuropäer, Neger und deren Mischlinge), sowie das Klima eine sehr frühe Entwickelung begünstigen, welche nach allgemeiner Erfahrung der Ausbildung eines männlichen Charakters keineswegs günstig ist.

Uebrigens glaube ich, dass die Frage Erwägung verdient, ob nicht bei den Spaniern wie bei anderen halbsemitischen Völkern die körperliche wie geistige Differenzirung der beiden Geschlechter überhaupt minder scharf ausgeprägt sei als bei den ächten Germanen. Finden wir nicht bei Italienern, Spaniern, Rumäniern,

Juden u. dergl. viel häufiger zarte Jünglinge mit weichen Zügen, sanftfeurigen Augen, vollen Lippen, niederer Stirn, kurzum von weiblichem Typus, der selbst im Körperbau durch breite Hüften und langen Leib bei kurzen Beinen sich zu wiederholen scheint? Und sind nicht dagegen bärtige, tiefstimmige Frauenzimmer bei denselben Völkern besonders häufig? An Geist und Charakter steht, wie ich schon bemerkt, der Spanier und Creole jedenfalls nicht höher als sein Weib. Putzsucht und Eitelkeit ist bei jungen Männern hier mindestens so stark wie bei den Mädchen und endlich begegnen wir in der Geschichte dieses Volkes den männlichen Frauen und weibischen Männern nicht weniger oft als in der Gesellschaft. Es liegt hier ein interessantes Problem verborgen, dessen Lösung uns wahrscheinlich lehren würde, dass die fortschreitende grössere Theilung der Arbeit zwischen den beiden Geschlechtern einer der Factoren der allgemeinen menschlichen Culturentwickelung ist.

---

## III.

(Sittenzustand. Plagiatores und Salteadores. Besonderer Charakter der hiesigen Aufklärung. Bedeutung der wirthschaftlichen Grundlage. Die Lotterien.)

Es ist immer etwas viel behauptet, was einer der älteren Beschreiber Mexicos aufstellte und einige neueren nachschrieben: An Grösse und Einwohnerzahl kann sich Mexico mit den berühmtesten Städten vergleichen, die es jemals gegeben hat. Vergleicht sich auch die Menge seiner heutigen Einwohner nicht mit der, die es einst bevölkerte, so übertrifft sie dieselbe um so mehr in der Qualität. Denn jetzt sind seine Einwohner Spanier, Christen, die des Lichtes des Evangeliums und der himmlischen Weisheit theilhaftig geworden sind, während die früheren Bewohner Götzendiener waren, die in der Nacht des Unglaubens wandelten u. s. f. Die Azteken haben sich wahrscheinlich nicht mit Criminalstatistik be-

schäftigt und es fällt daher schwer, den moralischen Zustand Tenochtitlans mit dem des neuen Mexico zu vergleichen. Aber die Conquistadoren und Missionäre berichten manches, was uns zweifeln lässt, ob die alten Azteken trotz ihres blutigen Gottesdienstes in ihrem bürgerlichen Leben, ihren Sitten und ihrem Thun so weit unter den Spaniern und Mischlingen standen, wie man glauben machen möchte. Schauen wir an der Hand einiger neueren Erfahrungen zu, wie es mit der Culturhöhe dieser christlichen Stadt aussieht, so finden wir einige sehr wenig liebliche Züge, welche in ähnlicher Schärfe vielleicht nur in ähnlich barbarisch-christlichen Gegenden Siciliens oder Andalusiens wiederkehren. So hat z. B. die verworfenste Form des Raubes, die Erpressung von Lösegeldern für die Herausgabe eines Gefangenen, in den letzten Jahren hier zu Lande erschreckende Dimensionen angenommen. Man nennt dieses Verbrechen „*Plagio*" und die, welche es verüben, „*Plagiatores*" und „*Salteadores*". Es ist nothwendig geworden, ein eigenes Gesetz gegen die Räuber zu schaffen, die sich solchen Verbrechens schuldig machen. Demselben zu Folge sollen sie summarisch und mündlich vor den Behörden gerichtet werden, von deren Agenten sie aufgegriffen worden sind, soll ihr Urtheilsspruch in drei Tagen gefällt und kein Recurs gegen selbigen zugelassen werden. Werden sie bei der That ertappt, so sollen sie auf der Stelle erschossen werden. Es war nothwendig, dass streng gegen diese Classe von Verbrechern eingeschritten wurde, denn vor einigen Jahren, als dieses System in Blüthe stand, war es z. B. den grossen Gutsbesitzern gradezu nicht mehr möglich, auf ihren Haciendas in der Nähe der Hauptstadt zu wohnen oder anders als in bewaffneter Begleitung ihre Reisen nach denselben zu machen. Noch jetzt, wo das strenge Gesetz bereits einige Wirkung gethan hat, wagt sich ein reicher Mann nur unter Bedeckung ins Land hinaus und leben die Gutsbesitzer oder ihre Administradores auf den Haciendas wie in kleinen Festungen, wohlbewaffnet und auf nächtliche Ueberfälle gefasst. Noch im Frühling 1874 wurde einer der

reichsten Einwohner von Mexico Abends, als er aus dem Theater ging, überfallen, in eine Kutsche gesetzt und nach einer der Vorstädte gebracht, wo die Plagiatoren ihn unter dem Fussboden einer Stube 3 Tage in der elendesten Lage, Arme und Beine gebunden, den Mund geknebelt, die Ohren mit Wachs vergossen, gefangen hielten. Den vorhergehenden Herbst war ein Gutsbesitzer in der Nähe der Hauptstadt, nachdem die Plagiatoren seinen Administrator getödtet hatten, gefangen worden. Da seine Verwandten keine Miene machten, die Summe zu bezahlen, die für seine Freilassung gefordert wurde, misshandelten ihn die Verworfenen und begruben ihn, als er halbtodt war. In beiden Fällen folgte die Strafe der Entdeckung des Verbrechens auf dem Fusse, aber in anderen, die den öffentlichen Unwillen minder stark erregten, haben die Richter leider die weibische Weichmüthigkeit vorwalten lassen, die nirgends so übel angebracht ist wie hier. Mich widert dieselbe mehr an als alle Grausamkeit, deren diese selben Menschen in ihren erregteren Stimmungen fähig sind und ich zweifle nicht, dass das ganze Räuber- und Plagiatorenunwesen so lange unausrottbar bleibt, als nicht die strengen Gesetze mit consequenter Strenge ausgeführt werden. Was nützen zerstreute Beispiele, die man in den aufregendsten Fällen statuirt, bei dieser thierisch begehrlichen, thierisch gedankenlosen Bande? Hier muss die Gerechtigkeit als Rache aztekisch blutig auftreten.

Man kann die hiesigen Sitten-Zustände nicht mit europäischem, auch nicht mit südeuropäischem Maassstab messen. Alle unsere modernen Begriffe sind hier verzerrt und so auch die sittlichen. Die Cultur des 19. Jahrhunderts ist bis hierher nur als Carricatur gelangt. Man muss sich von Aeusserlichkeiten nicht täuschen lassen. Man ist in Europa nicht immer eingedenk des tiefen Niveauunterschiedes, der alle Lebensäusserungen der Europäer, wie sie auch heissen mögen, von denen der mittel- und südamericanischen Mischracen trennt. Dasselbe Wort deckt ganz verschiedene Begriffe hier und dort. Das ist in den politischen und wirthschaft-

lichen Dingen eben so wahr wie in den sittlichen und geistigen. Man überschätzt gewiss z. B. die religiöse Aufklärung, der freilich der Charakter des Volkes, oder sagen wir der Männer in diesen Ländern eine besonders günstige Disposition entgegenbringt. Man wird wenigstens heutzutage gut thun, den vielen Anzeichen einer geistigen Emancipation, die sich besonders in der Presse und in den Verhandlungen der politischen Körperschaften geradezu unangenehm aufdrängen wollen, keine hohe Bedeutung beizumessen und wird mit diesem Urtheil im Ganzen nicht fehlgehen. Der Kampf gegen die Uebermacht der Geistlichkeit, welcher das ganze politische Leben Mexicos seit der Losreissung von Spanien durchzieht, scheint allerdings mit einer gründlichen Niederlage dieser Körperschaft geendigt zu haben. Seit 1857 haben die Liberalen das Staatsruder in der Hand und die Episode der Intervention und des Kaiserreiches scheint durch ihr jähes Ende diesem Sieg noch die Bedeutung einer geschichtlichen Thatsache von hoher Wichtigkeit aufzuprägen. Aber man darf nicht vergessen, dass Geistlichkeit, Religiosität und Aufklärung hier ganz andere Begriffe decken als bei uns. Die erstere war und ist in den meisten ihrer Glieder so demoralisirt, dass nur die allgemeine Erschlaffung der Sittlichkeit und Sitte, welche die ganze mexikanische Gesellschaft durchzieht, und ein grosser Mangel an klarem Urtheil ihr ein Theilchen von der Achtung sichert, deren sie geniessen sollten. Die Religiosität entspringt wesentlich dem Bedürfniss nach Ausfüllung der Leere, welche das gedankenlose Dahinleben, der Mangel an rechter Erziehung und Selbstbeherrschung in den Charakteren erzeugt. Sie ist eine directe Folge der Charakterschwäche, welche die hervortretendste und einflussreichste Eigenschaft im Wesen dieses Volkes darstellt. Die Aufklärung ist folgerichtig keine Auflehnung des Geistes und Charakters, die nach ernsthafter Prüfung sich stark genug glauben, um auf sich selber zu bauen, sondern sie entspringt einem Ueberdruss an den alten Religionsformen, dem Wunsch, sie wie eine Mode gegen einen modernen Glauben zu ver-

tauschen, und sie greift mit Leichtigkeit um sich, weil das was sie umzustürzen strebt, auf sehr schwachen Fundamenten ruht. Die Aufklärung repräsentirt also hier weder eine wissenschaftliche Errungenschaft, noch ist sie das Resultat einer prüfenden Selbsterziehung, sondern sie besteht wesentlich nur in einer Beseitigung des Unbequemen, das die Beugung des Individuums unter einen starren Glauben mit sich bringt. Gerade die Elemente, welche bei uns auch die „Aufgeklärtesten" aus den Religionslehren in ihr neues Credo hinübernehmen, sind es, die hier am bäldesten verleugnet werden. Mit anderen Worten: Es wird die Religion hier viel weniger erschüttert durch den Widerspruch, in welchem sie zur Vernunft steht, als wegen der Schranken, die sie dem Hange des hiesigen Naturells zur Zügellosigkeit auferlegt. Ganz so wird auch die politische Freiheit als Erlaubniss aufgefasst, jede Pflicht, jedes Maass zu ignoriren, und deshalb sind die Freisinnigsten vielfach die Zügellosesten und wird das Wort „republicanische Tugend" zum bitteren Spott.

Vielleicht wird auch die tiefgehende Bedeutung der materiellen Grundlage eines solchen Volkslebens häufig nicht genug gewürdigt. Die Unsicherheit und Schwierigkeit des Erwerbs schaffen eine Unsolidität des Bodens, welche das Festwurzeln gediegenerer Existenzen gar nicht zulässt. Buckle hat den Vulkanismus dieser Gegenden als eine der Ursachen der schwankenden Geistes- und Gemüthszustände ihrer Bevölkerungen hervorgehoben, aber die wirthschaftlichen Erdbeben und Eruptionen sind wahrscheinlich wirksamer als die physischen, jedenfalls unmittelbarer eingreifend und dauernder. Grosse Schichten der Bevölkerung kommen durch sie gar nicht aus dem Schwanken heraus. Das Lotterieunwesen kann kaum verbreiteter gedacht werden, als es hier ist, und ohne es zu beachten, können die wirthschaftlichen Verhältnisse Mexico's nicht verstanden werden. Allein in der Hauptstadt bestanden, wie ich einem officiellen Bericht an den Congress von 1875 über diese Lotterien entnehme, im Jahre 1873 neun privilegirte Lotterien unter den Namen

*Del Ferrocaril, La Purisima, El Conservatorio, La Providencia, El Divino Salvador, La Trinidad, San José, Sant Vincente de Paul, Jesus Maria y José.* Diese Lotterien spielen mit einem Capital von etwas über zwei Millionen Pesos, wovon sie dem Publikum 1,300,000 an Gewinnen abgeben. Von den Einnahmen geht ein Theil in die Staatskasse, ein anderer in die Kassen wohlthätiger oder gemeinnütziger Institute, die ihre Namen für diese gewinnreichen Unternehmungen hergeben. Aber viel eingreifender sind die kleineren Lotterien in den Landstädten und den Dörfern, die zu den grössten und besuchtesten Volksbelustigungen gehören. Viel unangenehmer als die Stier- und Hahnenkämpfe waren mir die Spielbuden, die eine der Institutionen dieser Märkte sind und auch ausser der Jahrmarktszeit „mit obrigkeitlicher Bewilligung" überall aufgeschlagen werden, wo sich Aussicht auf Gewinn eröffnet. In der Adventszeit weiss man an vielen Orten die Ankunft des Heilandes nicht besser zu feiern als durch wochenlang fortgesetztes öffentliches Hazardspiel, welches die ärmeren Classen der Bevölkerung in einem Zustand von Erschöpfung zurücklässt, der oft durch jahrelange Arbeit nicht ausgeglichen wird. Als ich am 24. December 1874 vom Orizaba herab nach Cordova, einem Städtchen von 7000 Einwohnern, im Staate Veracruz, kam, war auf der Plaza hart bei der Kirche eine Bretterbude aufgeschlagen, in welcher zahlreiche lange Tische und Bänke standen und in der Mitte eine Tribüne, so dass es schien, als ob hier eine Art Volksversammlung oder vielleicht öffentlicher Gottesdienst gehalten werden sollte. Es war aber etwas ganz Anderes, was am Weihnachtsabend hier ins Leben trat. Statt von der Wohlfahrt des Landes oder der Seelen, wurde hier von Dingen gehandelt, als deren Patron man anderwärts den Teufel nennt. In einer Ecke des Raumes, der wohl fünfzig Schritt lang war, standen zwei grüne Tische, wo sich unaufhörlich die Roulette drehte, und ein dritter, an dem mit Karten eine Art *Poker* gespielt wurde. Der ganze übrige Raum war dem Lottospiel gewidmet. Die Tische waren mit Zetteln beklebt, auf denen die Num-

mern standen, und auf den Bänken sassen gedrängt die Spieler und Spielerinnen und von der Tribüne herab rief ein Kerl, der schuftig genug aussah, im intriguantesten Falsett die Nummern aus. Jeder Mitspielende hatte einen Realen (1/2 Mark) zu entrichten und der Kassirer, der umherging, hatte ein Säckchen voll Maiskörner in der Hand, die er an die Spielenden vertheilte, damit sie ihre Nummern mit denselben deckten. Sobald einer eine Reihe gedeckt hatte, klopfte er auf den Tisch und rief die Nummern derselben, die der Ausrufer auf der Tribüne verificirte. Darauf wurde der Gewinn ausbezahlt, der übrigens nicht bedeutend war, da er bei Spielen, wo fünfzig bis sechszig Personen theilnahmen, nicht über 2 Thaler betrug. Aber es spielte nicht nur das gemeine Volk, sondern Leute aus allen Classen, und besonders nicht wenige Damen sah man hier sitzen, denen ihre Galane die Nummern finden halfen. Ebenso war es an den grünen Tischen. Rings um die Bude standen Tische, an denen Hazardspiele für Kinder und minder Bemittelte eingerichtet waren. Hier setzte man Kupfermünzen und gewann Zuckerwerk und Spielzeug von geringem Werth. Aber selbst am Roulettetisch ging der Einsatz bis zur kleinsten Silbermünze, dem Medio (1/4 Mark) herab und man sah Leute der niederen Classen in Masse dort spielen. An Musik und an Buden, wo geistige Getränke zu haben waren, fehlte es dabei nicht und das Vergnügen war allgemein. Was mir auch auffiel, war die grosse Zahl der Halbindianer unter den Bankhaltern; man sieht diese Leute sonst bei keiner Arbeit stark vertreten. Ferner schien es mir charakteristisch, dass der Hauptcroupier bei einer der Rouletten ein früherer Deputirter und Candidat für den Posten des Gouverneurs von Veracruz war.

# Einiges über das Unterrichtswesen.

## I.

**(Jesuitenschulen. Gegenwärtiger Zustand der allgemeinen Bildung in Mexico. Das Nothwendigste sind gute Mittelschulen. Mängel des früheren Secundärunterrichts. Die provinciellen Hochschulen. Die medicinische Schule in Mexico.)**

Die Geschichte der Wissenschaft und Bildung ist in Mexico gerade wie im Mutterland Spanien und in allen spanischen Colonien ein armes, äusserst wenig anmuthendes Capitel, dessen Hauptcharakterzug Stagnation und manchmal selbst Rückschritt ist. Vor dem Unabhängigkeitskrieg waren zwei geistliche Orden die einzigen Stützen des höheren Unterrichts, so wie von der Geistlichkeit im Allgemeinen das bisschen Elementarbildung ausging, das die höheren und mittleren Classen empfingen. Die Jesuiten, welche 1572 nach Mexico kamen, waren die Ersten, welche *„Colegios"* d. h. eine Art Gymnasien in den grössten Städten des Landes gründeten. Theologie, Philosophie und lateinische Sprache wurde in ihnen mit besonderem Fleiss gelehrt und wenn wir den Eifer betrachten, mit dem die Glieder dieses Ordens sich gerade in America ihrer Aufgaben als Lehrer der Jugend entledigten, sind wir geneigt zu glauben, dass ihre Leistungen den Anforderungen der Zeit genügten. Gewiss ist, dass die Vertreibung der Jesuiten (1767) eine Verschlechterung der Schulen herbeiführte, welcher durch die Errichtung neuer Colegios seitens der Regierung nicht vorgebeugt werden konnte, da die zum Lehrberuf geeigneten Persönlichkeiten selten waren. Die Jesuiten waren auch die Gründer der theologischen Bildungsanstalten; später nahmen die Franziskaner sich derselben an, aber mit geringerem Erfolg als jene.

Dieser Jesuitenunterricht hatte ohne Zweifel seine grossen Mängel. Die Vermischung aller Wissenschaft,

die man lehrte, mit Religion; das einseitige Festhalten an dem Schematismus der alten Klosterschulen; die Ausschliessung wichtiger Lehrstoffe, wie Erdkunde, neuere Geschichte, Sprachen, Naturwissenschaften u. dgl. waren nicht die Mittel, um den Jünglingen eine Bildung zu geben, wie unsere Zeit sie von allen Menschen fordert, die Nutzen aus ihrer Culturhöhe ziehen und ihrerseits ihr wieder nützen sollen. Aber was gelernt wurde, wurde meistens gründlich gelernt, und dabei wurde das Gewicht auf Zucht, Gehorsam und Ordnung gelegt, welches in der Erziehung zerfahrener und flatterhafter Charaktere, die in diesem Volke vorwiegen, immer das allererste Erforderniss sein wird. Wir begreifen die Klagen einsichtiger Männer, die nach dem Unabhängigkeitskrieg eine Oberflächlichkeit und Zuchtlosigkeit einreissen sahen, mit der verglichen, die Früchte der Klosterschule köstlich erschienen. Uebrigens liefern die literarischen Leistungen, spärlich wie sie sind, einen Maassstab für diesen Rückgang der Bildung. Das geistige Leben ist heute in Mexico ärmer und seichter als vor dreissig Jahren, und damals waren seine Träger noch Männer aus der alten Generation. Der Stand der Geistlichen ist nach allgemeinem Urtheil in den letzten Jahrzehnten an Bildung mehr und mehr zurückgeschritten und die etwas allgemeiner gewordene Verbreitung einer gewissen modernen Halbbildung ersetzt nicht den Mangel gründlich gebildeter, sorgfältig erzogener Männer. Auf dem Gebiet der höheren Erziehung ist überhaupt wohl nur der bessere Unterricht, welchen man den Mädchen in den Hauptstädten angedeihen lässt, als ein unzweifelhafter Fortschritt zu bezeichnen. Dagegen hat sich allerdings der Elementarunterricht bedeutend gehoben und ist auf dem ganzen Gebiete der Republik in einer fortschreitenden Entwickelung begriffen. Jene Beweglichkeit und leichte Auffassung, welche südlichen Völkern eigen zu sein pflegt, fehlt weder den Kreolen noch den Mestizen. Sie lässt dieselben leicht die praktischen Vortheile des elementaren Wissens begreifen und macht ihnen das Lernen leicht. Anderwärts würde die Einrichtung von Volks-

schulen in einem so uncultivirten Volk entweder am Fanatismus oder an der Indolenz scheitern und unzweifelhaft sind auch hier diese beiden Eigenschaften stark vertreten, aber ihre Wirkung wird in diesem Falle paralysirt durch den practischen Sinn und den Reiz, den die übermächtige Eitelkeit ausübt. Diese letztere ist eine ganz hervorragende Nationaleigenschaft der Mexicaner, die selbst den indolenten Indianer nicht ruhen lässt, wenn er einmal von einem seiner berühmten Stammesgenossen, einem Juarez oder Ramirez gehört hat, die aus niedrigen Stellungen zu hohen Staatsämtern aufstiegen. Aller anderen Kenntnisse mag er wohl meinen sich entschlagen zu können, aber lesen, schreiben und rechnen, das sieht er selber ein, muss ein Mensch können, wenn er aus seiner Verborgenheit heraustreten will. Weiter geht freilich die heilsame Triebkraft dieses Ehrgeizes kaum, denn diese Leute wissen das kleinste Wissenscapital zu den höchsten Zinsen anzulegen und glauben deshalb wenig zu bedürfen. Elementarkenntnisse, beredsame Pfiffigkeit und Unverschämtheit genügen hier ja, um einen Staatsmann zu machen.

Es kommt nun, da der Elementarunterricht sich mit der Zeit gleichsam von selbst zur Geltung bringt, darauf an, den höheren Unterricht immer weiter auszubreiten und zwar besonders dadurch, dass man einen höheren Maassstab für das, was man Bildung nennt, in Aufnahme zu bringen sucht. Hier wie überall unter ähnlichen Umständen ist die Einführung und Ausbreitung des Elementarunterrichts überhaupt weder die wichtigste noch die schwerste Aufgabe. Von viel höherer Bedeutung ist die Schaffung guter Mittelschulen und Hochschulen, da in ihnen die Classen ihre Bildung suchen, welche den grössten Einfluss auf die Regierung des Landes, auf die Entwickelung seiner Hülfsquellen und auf die Art und Weise üben, wie die niedrigeren Schichten des Volkes ihr bisschen Bildung verwerthen und vermehren.

Was nun die Mittelschulen anbetrifft, so ist dem bereits Gesagten hinzuzufügen, dass sie ihren Klosterschulcharakter bis zum Jahr 1868 beibehielten. Anläufe

zu Reformen, die im Jahr 1831 und 1861 versucht worden waren, führten zu keinem Resultat, weil die betreffenden Gesetze wegen der beständigen Revolutionen nicht zur Ausführung gelangten. Kaiser Maximilian wünschte auch auf diesem Gebiete ernsthaft reformirend durchzugreifen und die Mexicaner selber läugnen nicht, dass er auf demselben manches Gute geschaffen und mehr noch angeregt habe. Was er angebahnt hatte, führte später Juarez' Regierung mit mehr gutem Willen und Ausdauer, als man bisher in Schulsachen gekannt hatte, zum Ziele, so dass das letzte Decennium in der That mehr wahrhafte Reformen im Gebiet des höheren und niederen Schulwesens zu verzeichnen hat als das ganze erste Halbjahrhundert der vielgepriesenen Unabhängigkeit und Freiheit.

Ich habe Gelegenheit gehabt, die Berichte durchzugehen, welche dem Kaiser Maximilian über den Zustand des mexicanischen Mittelschulwesens im Jahr 1864 von ebenso sachkundiger als unparteiischer Seite erstattet wurden. In ihnen werden besonders drei Punkte als reformbedürftig bezeichnet. Der eine ist die Zusammenmischung des elementaren, mittleren und höheren Unterrichtes in einer und derselben Lehranstalt, die mangelnde Trennung von Vorbereitungs- und Fachunterricht und das hieraus folgende Zusammenleben sehr verschiedenalteriger Schüler in derselben Schule; der andere die Dürftigkeit und Einförmigkeit des nach alter Klosterschulenweise jedes Jahr nur in einem einzigen Lehrgegenstande sich ergehenden Unterrichtes; der dritte das Clausursystem und der Missbrauch, der mit den für Schulzwecke bestimmten Stiftungen getrieben wurde.

Der erstgenannte Fehler ist in der Hauptstadt und anderen grossen Städten des Landes theilweise beseitigt worden durch Errichtung von sogen. *Escuelas preparatorias*, Vorbereitungsschulen, die die Stelle unserer Gymnasien und Realschulen vertreten sollen. Aber er ist nicht ausgerottet und wuchert in den mittleren Städten noch immer unbeschränkt. Er entspringt dem Umstand, dass man für jedes Studium zu wenig vorbereitende

Bildung erfordert und dass man die Lehrkräfte, die ohnedies so spärlich sind, zersplittert, statt sie zu concentriren. So würde z. B. jede Staatshauptstadt hinter den Anforderungen ihrer Stellung zurückzubleiben glauben, wenn sie nicht wenigstens eine kleine Rechtsschule ihrem Collegio anhinge. Die meisten wollen es aber nicht unter einer eigenen Hochschule thun, wollen ihren Bedarf an „Staatsmännern", Advokaten, Aerzten, Apothekern, Bergleuten etc. selbst erzeugen. So kommt es, dass der Fond von guten Lehrkräften, der kaum zur Besetzung einer mässigen Landesuniversität hinreicht, in ganz unzulänglicher Weise ausgenützt wird. Der beste Lehrer und der fleissigste Schüler vergeuden viele Kraft nutzlos an diesen kleinen Hochschulen, wo es am Nöthigsten von Büchern nnd anderen Lehrmitteln gebricht und wo so ganz die hochgespannte geistige Atmosphäre fehlt, die zum Wesen einer tüchtigen Hochschule gehört. Es sind, die Rechtsbeflissenen ausgenommen, immer nur wenige Studenten für jedes Fach vorhanden und die meisten Lehrer sind natürlich Dilettanten und ihre Lehre Flickwerk. Ein einziger Zug, den ich von bester Seite habe, charakterisirt dies provinciale Hochschulwesen. In Toluca, einer Stadt von ca. 20,000, wurde dem Collegio eine Rechtsschule angehängt und man bestellte einen guten Advokaten zum Direktor und Professor derselben. Da man aber für den Gehalt nicht mehr als 600 Peso's per Jahr auswarf, fand es dieser Mann lohnender, sich seinem Geschäft zu widmen, als dieser Ehre nachzugehen. Da er das Schwänzen zu arg trieb, legte man ihm für jede versäumte Stunde einen Peso Strafe auf und er bezahlte ihn. Endlich musste man ihn ersetzen und rief jüngere Kräfte, die sich bereitwillig zudrängten, aber da kam die Klage, dass dies keine guten Rechtsgelehrten seien. — Ich selber habe in einer Provincialstadt eine Medicinschule kennen gelernt, wo zwei beschäftigte Aerzte die ganze Wissenschaft verarbeiteten. Bei diesen war es als ein Glück zu betrachten, dass die letzten dreissig Jahre der Medicin und ihrer Hilfswissenschaften für sie nicht existirten. Hätten sie gewusst, was Einer heut zu Tage

wissen sollte, so würden sie an ihrer Aufgabe verzweifelt sein. So aber fahren sie ganz fröhlich fort, den Staat mit einer Zucht alterthümlich ausstaffirter Aeskulapjünger zu versehen. Das Publikum befindet sich vielleicht nicht schlechter dabei.

An der einzigen guten medicinischen Schule, welche seit 40 Jahren in der Hauptstadt besteht, sind die Lehrkräfte genügend und sie wird wohl auch, wenn die *Escuela preparatoria* sich gut weiter entwickelt, mit der Zeit eine etwas besser und vor allem gleichmässiger vorbereitete Schülerschaft aufweisen können. Man betrachtet diese Anstalt als die beste Fachschule im ganzen Lande und was ich von ihren Lehrern und ihren Einrichtungen kennen gelernt habe, hat mir keinen schlechten Begriff gegeben. Sie hat in dem einstigen Inquisitionspalast ausgezeichnet schöne und solide Räume inne, ihre Sammlungen sind zum Theil reich ausgestattet und man rühmt ihren Prüfungen Strenge und Unparteilichkeit nach. Viele Aerzte von wohlbegründetem Ruf sind aus ihr hervorgegangen und ihr Beispiel lehrt, dass es den Leuten hier weder an Mitteln noch Fähigkeiten fehlt, einen guten wissenschaftlichen Unterricht anzubahnen.

Diese Schule ist in fünf Jahresclassen getheilt und die fünf Classen zusammen wurden 1873 von 125 Schülern besucht, unter denen 23 Stipendiaten und 15 interne Pensionäre waren. Das Alter der Studenten im ersten Jahre ist durchschnittlich 14—16, so dass ein praktischer Arzt von 20 Jahren hier eben nicht zu den Seltenheiten gehört.

---

## II.

(Vermischung der Vorbereitungs- und Berufsstudien. Die neue *Escuela preparatoria.* Mädchenschulen. Hindernisse, die sich einer allgemeinen Volksbildung entgegenstellen. Schulen des hauptstädtischen Bezirks.)

Die Vermischung der vorbereitenden und fachlichen Studien, des mittleren und höheren Unterrichts, deren ich im vorigen Briefe erwähnte, wirkt an den vielen

Orten, wo sie noch besteht, auch dadurch sehr schädlich, dass sie mit einem oft klosterhaft abgeschlossenen Clausursystem verbunden ist. Die demoralisirenden Wirkungen, welche das Zusammenleben Zehn- und Zwanzigjähriger in verschiedenen Richtungen üben muss, sind unschwer zu begreifen. Man spricht in allen Schulschriften und Schulberichten von der hohen Aufgabe des „*moralizar al pueblo*“, welche der Schule gestellt sei und trennt sich doch so ungern von diesem verderblichen System. Vor der Kaiserzeit war es in allen Collegio's des Landes eingeführt, man hob es damals auf und jetzt hat es sich zum Theil eingebürgert. In der *Escuela preparatoria*, der einzigen staatlichen Mittelschule in der Hauptstadt, waren im Jahre 1872 von 588 Schülern 160 Interne. Der geringfügige Umstand, dass bei den Prüfungen diese Pensionäre etwas bessere Resultate aufzuweisen hatten, als die Externen, stimmt die Leute wieder dem Clausursystem günstiger. Die ausschliessliche Geltung, die es früher besass, wird es aber nicht mehr erlangen. Scheint es den Eltern den Vorzug der Bequemlichkeit und Billigkeit zu haben, so sind doch auch Einige, die einen grösseren Vortheil darin sehen, die Kinder unter ihren eigenen Augen zu haben. Früher war eine übergrosse Zahl von Schülern unentgeltlich aufgenommen, aber in jenen erwähnten Berichten an den Kaiser war sehr richtig hervorgehoben, wie nichts geeigneter sei, den Eltern ein grösseres Interesse an der Erziehung ihrer Kinder einzuflössen, als wenn man sie zwinge, ein mässiges Schulgeld zu bezahlen. Die Behörden scheinen auch dieses beherzigt zu haben, denn die Zahl der Stipendiaten ist beschränkt und die Internen, welche bezahlen, sowohl in der *Escuela preparatoria* als in den Fachschulen der Hauptstadt, haben 200 Pesos jährlich zu entrichten, was dem Internat von selbst engere Grenzen setzt. Bis in die jüngste Zeit waren die Studien in den Mittelschulen nach einem scholastischen Plan vertheilt, der meines Wissens sich nirgends in Europa so lang erhalten hat, wie hier. Nur die Namen für die Jahresclassen sind da und dort noch in Gebrauch. Es war ein fünfjähriger Cursus festgesetzt, in welchem die

zwei ersten Jahre (Grammatik) für Latein ausschliesslich bestimmt waren, während im dritten Logik, im vierten Mathematik und im fünften Physik und Metaphysik unterrichtet wurden. Es ward schon als Neuerung betrachtet, als man der Logik und Mathematik Französisch und der Physik Englisch gesellte. Weiter ging man aber nicht. Gewöhnlich wurden zwei Stunden des Morgens und zwei Stunden des Nachmittags unterrichtet. Griechische Sprache, Geschichte, Naturgeschichte, Geographie, Literatur u. a. blieben dabei ganz unbeachtet. Seit der Kaiserzeit hat man auch mit diesem verschimmelten System gebrochen und sich dem sogenannten Simultanunterricht zugewandt, wie er an den europäischen Mittelschulen üblich ist. Die *Escuela preparatoria* in Mexico, eine Schöpfung Maximilian's, ist gewissermassen die Musterschule des neuen Systems. Sie hat gleich anderen Schulen in einem früheren Kloster (San Ildefonso) ein ausgezeichnet schönes, geräumiges und luftiges Lokal, in welchem man eine ganze deutsche Kleinuniversität unterbringen könnte. Die Höfe mit Hallenreihen auf allen Seiten, die bedeckten Säulengänge, die hohen weiten Räume, das Solide im ganzen Bau gefielen mir an dieser Schule sehr gut. Wäre ich noch einmal jung, ich möchte mir einen solchen alten Bau zur Schule wünschen und wie die armen Internen in einer engen Mönchszelle mein lernendes Leben führen. Diese Knaben sind zu beneiden. Gegenüber dieser Schule hat sich übrigens die juristische in einem womöglich noch schöneren Lokal, einem früheren Nonnenkloster, niedergelassen, wo die Hallengänge des Hofes einen breiten Brunnen und ein schattenreiches Blumengärtchen einschliessen.

Die *Escuela preparatoria* hat wie die amerikanischen College's Wahlfächer, d. h. die Schüler können zwischen gewissen Fächern eine Auswahl treffen, ohne dass dabei der allgemeine Studiengang gestört wird. Es war mir interessant zu sehen, in welcher Weise sie sich dabei der modernen Sprache gegenüber verhalten und finde ich in dem Bericht über das Jahr 1872 in dieser Richtung folgende Angaben. Von 276, welche die Sprachstunden be-

Orten, wo sie noch besteht, auch dadurch s
dass sie mit einem oft klosterhaft abgeschl
system verbunden ist. Die demoralisir
welche das Zusammenleben Zehn- u
in verschiedenen Richtungen üben
zu begreifen. Man spricht in al
Schulberichten von der hohen
*al pueblo*“, welche der Schule
doch so ungern von diesem
der Kaiserzeit war es in al
geführt, man hob es dam
Theil eingebürgert. In
zigen staatlichen Mitt etz von 1867
im Jahre 1872 von für Mädchen ge-
ringfügige Umstan ursus lehrt sie die ge-
sionäre etwas be , von fremden Sprachen
die Externen, st alienisch. Sie hatte im ersten
günstiger. Di 40 Schülerinnen. Uebrigens ruht
sass, wird e des höheren Mädchenunterrichts in
Eltern den atinstituten, welche zu einem nicht ge-
haben, s mit der Betonung katholischer Principien
Vorthe machen. In der Provinz ist der Unterricht der
Auge noch immer sehr vernachlässigt in allem, was
Sch den Primärunterricht hinausliegt. Nicht überall
w Privatinstitute die Klosterschulen ersetzt und
orts lernen die Töchter der besten Familien gerade
viel wie die Kuhmägde. Es müssen schon sehr
modern gesinnte Familien sein, welche ihre Töchter zur
Erziehung in eines der hauptstädtischen Pensionate
schicken. Eine Gewerbeschule für Frauen, welche 1871 in
der Hauptstadt gegründet wurde, ist nach einem reichen
und vielversprechenden Programm organisirt, aber sie ist
zu jung, als dass man über ihre Leistungen ein anderes als
wohlwollend abwartendes Urtheil fällen möchte.

Da das Hin- und Herschwingen von einem Extrem ins andere fast wie ein Naturgesetz die mexikanische Gesellschaft beherrscht, kann es nicht Wunder nehmen, wenn hier auch schon emancipatorische Tendenzen ein Bruchtheilchen des schönen Geschlechts bewegen. Weil

die Stellung der Frauen hier eine fast orientalisch unwürdige ist, treibt es einige begabte und kecke Naturen zu um so radikalerer Reform und man hört mit Erstaunen von dem Rechte der Frauen sprechen, während unter tausend vielleicht eine das Bestreben zeigt, den Männern grössere Achtung abzuzwingen, sich durch ehrliche Erfüllung der Pflichten ihres Wirkungskreises ein Anrecht auf weitere Rechte zu erwerben. Es fehlt auch nicht an Schriftstellerinnen, die sich indessen glücklicherweise zunächst noch auf ihr natürliches Gebiet, die Lyrik und die dithyrambische Prosa beschränken.

Die neuen Schulgesetze, welche in den letzten Jahren nach dem Vorgang des *Distrito Federal* (Hauptstadt und Umgebung) in fast allen Staaten der Republik erlassen worden sind, haben in einer oder anderer Form sich für den allgemeinen und die meisten auch für den unentgeltlichen Schulunterricht ausgesprochen, wobei aber der Begriff „allgemeiner Unterricht“ nicht als eine Aufgabe zu betrachten ist, deren sofortige Lösung jenes Gesetz anstrebt, sondern vielmehr als ein Ziel, dem man mit unermüdlich gutem Vorsatz zuzustreben bestens gewillt ist. Man spricht allerdings von einigen Staaten, in denen Schulzwang eingeführt sei, aber das kann sich nur auf das Wort beziehen, denn thatsächlich ist ein durchgreifender Schulzwang selbst in den Städten nicht möglich, weil überall eine Masse zigeunerhaft proletarischen Volkes sitzt, das seine Brut zum Arbeiten, oft auch zum Betteln und Stehlen braucht und Geldstrafen niemals zahlt. Auf dem Lande dagegen wohnt ein so grosser Theil der Bevölkerung in den zerstreuten und isolirten Höfen (Rancho's), dass an gemeinsame Schulen für die Kinder von oft der Hälfte der Bevölkerung gar nicht zu denken ist. Schulen für Erwachsene männlichen und weiblichen Geschlechts, wie man sie nach und nach in allen grösseren und mittleren Städten des Landes gegründet hat, Abend- und Sonntagsschulen, bringen wohl bis zu einem gewissen Grade wieder ein, was in jüngeren Jahren versäumt ist, aber wenn man eines ins andere rechnet, wird es nicht übertrieben sein, die Zahl Derjenigen, welche niemals

einen Unterricht erhalten, auf die Hälfte aller überhaupt Bildungsfähigen zu schätzen. Man darf jedoch diese Verhältnisse nicht vom Standpunkte deutscher Erfahrungen aus betrachten, sondern muss immer die grosse Gelehrigkeit der mexicanischen Jugend mit in Rechnung ziehen. Mit geringen Mitteln ist bei ihr viel zu erreichen. Jeder Lehrer, den ich frug, lobte die ungemein leichte Auffassung, das ordentliche Betragen und die Lenksamkeit seiner Schüler. Dass aber sehr rasch und vollständig diese guten Eigenschaften der grössten Trägheit weichen, sobald ein Knabe die Jünglingsjahre erreicht hat, ist eine Thatsache, welche nicht minder allgemein bestätigt wird. Gerade in den Jahren, wo das fruchtbarste Lernen, das selbstdenkende und zweckbewusste, beginnen sollte, lassen alle Kräfte nach und darum findet man hier selten wirklich wohlunterrichtete Leute. Selbständig angeeignete Bildung ist selten und der allgemeine Eindruck des geistigen Lebens ist daher Seichtheit und Verflachung.

Dem guten Willen, der sich in den leitenden Kreisen der Republik gegenwärtig für möglichste Ausbreitung des Volksunterrichtes geltend macht, stellen sich noch immer schwere Hindernisse entgegen. Vor allem fehlt die Gewähr einer ruhigen Entwickelung, welche auf diesem Gebiete die allererste Vorbedingung des Gedeihens ist. Eine politische Umwälzung kann die Früchte jahrelanger Arbeit vernichten. Es werden dann keine Gehalte bezahlt, die Lehrer wenden sich anderen Erwerbsquellen zu und eine clericale Regierung, deren Aufkommen nicht ausser dem Bereich der Möglichkeit liegt, würde vielleicht das ganze Unterrichtsystem umstürzen, das gegenwärtig in Geltung ist. Geldnoth ist selbst in der jetzigen friedlichen Zeit ein starkes Hinderniss der Entfaltung guter Schulen. In einem Staate, durch den ich gereist bin, verkündet der Gobernador alljährlich mit Pomp die Gründung eines Paar Dutzends neuer Schulen, aber Niemand spricht von denen, die eingehen, weil man die Lehrer nicht bezahlt. Ich hörte in Tehuantepec von Vieren, die im letzten Jahr in einem einzigen Distrikt aus diesem Grund ihre Arbeit eingestellt haben. Freilich ist man in Mexiko bis zu

einem gewissen Grade an solche Unregelmässigkeiten gewöhnt und mit Stolz berichtet man die opfervolle Ausdauer der Professoren an der hauptstädtischen Medicinschule, die jahrelang ohne Besoldung ihr Amt versahen, nur um die Schule nicht zu Grunde gehen zu lassen. Es trägt aber nicht Jeder so hohe Gesinnungen im Busen. Diesem Missstand würde nichts abhelfen, als die Dotirung der Schulen mit festen Fonds, denn solange als die Beamten die Schulmeister zahlen sollen, wird es immer hapern, da das Militär Allem vorgeht (denn es darf nicht unzufrieden werden), und die Beamten sich dann in zweiter Reihe natürlich selbst erst bedenken. Man wird unter solchen Umständen auch niemals einen tüchtigen Lehrerstand heranbilden, denn meistens ist man genöthigt, diese prekären Stellungen den „Wenigstnehmenden“ zuzuschlagen. Ein Volksschullehrer ist durchschnittlich mit 100–200 Pesos besoldet und erhält daneben oft noch ein Stück Land zur Bebauung. An den Collegio's, wo die Professoren meistens aus den ältesten Schüler hervorgehen, so dass Achtzehnjährige in solchen Stellungen nicht selten sind, steigen die Gehalte von 600—1000 Pesos. In der Hauptstadt nähern sie sich mehr dem Maximum, in der Provinz dagegen erheben sie sich selten über das Minimum.

Um ein Bild zu geben, wie weit die Anstalten für den öffentlichen Unterricht in dem vorgeschrittensten Theil der Republik, dem *Distrito federal,* gediehen sind, theile ich hier nach einem officiellem Bericht vom Jahre 1873 folgende Zahlen über die Schülerzahlen der vom Staate abhängigen Schulen mit: Die Elementarschulen für Knaben zählten 1122 Schüler, für Mädchen 943, für Erwachsene 162, die Secundärschule für Mädchen 99, die *Escuela preparatoria* 602, die Rechtsschule 158, die Medicinschule 126, die Kunst- und Zeichenschule 600, die Handelsschule 640, die Ingenieurschule 58 und die Ackerbauschule 29 Schüler. Demnach wurden die Staatsschulen von 4696 Schülern besucht. Ueber die Privatschulen, welche viel zahlreicher sind, als die des Staates, liegen mir zur Zeit keine genauen Berichte vor, aber hinsichtlich

des Elementarunterrichtes wird berichtet, dass es in diesem Distrikt 22,000 Elementarschüler beider Geschlechter gebe, wonach zu schliessen ist, dass die Staatsschulen nicht einmal den zehnten Theil der lernenden Jugend umschliessen. Im Secundär-Unterricht dürfte das Verhältniss sich etwas günstiger für die Staatsschulen gestalten. Unter dem, was hier Privatschule genannt wird, sind 51 Schulen der Municipien, 12 einer wohlthätigen Privat-Gesellschaft für Volksunterricht *(Compania Lancasteriana)*, 2 der Barmherzigen Schwestern und 100 eigentliche Privatschulen begriffen.

---

# Einige Betrachtungen über neuere mexicanische Geschichte.

## I.

(Ein Vorspiel der mexicanischen Revolution. Gewaltsame Absetzung des Vicekönigs Iturrigaray im Jahre 1808.)

Iturrigaray war höchstens, was man nennt, ein populärer Mann. Es fehlte ihm der Verstand, das Pflichtgefühl, der Schaffenseifer, die aus einem Revillagigedo, einem Casafuertes und manchen anderen von den früheren Vicekönigen Beamte gemacht hatten, welche der Colonie nicht weniger nützten als dem Lande, das sie herübergesandt hatte, welche die Würde ihrer Stellung zu wahren wussten, während sie sich durch thatsächliche Verdienste Sympathieen erwarben. Bei einem steifen, formelsüchtigen Volk wie den Spaniern ist es schon ein übles Ding, wenn der höchste Beamte des Staates aus seiner Würde heraustritt. Es musste sie aber doppelt empören, wenn in einer Colonie, wo die verachteten Indianer, Mulatten und Mestizen nur auf die Lockerung der gesellschaftlichen Schranken warten, um

sich Rechte zu erschleichen und erstehlen, die man ihnen nie förmlich zuerkennen würde, — wenn in einer Colonie wie Mexico der Repräsentant der Krone ein Zolldefraudeur, ein Liebhaber des Hahnenkampfes, ein Freund der Kreolen u. dergl. war, wie es von Iturrigaray berichtet wird. Schon dass er als ein Günstling Godoy's, des verhassten Ministers Karls IV., herüberkam, schadete seinem Ansehen. Aber da die Menschen hier damals eben so abgeneigt waren, in Politik zu machen, wie sie heute leidenschaftlich geneigt sind, es zu thun, würden diese Vorwürfe sich nicht in die Oeffentlichkeit gewagt und noch weniger zu Thaten geführt haben, wenn nicht aus anderen Gründen der morsche Staatsbau des Vicekönigthums Neuspanien zur selben Zeit begonnen hätte, zu wanken und zu zerbröckeln.

Die Nachrichten von der Abdankung Karls IV., dem Sturze Godoy's und der Thronbesteigung Ferdinand's gelangten nach Mexico am 8. Juni 1808, die von der Abreise der königlichen Familie nach Bayonne und dem Aufstand in Madrid am 23. Juni, die von der Thronentsagung der Bourbonen und der Ernennung eines Statthalters von Spanien am 14. Juli und die einzige erfreuliche, welche die Erhebung der Spanier gegen Napoleon meldete, am 28. Juli. Man kann sich denken, welches Erstaunen, ja, welche Bestürzung diese Posten in der Colonie hervorbringen mussten, welche gewohnt war, das Land, an dessen Gängelband sie so willig ging, als den Inbegriff der Stetigkeit zu betrachten. Politisch unmündigen Nationen sind solche jähe Wechsel doppelt gefährlich. Die Mexicaner waren gewohnt, in Spanien den Mittelpunct ihres ganzen staatlichen Lebens zu sehen, von wo jede Fürsorge auszugehen, nach dem jede Klage sich hinzuwenden hatte. Jenes war die Sonne, dieses nur ein Planet. Bricht der Schwerpunct zusammen, so wird in solchem Fall eine gefährliche Zeit des Suchens nach einer neuen Bahn, eine Zeit der Experimente, Anläufe, Rückfälle folgen, die grosse Gefahren birgt. Mit dem Eintreffen der Hiobsposten aus Spanien begann diese Zeit für Mexico.

In hohen und niederen Kreisen lagen Keime von Unzufriedenheit. Die Spanier der besseren Stände waren unzufrieden mit dem Vicekönig, weil er sein Amt nicht mit Würde und Ehrlichkeit verwaltete; die *Audiencia*, eine Behörde, die gleichzeitig seinen Ministerrath, seine Controle und das oberste Gericht darstellte, nahm an dieser Unzufriedenheit aus denselben Gründen und ausserdem noch wegen der Willkürlichkeit Theil, mit der er sich über ihren Rath wegsetzte; die Kreolen dagegen, welche in der Hauptstadt das *Ayuntamiento* (Stadtrath) beherrschten, hassten die Spanier und fühlten sich aus diesem Grunde zum Vicekönig hingezogen. Unter ihnen gährten revolutionäre Ideen seit Jahren in der Stille; wenn aber dieselben unreif blieben, oder in diesen primitiven Verhältnissen nicht annehmbar erschienen, dann musste doch unter allen Umständen die Ungerechtigkeit einleuchten, die Spanien gegen seine Colonie mit dem Ausbeutungs- und Abschliessungssystem übte, das bei allen Milderungen, die in den letzten Jahren eingeführt worden waren, doch noch immer drückend war. Als nun die Nachricht von dem Sturze Godoy's eintraf, vermehrten sich die Unzufriedenen um den höchstgestellten Mann des ganzen Vicekönigreichs, den Vicekönig selbst, der mit unverhohlenem Missvergnügen die Beseitigung seines Gönners sah und durch unbedachte Handlungen dieses Missvergnügen und gleichzeitig den Wunsch, trotz des Systemwechsels Vicekönig zu bleiben, klar an den Tag legte. Seine Haltung flösste seinen Landsleuten Misstrauen und den Kreolen Hoffnungen ein, denn während jene einsahen, dass ein so schwacher, egoistischer Charakter in solcher Zeit nicht der rechte Mann am Ruder sei, merkten diese wohl, dass eine günstige Gelegenheit herannahe, die Unabhängigkeit von Spanien in irgend einer Form zu erlangen. So überwachten sich in dieser höchst kritischen Zeit die höchsten Würdenträger und die beiden wichtigsten Classen der Bevölkerung gegenseitig mit Argwohn und da der Vicekönig fortfuhr, unklug und gegen das Interesse Spaniens zu handeln, begannen sie sich erst im Geheimen und bald offen zu bekämpfen.

Die Nachricht von der Abdankung der Bourbonen in Spanien, welche das Königreich führerlos zu machen schien, hatte in Mexico eine Bestürzung erzeugt, die sich um so weniger legen wollte, als der Vicekönig es vermied, seine Ansichten und Entschlüsse kundzugeben. Die Audiencia hatte vorgeschlagen, in einer Proclamation zu verkünden, welches die Entschlüsse der viceköniglichen Regierung seien und Iturrigaray hatte den Vorschlag abgewiesen. Dagegen rief er eine Kundgebung des Stadtrathes von Mexico hervor, in welcher dem König Ferdinand Treue gelobt und der Vicekönig gebeten wurde, seinen Posten unter allen Umständen zu bewahren. Es wurde in dieser Kundgebung scharf unterschieden zwischen dem König und Spanien; von letzterem seien keine Befehle anzunehmen, da es unter fremder Herrschaft stehe. Iturrigaray dankte dem Stadtrath in Worten, die einer solchen verfänglichen Unterscheidung nicht widersprachen. Die Audiencia dagegen missbilligte das Vorgehen des Stadtrathes, der dann seinerseits bis zur Forderung fortschritt, dass eine Volksvertretung in der Hauptstadt zusammenberufen werde. Unter Volksvertretung verstand er aber nichts Anderes als eine Versammlung von Delegaten der Stadträthe oder Ayuntamiento's. Der Vicekönig nahm auch diese Idee mit Wohlgefallen auf, denn er sah voraus, dass ein Vertretungskörper dieser Art seine Macht nicht beschränken, sondern vielmehr in den Conflicten mit der Audiencia ihn unterstützen werde.

Die Spanier, und vor Allem die höchsten Würdenträger geistlichen und weltlichen Standes, sahen diese Pläne mit anderen Augen an. Ihren Blick schärfte die Wachsamkeit für die Interessen ihres Landes und ihrer eigenen Stellung. In der Idee, dass man dem Könige treu bleibe, während man sich von Spanien unter dem Vorwand seiner Unterdrückung lossage, sahen sie mit Recht eine gefährliche Fiction, die auf die Unabhängigkeit hinauslaufe. Einen Vertretungskörper in einer Zeit zu berufen, die jede Woche neue aufregende, für Spanien demüthigende Nachrichten brachte, hielten sie für ein

vermessenes Beginnen, das nur die Bande lockern könne, die Neuspanien an das Mutterland knüpften.

Der Vicekönig hatte sich bis jetzt im Hintergrund gehalten und seine Meinungen, die den höheren Kreisen wohlbekannt waren, öffentlich nicht mit voller Offenheit ausgesprochen. Nun machte es ihm aber die Ankunft zweier Abgesandten der Central-Junta von Sevilla, August 1808, die sich als Regierung von Spanien geberdete, unmöglich, in dieser Zurückhaltung zu verharren. Diese verlangten die Anerkennung jener Junta, während schon die Nachricht einlief, dass eine andere Central-Junta in Cadiz ihr die Souverainetät streitig mache. Auf diesen Zwiespalt stützte sich der Vicekönig, indem er einer wie der anderen die Anerkennung verweigerte und hingegen die Berufung einer mexicanischen Junta mit Eifer betrieb. Die Aufgaben der letzteren sollten unter Anderem in der Einsetzung einer provisorischen Regierung und in der Bekleidung des Vicekönigs mit voller königlicher Machtbefugniss bestehen. Kein Wunder, wenn die Audiencia noch heftiger als vorher diesem Plane widersprach, während der Stadtrath der Hauptstadt denselben mit Enthusiasmus begrüsste. Aufläufe, welche in der Hauptstadt den Hass der Kreolen und Spanier offenbarten und selbst zu Blutvergiessen führten, verschärften noch die entgegengesetzten Parteistimmungen. Nicht minder vermehrten auch gewisse Ernennungen, die der Vicekönig über seine Befugniss hinaus vornahm und Berufungen von Militär nach der Hauptstadt den Argwohn seiner Feinde. Den Spaniern schien jetzt, wie leider schon so oft in ihrer Geschichte, der Augenblick gekommen, wo schon kein anderes Mittel als Verschwörung und Revolution zur Rettung ihrer und ihres Landes Interessen übrig blieb. Wahrscheinlich war es nur die Schwierigkeit, zum Haupt ihrer Verschwörung einen angesehenen und energischen Mann zu gewinnen, welche sie abhielt, früher loszuschlagen. Der Erzbischof von Mexico und andere hohe Geistliche, die Mitglieder der Audiencia, so weit sie dem Vicekönig feindlich gesonnen waren, die Gesandten der Junta von Sevilla und ange-

sehene Kaufleute der Hauptstadt waren in den Plan eingeweiht, den Vicekönig und seine Hauptanhänger gefangen zu nehmen und einen neuen Vicekönig einzusetzen, der die Garantie biete, dass Neuspanien dem Mutterlande erhalten bleibe.

Für diese Verschwörung fand man den passendsten Führer in einem Spanier, welcher einer der grössten Zuckerpflanzer von Guernavaca war, einem gewissen Yermo. Die Geschichtschreiber schildern ihn als einen unbescholtenen, frommen und gescheidten Mann. Als die Abgesandten aus der Hauptstadt kamen, erklärte er seine Bereitwilligkeit, das zu thun, was auch ihm zur Erhaltung Neuspaniens nöthig zu sein scheine, aber er müsse vorher seinen Beichtvater consultiren, da die Sache zu Blutvergiessen führen könne, und er seiner Seele jede Schuld ersparen wolle. Nachdem er einige Tage im Kloster seines Beichtvaters zugebracht, erklärte er sich völlig bereit, den Verschworenen als Führer zu dienen. Diese hatten indessen Offiziere und Soldaten der Palastwache bestochen und eine Schaar von 300 Freiwilligen, meist spanische Kaufmannsdiener, zusammengebracht. In der Nacht vom 15. auf den 16. September überfielen sie darauf den Palast des Vicekönigs, der, nichts von der Gefahr ahnend, sammt seiner Familie verhaftet und gefangen gesetzt wurde. Dasselbe Schicksal betraf seinen Hauptanhänger im Ayuntamiento von Mexico. Nur ein Wächter wurde bei dem Ueberfall erschossen und ein anderer verwundet. Unmittelbar nach dem Ueberfall erschienen der Erzbischof, die Mitglieder der Audiencia und andere Würdenträger, vollzogen die förmliche Absetzung Iturrigaray's und ernannten einen alten General, Pedro Garibay, zu seinem Nachfolger. Der gefangene Vicekönig wurde nach Spanien gebracht, wo man nach zweijährigem Process, der einige ungünstige Indicien lieferte, die Untersuchung niederschlug.

So wurde der erste Ring zu der Kette jener Revolutionen geschmiedet, die Neuspanien später durchwühlt haben. Verhütete sie für ein paar Jahre den Abfall Neuspaniens, so bereitete sie ihn nur um so sicherer vor.

Der neue Vicekönig erwies sich als ein schwaches Werkzeug in den Händen der Audiencia, und diese wurde ihrerseits von den Freiwilligen der Verschwörung beeinflusst, die ihren Sitzungen beiwohnten, ohne das Recht dazu zu haben, und deren Hauptleute Verordnungen vorschrieben, die sie für wünschenswerth hielten.

Fragt man nach dem Resultat dieses gewagten Streiches, so findet man, dass nach demselben der Hass der Parteien wuchs, das Vertrauen in die Obrigkeit sank und die Disciplin in der Armee sich lockerte. Aber was ist anders zu erwarten, wo die Revolutionen nicht mehr die naturnothwendige Durchbrechung alter Formen durch neuen Gehalt sind, der in ihnen sich angesammelt, sondern wo sie Thaten der Willkür werden, zu denen man so leicht greift wie ein Jähzorniger zum Messer? Wir haben hier ein typisches Bild der spanisch-americanischen Revolution, die später in Hunderten von Erscheinungen immer in derselben Form wiederkam. Treulosigkeit und Feigheit, die vor offenen Thaten, Unverstand, der vor offener und klarer Discussion zurückweicht, kindische Raschheit, die keine Entwickelung abzuwarten vermag und keinen Gehorsam kennt! Hoffnungslose Erscheinungen!

---

## II.

(Eigenthümlicher Charakter der mexicanischen Unabhängigkeitskämpfe. Erhebung und Fall Hidalgo's und seiner Genossen. Früchte dieses ersten Aufstandes. Guerillakriege. Die Idee der Unabhängigkeit fasst Wurzel und ruft bei der ersten Gelegenheit einen neuen Aufstand hervor, welchen Iturbide und die Geistlichkeit zum Ziele führen.)

Der mexicanische Unabhängigkeitskampf ist eines der merkwürdigsten und lehrreichsten Stücke Geschichte, die dieser Erdtheil gesehen, seit Europäer sich in seinen Grenzen heimisch gemacht haben. Ein heruntergekommenes Volk sammt seiner schlechten Regierung wird

in ihm der unnachsichtlichen Prüfung der Thaten und Schicksale unterworfen und es besteht diese Prüfung nicht; ein neues Volk, gemischt aus Abkömmlingen der Eroberer und Unterworfenen, tritt zum ersten Mal auf den Schauplatz der Geschichte, nimmt mit wunderbarer Raschheit und Entschlossenheit die Idee der Unabhängigkeit auf, welche ihre ersten Verkündiger zum Tode, deren Nachfolger aber zu glänzenden Erfolgen führt. Nachdem es durch eine Kriegslust und Ausdauer im Kampf, welche man in unserer Zeit nur an halbwilden Völkern kennt, so wie durch unbegreifliche Schwächen seiner Feinde sich von einem Joch befreit hat, dessen Druck ein Jahrzehnt vorher erst nur Wenige empfunden hatten, zeigt es eine kindische Unfähigkeit in allem, was nothwendig ist, um die Erfolge des Krieges zur Grundlage eines gedeihlichen Friedensgebäudes zu machen. Statt die Freiheit, welche es sich errungen hat, im Wiederaufbau des Vielen zu bethätigen, was der Krieg in Trümmer gelegt hatte, sehen wir es alsbald in Bürgerkriege verfallen, die das Blutvergiessen und die Zerstörungswerke fortsetzen, als ob beide zu Gewohnheiten geworden seien, denen man nicht gern entsage. Das Volk als solches tritt in den Kampf politisch unmündig und mit den unklarsten Ideen von dessen wahren Zielen. Es hat, wie einer seiner eigenen Staatsmänner sagt, weniger Elemente zur Selbstregierung als Russland oder die Türkei. Die Verschwörungen und Intriguen, welche seit dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts da und dort gegen die spanische Herrschaft gezettelt wurden, regten nur kleine Kreise auf. In solchen Kreisen wurde ein Hass gegen die Spanier genährt, welcher persönlichen Rivalitäten entsprang und sich der politischen Agitation nur als des brauchbarsten Mittels bediente, um jenen zu schaden. Nebenbei hatte gerade die Handhabung dieses Mittels durch die nordamericanische und französische Revolution einen ansteckenden Reiz gewonnen. Indessen bedarf es in diesem Volke keiner langen Vorbereitung, um es zu einem Aufstande zu bewegen, denn es enthält so zahlreiche Elemente, die in einer Umwälzung oder in

einem Kriege nichts zu verlieren haben. Fast aller Reichthum war zu dieser Zeit in den Händen der Spanier, die Masse der Creolen, Indianer und Mischlinge besass sehr wenig und in ihr waren zudem unruhige, arbeitsscheue, verwogene Gewohnheiten vorherrschend, welche es leicht machten, Haus und Hof zu verlassen und sich in Abenteuer zu stürzen, die Abwechselung und unter Umständen selbst Gewinn verhiessen. Der religiöse Fanatismus, welcher so leicht bei heissblütigen Völkern zu entzünden ist, gesellt sich zu den Gründen, welche es jedem unternehmenden Manne so leicht machen, zu irgend einer Zeit eine Masse Volkes zum Aufstande gegen die bestehenden Gewalten zu vereinigen.

Entschlossene Männer, die in Queretaro eine Verschwörung gegen die Spanier angezettelt hatten, wurden durch die Furcht vor einer nahen Entdeckung ihrer Umtriebe bewogen, sich dieser Elemente zu einem Aufstande zu bedienen. Einen Tag, nachdem in Queretaro einige Mitwisser verhaftet worden waren, schlugen die zwei bedeutendsten Leiter der Verschwörung, ein Dorfpfarrer Namens Miguel Hidalgo und ein Capitän von den königlichen Truppen, Maria de Allende, in dem Dorfe Dolores bei Guanajato los. Hidalgo hatte als populärer Geistlicher grossen Anhang in dieser Gegend und wurde der Führer des Aufstandes. Er liess den Leuten, die sich um ihn sammelten, das Bild der mexicanischen Schutzheiligen Sa. Maria de Guadalupe vortragen, und als Parole gab er aus: „Es lebe die Religion! Es lebe unsere allerheiligste Mutter von Guadalupe! Es lebe Ferdinand VII.! Es lebe America! Tod der schlechten Regierung!“ Aber seine Banden kürzten die Parole ab und riefen: „Es lebe die Jungfrau von Guadalupe! Tod den Spaniern!“ Sie handelten nach diesem Ruf, als sie unter dem Befehle jener Häupter nach Guanajato und später nach Valladolid zogen, wo viele Spanier ermordet und ihre Häuser geplündert wurden. Aehnliche Gräuel verübten sie an vielen Orten. Der Wunsch nach Beute und die Neuheit der Sache zog Tausende an und besonders zahlreiche Indianer, so dass diese erste Armee der

Independientes sich auf 100,000 Köpfe belaufen mochte, als sie sich der Hauptstadt näherte. Viele Frauen und Kinder gingen mit ihren Männern, die im Zuge waren, und der Haufe soll mehr einer Völkerwanderung als einer marschirenden Armee geglichen haben. Die Mehrzahl bestand aus Leuten, die höchstens mit ihren *Machetes* (eine Art Faschinenmesser) oder Stöcken bewaffnet waren. Vier Kanonen war alles, was die Insurgenten von Artillerie besassen. Bei dem Orte Las Cruzes, der auf der Höhe des Weges liegt, welcher von Toluca nach Mexico führt, einen Tagemarsch von Mexico entfernt, stellte eine kleine spanische Macht sich ihrem Vordringen entgegen; dieselbe wurde nach hartnäckigem Kampfe geschlagen, aber Hidalgo wagte es nicht, nach Mexico hinabzusteigen, sondern ging zurück, um den wichtigen Knotenpunkt Queretaro zu nehmen. Auf diesem Zuge schmolz sein Haufe auf die Hälfte, und sein Gefährte Allende, der Untergeneral, entzweite sich mit ihm. Bei Aculco trafen sie auf den spanischen General Alleja, der sie so gründlich schlug, dass die ganze Armee sich zerstreute. Hidalgo und Allende flohen nach Norden, wo sie gefangen wurden. Beide wurden in Chihuahua im Frühling 1811 erschossen.

Der erste Act des Unabhängigkeitskrieges war damit geschlossen, aber der Kampf selbst fand noch kein Ende. Führer von bedeutendem militärischen Talent, wie Morelos (dem zu Ehren die Stadt Valladolid in Morelia umgetauft wurde), Matamoros und Guerrero warfen sich mit kleinen Heerkörpern in die Gebirge von Michoacan und Oaxaca und unterhielten hier einen Guerillakrieg, den die Spanier selbst dann nicht ganz zu unterdrücken vermochten, als die Seelen dieses kleinen Krieges, Morelos und Matamoros, zwei Geistliche, den Tod gefunden hatten. Von der Zeit an, dass sie gefallen waren (Morelos wurde am 21. December 1815 erschossen) entbehrte die Kriegsführung der Guerillas der Einheit, und im siebenten Jahre des Kampfes, am Ende des Jahres 1817, konnte der Aufstand als beendigt betrachtet werden, wiewohl Guerrero sich noch in den Ge-

birgen des Südens hielt. Der National-Congress, welcher unter dem Schutze der Aufständischen erst in Chilpancingo, dann in Apatzingan und endlich in Tehuacan getagt und von Apatzingan aus im Jahr 1812 die nach diesem Orte benannte erste mexicanische Verfassung erlassen hatte, wurde im Jahre 1815 von Teron, einem der Generale der Aufständischen, aufgelöst, weil er durch seine inneren Streitigkeiten die Sache der Unabhängigkeit offenbar mehr schädigte als förderte.

Thatsächlich schien also der Aufstand unterdrückt, und die spanische Regierung gab dieser Ueberzeugung einen deutlichen Ausdruck, indem sie den energischen und strengen Vicekönig Alleja durch den milden und versöhnlichen Apodaca ersetzte, der mit seinen Amnestiedecreten mehrere der hervorragendsten Guerrilleros zur Niederlegung der Waffen bewog. Aber dieser siebenjährige Krieg hatte das Andenken an seine Siege, an die Opfer, die in ihm gebracht waren, und an die zunächst freilich nur theoretischen Früchte, die er gezeitigt, die Unabhängigkeits-Erklärung und Verfassung, hinterlassen. Die Schwäche Spaniens war zu deutlich empfunden worden und der Hass gegen die Spanier war jedenfalls nicht vermindert. Jedem war jetzt der Gedanke der Unabhängigkeit nahe gebracht, der vor sieben Jahren erst in wenigen Köpfen aufgegangen war. Sieben Jahre gaben Zeit genug, ihn zu erwägen. Nach dem einmüthigen Urtheil der Geschichtschreiber und den Nachrichten der Zeitgenossen war nach Beendigung des Krieges die Stimmung in ganz Mexico der Unabhängigkeit mehr als je zugeneigt. Sie wartete jetzt nur die passende Gelegenheit ab, um in einem zweiten Aufstande die Fehler des ersten gut zu machen.

So schien also der Kampf nicht vergeblich gewesen zu sein. Dennoch dünkt es uns kaum glaublich, dass die Fahne des Aufruhrs erhoben worden wäre, wenn den Urhebern die Grösse ihrer Aufgabe schon zu einer Zeit zum Bewusstsein gekommen wäre, in der sie sich noch von ihr hätten losmachen können. Sie würden gesehen haben, dass dies eine J[illegible]r, deren Erfolg fast sicher

vom Untergang ihrer Urheber abhing. War doch das Volk in keiner Weise zum Aufstande reif. Weder unerträgliche Bedrückungen, noch die gährungserregenden Einflüsse einer wühlenden Volks-Tribunenschaft oder der Presse hatten einem Ausbruche vorgearbeitet. Es war grossen Ereignissen vorbehalten, seinen Sinn mit den Ideen zu erfüllen, welche der Revolution Dauer und damit Gewähr des Erfolges verhiessen. Den bedeutenden Persönlichkeiten der ersten Urheber war in diesem politisch unmündigen und unerfahrenen Volke jede Wirkung auf weitere Kreise versagt, so lange sie nur conspirirten. Sie wirkten erst dann mit der ganzen Macht, die ihrer Kühnheit eigen, auf das Volk im Grossen, als sie durch das Wagniss einer Erhebung, die man weder geplant noch vorbereitet nennen kann, dessen Augen auf sich zogen, als sie durch ihre merkwürdigen Erfolge und tragisches Ende als Helden und Märtyrer seine Phantasie entflammten. Das Andenken an ihr Thun und Schicksal half vollbringen, was ihnen selber nicht vergönnt gewesen war. Es stand vor dem Volke wie eine grosse Frage, die Antwort heischt, rief Einbildungen und gährende Gedanken hervor, die sein Innerstes durchwühlten und in irgend einer Weise, sei es auf dem Wege einer raschen, gewitterartigen Revolution oder auf dem organischer Entwickelung, zu praktischen Ergebnissen führen mussten. Der grossartige Anfang und tragische Ausgang dieser ersten Revolution waren beide unvergesslich, und wie den einzelnen Menschen eine grosse That, die er einmal gethan hat oder hat thun helfen, oft für Jahre über seine gewöhnliche Sphäre hinaushebt und selbst zu noch Grösserem fähig macht, so geschieht es den Völkern. Mexico hatte seit 300 Jahren keine eigene Geschichte gehabt, da musste dieser Anfang unzweifelhaft als Markstein einer neuen Epoche erscheinen, und das Gefühl, dass sie der Forderung, die ein solcher Anfang stellte, gerecht zu werden hätten, hat ohne Zweifel Manche zu bedeutenden Thaten getrieben. So sind Hidalgo, Allende, Morelos und ihre Genossen in weiterem und tieferem Sinne wie andere Bahnbrecher als die Begründer der Unabhängig-

keit ihres Volkes zu bezeichnen. Würde zu dieser Zeit Spanien auch nur den Anschein von Festigkeit und Stärke wiedergewonnen haben, durch den es bis zum Anfang der napoleonischen Kriege seinen Colonieen imponirte, so wäre das Streben der Mexicaner nach Unabhängigkeit von jetzt an wohl in friedliche Bahnen zu lenken gewesen. Aber so wie die Schwäche des Mutterlandes im Beginne jener Kriege den Gedanken an Unabhängigkeit zuerst zu Thaten gezeitigt hatte, so weckte sie jetzt denselben aus der Ruhe, in die ein erschöpfender und unglücklicher Kampf ihn erst kürzlich versenkt hatte. Die Nachricht von der Revolution von 1820 regte die kaum beruhigten Gemüther wieder auf und erfüllte weitere Kreise als je vorher mit dem Wunsche, die Kette endlich zu zerbrechen, welche die Colonie an dieses schwache und schwankende Land fesselte. Die Geistlichkeit hatte an dem jüngst beendigten Aufstande nur mit Vertretern ihrer unteren Schichten Theil genommen, die ja jeder Zeit dem Volke nahe stehen; aber jetzt griff die Unzufriedenheit weiter, und mit Staunen würde man selbst in mexicanischen Kreisen die Predigten gehört haben, in denen einflussreiche Bischöfe, wie der von Puebla, sich vor allem Volk für die Unabhängigkeit erklärten, wenn nicht die Thatsache, dass durch die jüngste Revolution die Inquisition in Spanien aufgehoben und die geistlichen Vorrechte beschränkt worden waren, eine solche Erscheinung zur Genüge erklärt hätte. Man wusste, dass selbst der Vicekönig an ein unabhängiges Mexico dachte, um es seinem König und Herrn als Asyl anzubieten, in dem er unbehelligt von der Verfassung in der Weise fortregieren konnte, die ihm so sehr und seinem Volke so wenig behagte. Ferner war es bekannt, dass die Armee, welche unbegreiflicher Weise wieder fast nur aus Mexicanern bestand, nicht bloss in der Masse, sondern auch in den Reihen der Führer Sympathieen für die Unabhängigkeit hegte. Aber die leitenden Geister der Independientes hatten die Lehren der jüngsten Geschichte ihres Landes nicht vergessen; sie gingen mit Bedacht vor. In den spanischen Congress wurden Freunde der

Unabhängigkeit als Colonial-Deputirte gewählt, mit der hohen Geistlichkeit und angesehenen Militärs wurde verhandelt und endlich in aller Stille ein gemässigter Plan festgesetzt, demzufolge ein spanischer Prinz den Thron eines unabhängigen Königreiches Mexico besteigen und dieser für immer der spanischen Königsfamilie verbleiben sollte. Die Geistlichkeit hatte sich in diesem Plan, der als der von Iguala bekannt ist, natürlich ihre Vorrechte in ausgedehntestem Masse verbriefen lassen. Eine Verfassung war in demselben gleichfalls zugesichert. Sie brachte es nun dahin, dass Oberst Augustin Iturbide, ihr Werkzeug, den Oberbefehl über eine Truppenmacht erhielt, die gegen Guerrero in den Südgebirgen operiren sollte. Iturbide aber, statt Guerrero zu schlagen, vereinigte sich mit demselben, erklärte sich zum Generalissimus der „nationalen“ Streitkräfte, nahm einen Geldconvoi von nahezu einer Million Pesos weg und hatte in Kurzem einen grossen Theil von Mexico fast ohne Schwertschlag auf seine Seite gebracht. Unterdessen hatten die Spanier in der Hauptstadt den Vicekönig Apodaca abgesetzt, weil er ihnen nicht energisch genug schien, und einen königlichen Commissar, der zur selben Zeit in Vera-Cruz ankam, wusste Iturbide dazu zu bewegen, dass er den Plan von Iguala guthiess. Zwar ratificirte die spanische Regierung, wie zu erwarten, diesen Plan nicht, aber sie hatte mittlerweile jeden Halt in Mexico verloren, denn die einzige feste Stellung, welche die treugebliebenen Truppen noch hielten, war Insel und Fort San Juan de Ulloa vor Vera-Cruz. Eine Regentschaft, in welcher Iturbide und sein Verbündeter, der Bischof von Puebla, die leitenden Männer waren, regierte von jetzt ab das Land, bis Iturbide durch seine Selbsterhebung zum Kaiser neuerdings einen zerrüttenden Bürgerkrieg und sein eigenes trauriges Ende vorbereitete.

## III.

(Freiheit und Unabhängigkeit. Ihre Früchte. Epoche der Militär-Revolutionen. Santa Anna. Der amerikanische Krieg.)

Die Geschichte der unabhängigen Republik Mexico ist die wenigst republikanische Geschichte, die man sich denken kann, denn wir finden in ihr nicht einmal in Spuren die Bethätigung eines Volkes, das die ausgedehnten Rechte zu nutzen weiss, welche diese Staatsform ihm verleiht. Sie ist von Anfang durch drei Factoren bestimmt, welche wir in solcher Unumschränktheit nur in schlechten monarchischen Staaten herrschen sehen: die Geistlichkeit, das Heer und den Ehrgeiz Einzelner. Sie repräsentirt keine Entwickelung, sondern nur eine Kette von Umwälzungen, die ihre Resultate sammt den Erfolgen früherer Culturarbeiten und Kämpfe immer wieder gegeneinander aufheben, so dass das Facit einer fast beispiellos bewegten Geschichte von fünfzig Jahren der Freiheit und Unabhängigkeit keine Errungenschaft aufweist, von der man sagen könnte: sie ist dem Volke gesichert. So wie der wirthschaftliche Fortschritt in dieser Periode fast Null ist, wenn man ihn auf den Antheil prüft, den das mexicanische Volk daran genommen hat (denn er ruht, so gering er ist, fast ganz auf fremden Schultern), so stehen wir auch voll Zweifel vor den politischen Fortschritten, welche die zwei letzten Jahrzehnte gebracht haben. Die Zurückdrängung der geistlichen Einflüsse ist so sehr nur das Werk Einzelner, dass wir uns nicht überreden können, es sei das Volk gegen Rückfälle geschützt, nachdem es doch die Reformen mehr über sich ergehen liess, als sie förderte. Die Abschwächung des übermässigen Antheils, den früher die Armee am politischen Leben durch ihre epidemischen Pronunciamientos zu nehmen pflegte, kann man heute schon nicht mehr als Thatsachen betrachten, denn die gegenwärtige Regierung und die ihr vorangegangene des B. Juarez haben sich über Alles bemüht, in der Armee eine Stütze ihrer Herrschaft zu

schaffen, und haben dadurch ihrem geschickten Kriegs-Minister eine Macht verliehen, die dieser nur so lange im Interesse der bestehenden Regierung zu verwenden braucht, als es ihm gefällt. Die Furcht, dass er sich mit Lerdo de Tejada, dem heutigen Präsidenten, unversehens überwerfen und die reorganisirte und gehätschelte Armee zu einer Revolution verwenden könnte, schwächt bereits das Vertrauen in die Fortdauer der jetzigen friedlichen Zustände. Der Gewissheit endlich, dass es bei der unglaublichen Unmündigkeit und Trägheit des Volkes nur einer starken Persönlichkeit bedarf, um der von Juarez inaugurirten liberalen Aera, die von äusserst wenig zuverlässigen Elementen getragen wird, ein jähes Ende zu bereiten, kann sich Niemand verschliessen.

Werfen wir indessen einen raschen Blick auf den Verlauf dieser Geschichte, ehe wir uns zu sehr in die Betrachtung ihrer Resultate und die Schlüsse verlieren, zu denen sie uns das nothwendige Thatsachenmaterial bieten soll.

In der Erhebung und dem Fall des Kaisers Iturbide tritt eine Persönlichkeit und eine Thatsache uns entgegen, die beide ihren Schatten über die ganze neuere mexicanische Geschichte hinwerfen. Santa Anna, ein Offizier der regulären Armee, erst Freund und selbst Günstling Iturbide's, dann bald Hauptwerkzeug zum Sturze desselben, ist die Persönlichkeit, welche der mexicanischen Geschichte der nächsten vierzig Jahre ihren Stempel aufdrückt. Die Thatsache aber ist die gewissenlose Falschheit, mit der Iturbide seine Truppen verführt, damit er zur Herrschaft gelangt, mit der Santa Anna sich mit den seinen pronuncirt, um seinen Kaiser, Freund und Wohlthäter zu stürzen, mit der Echavari, den Iturbide gegen die Empörer sendet, gemeinschaftliche Sache mit diesen macht. Nimmt man hinzu, dass es die Geistlichkeit gewesen war, welche mit nicht minderer Treulosigkeit Iturbide erst zur Untreue gegen seinen König bewogen hatte und dann ihn wieder stürzen half, so bieten in der That die ersten Jahre der mexicanischen Unabhängigkeit ein Bild der ganzen späteren Geschichte — ihrer Hauptpersönlichkeit, ihrer Haupt-

factoren und ihres höchst unerfreulichen Charakters im engen Rahmen einer einzigen Umwälzung. Schlechtigkeit auf allen Seiten bezeichnet ihr Wesen und nur ausnahmsweise begegnen wir guten, niemals aber grossen, verehrungswürdigen Charakteren.

Als Iturbide gestürzt war, wurde Guerrero, ein Held des Unabhängigkeitskrieges, zum Präsidenten gewählt. Er war ein guter Guerrillaführer gewesen, erwies sich aber jetzt als ein unfähiger Führer seines Landes. Darum verdiente er es aber doch nicht, dass Bustamante und Facio sich gegen ihn pronuncirten, dass Santa Anna ihn feig verliess und dass die Garnison von Mexico in dem Moment zu den Empörern überging, wo Guerrero die Stadt verliess, um dieselben zu bekämpfen (1829). Noch weniger verdiente er den Tod, den ein willkürlich handelndes Kriegsgericht gegen ihn verhängte, nachdem der Verrath eines vorgeblichen Freundes ihn der neuen Regierung ausgeliefert. Dank des Vaterlandes! Seine Anhänger im Süden, die sich erhoben hatten, wurden mit blutiger Strenge heimgesucht. Der verfassungsmässige Senat hatte bald nach dem Pronunciamiento, um das unrepublikanische Bild zu vervollständigen, Guerrero, vor dem er noch kürzlich gekrochen, für unfähig erklärt, zu regieren.

Die sauberen Freunde erfreuten sich nicht lange ihrer Beute in Einigkeit. Bustamante war noch nicht zwei Jahre Präsident, als Santa Anna sich gegen ihn pronuncirt und mit Hilfe anderer Generale ihn stürzt. An seine Stelle tritt zuerst Pedrazo, den schon nach wenigen Monaten der „grosse" Santa Anna auf dem Präsidentenstuhl ersetzt (1833). Dieser selbst legt aber die Präsidentschaft in die Hände seines Vicepräsidenten Farias nieder. Es pronunciren sich neuerdings einige Generäle gegen diesen, der mit Energie und Verstand seine Aufgabe anfasst und selbst schon die Einziehung der geistlichen Güter projectirt. Wahrscheinlich waren sie von Santa Anna angestiftet, denn dieser verliert zwar ein Gefecht gegen die Pronuncirten und wird von ihnen gefangen, aber es geschieht ihm weder ein Leid, noch wird er unschädlich gemacht,

sondern dieselben Truppen, welche ihn gefangen genommen haben, machen ihn zu ihrem Anführer und er stürzt an ihrer Spitze die Regierung. Ein solches Verhalten verzeichnet die Geschichte cultivirter Völker nicht häufig, aber in der mexicanischen ist es nicht ohne Analogien.

Es war 1834, dass Santa Anna auf diese Weise zur Präsidentschaft gelangte. Er begann seine Regierung mit einer rechtswidrigen Auflösung des Congresses und versuchte ihr Dauer zu geben durch eine ganz neue Verfassung, welche in ihrer Art kaum weniger originell war, als der Weg, auf welchem er zur Regierung gelangte. Ueber der bisherigen Deputirtenkammer (Congress) sollte ein Senat stehen, welcher zu $^1/_3$ vom Präsidenten, zu $^1/_3$ von der Deputirtenkammer und zu $^1/_3$ vom obersten Gerichtshof ernannt wurde. Der Präsident sollte auf 8 Jahre in der Weise gewählt werden, dass Präsident, Staatsrath, Senat und oberster Gerichtshof sich auf drei Männer vereinigen, unter denen die Departements-Juntas wählen sollten. Endlich sollte eine „Erhaltende Gewalt", ein *Poder Conservador,* aus fünf Mitgliedern bestehend, über die Beobachtung der Verfassungs-Bestimmungen und Gesetze und über das Gleichgewicht der Gewalten im Staate wachen. Das bündigste Urtheil über diese Constitution liegt in der Thatsache, dass die Republik in den 8 Jahren, welche für die Dauer einer Präsidentschaft festgesetzt waren, nicht weniger als zwölf Präsidenten hatte und dass ihr Schöpfer, Santa Anna selbst, schon im Jahre 1841 sich zum Dictator machte, der ohne Verfassung mitsammt seiner Unehrlichkeit und Grausamkeit dem Lande mehr nützte, als irgend ein strengst föderalistischer Präsident. 1844 wurde er durch Pronunciamientos seiner Generäle gestürzt und es folgte jetzt wieder, wie nach dem Sturze von Gomez Farias im Jahre 1834, eine längere Reihe von Militär-Revolutionen. Erst die beschämende Niederlage der Mexicaner im Kriege mit den Vereinigten Staaten (1846—47) machte diesem ekelhaft chaotischen Zustand ein Ende.

Santa Anna hatte bei den meisten dieser Militär-Revolutionen oder Pronunciamientos seine Hand im Spiele.

Es gehörte zu seinem Character, dass er gern Andere vorschob, die sich zu Werkzeugen seiner Pläne gebrauchen liessen; er compromittirte damit eine Anzahl seiner Anhänger, behielt den Nimbus der Ueberlegenheit und selbst der patriotischen Uneigennützigkeit und nutzte sich nicht ab. „Mag es sein", sagt der Geschichtschreiber Alaman, der in manchen Beziehungen Gesinnungsgenosse Santa Anna's und 1853 sein erster Minister war, „dass er an Revolutionen Theil nahm, von Anderen dazu aufgeregt; oder dass er für seine eigene oder eines Anderen Vergrösserung arbeitete; dass er heute gewisse Principien proclamirte, während er morgen die entgegengesetzten begünstigte; dass er eine Partei erhob, um sie zu unterdrücken und zu vernichten, und dann wieder die Gegenpartei aufrichtete, wodurch er sich selbst stets im Gleichgewicht erhielt: er spielt die erste Rolle in allen politischen Begebnissen und das Schicksal des Landes ist von nun an mit dem seinigen verknüpft." Treffend schildert weiterhin dieser selbe ausgezeichnete Geschichtschreiber Santa Anna's Character, wenn er sagt: „Eine Vereinigung von guten und schlechten Eigenschaften: natürliches, sehr klares Talent ohne moralische und jegliche literarische Bildung; Unternehmungsgeist ohne festen Plan nach bestimmtem Ziel; Energie und natürliche Disposition zum Regieren durch grobe Fehler verdunkelt; ausserordentliches Geschick, allgemeine Pläne für eine Revolution oder einen Feldzug zu fassen, aber gar kein Glück in der Leitung von Schlachten, deren er nicht eine einzige gewonnen hat."

Unter dem Einfluss Santa Anna's und derer, die seine Gesetzlosigkeiten unterstützten oder nachahmten, war Mexico so zurückgekommen, dass es in den Jahren 1846 und 47 dem Angriff einer kleinen nordamericanischen Armee unter Umständen zum Opfer fiel, welche diese Niederlage zum dunkelsten Blatt in der neueren Geschichte der Republik stempeln. Die Entstehung des Krieges mit der einst so wohlwollenden Schwesterrepublik, die Flibustierkämpfe in Texas und die diplomatischen Weiterungen, die sich an dieselben knüpften, brauchen hier

nicht erzählt zu werden. Als 1845 vor Beginn des Krieges von Seiten der Vereinigten Staaten General Taylor mit einer kleinen Heeresmacht am Rio Bravo erschien, schickte Präsident Herrera den General Paredes mit guten Truppen ihm entgegen; Paredes aber, statt den Feind zu beobachten, pronuncirte sich in San Luis Potosi, marschirte auf Mexico, stürzte Herrera und machte sich selbst zum Präsidenten. Während die Americaner schon ins Land rückten, intriguirte der neue Präsident mit dem spanischen Gesandten, um die Monarchie in Mexico unter einem spanischen Infanten wieder herzustellen; aber der Plan wird bekannt und neue Pronunciamientos werden gegen denselben in verschiedenen Theilen des Landes in Scene gesetzt. Im Juli 1848 setzt sich endlich Paredes in Bewegung, um gegen den Feind zu marschiren, der bereits Matamoras und Monterey besetzt hatte; aber kaum hat er die Hauptstadt verlassen, so pronuncirt sich die Garnison für Santa Anna, der zurückgerufen und mit Jubel aufgenommen wird, nachdem er vor kaum drei Jahren mit knapper Noth sich der Wuth des Volkes entzogen hatte. Indessen waren die Americaner fast unbehindert näher gerückt, hatten Santa Anna bei Veracruz geschlagen und marschirten schon gegen die Hauptstadt. Als nun in diesem kritischen Moment der Congress eine Zwangsanleihe auf Hypothek der geistlichen Güter verfügte, stiftete die Geistlichkeit, die nicht gewillt war, Opfer zu bringen, einen Theil der Nationalgarden auf, dass sie sich weigerten gegen den Feind zu ziehen, und es brach die tragikomische „Polkarevolution" aus, die 14 Tage ohne grosses Blutvergiessen die Hauptstadt in Aufregung hielt, während die Americaner sich näherten. Der Kriegsrath hatte schon beschlossen, die Hauptstadt zu übergeben, als Santa Anna eintraf und diesen Entschluss umstürzte. Es folgten nun die Kämpfe im Thal von Mexico (September 1847), welche das Kriegsglück noch auf die Seite der mexicanischen Waffen hätten wenden können, wenn nicht der eifersüchtige Ungehorsam eines Reitergenerals das Gefecht von Chapultepec in eine entschiedene Niederlage für die Mexicaner verwandelt haben würde. In Folge des

Friedens von Guadalupe wurde der Krieg beendigt und Mexico trat die Hälfte seines Territoriums (Ober-Californien, Nevada, Colorado, Neumexico, Arizona, Texas) an die Vereinigten Staaten ab.

---

## IV.

(Gute und üble Folgen des amerikanischen Krieges. Neuerdings Santa Anna. Aufkommen und Herrschaft der Radicalen. Einziehung der Kirchengüter. Juarez und Maximilian.)

Das Unglück und die Schande, welche der amerikanische Krieg über Mexico brachte, blieb nicht ganz ohne heilsame Rückwirkung auf die weitere Entwicklung der inneren Angelegenheiten des Landes. Die Armee hatte sich nicht bloss als untüchtig gegenüber dem äusseren Feind, sondern auch als eine Gefahr für den inneren Frieden bewiesen, die Geistlichkeit hatte durch ihre unpatriotische Haltung an ihrem Ansehen eingebüsst und die übertriebene Betonung der Selbständigkeit der einzelnen Staaten (von denen z. B. Zacatecas und Veracruz lächerlicher Weise behaupteten, sie seien nicht im Krieg mit den Vereinigten Staaten, während andere keine Contingente sandten und die Kriegskostenbeiträge verweigerten) hatte die Unangemessenheit des Föderativsystems für ein so ausgedehntes, wegloses, erst halbcivilisirtes Land blosgelegt. Endlich war es als ein grosser Vortheil zu betrachten, dass die weiten Gebiete im Norden von der Republik abgetrennt worden waren, denn dieselben hatten Mexico zum Theil mehr gekostet, als sie eintrugen, und die Autorität der Centralregierung war dort fast nur der Form nach anerkannt gewesen. Das bisschen Energie und Intelligenz, das im Lande war, konnte vielleicht bessere Erfolge erzielen, wenn es auf ein kleineres Gebiet sich concentriren musste. Hört man doch selbst noch heute die Ansicht aussprechen, dass Mexico

zu gross sei, um mit gedeihlichem Erfolge regiert werden zu können!

Lange hielten leider die guten Lehren nicht vor. Nach dem Frieden von Guadalupe (1848) war Herrera noch drei Jahre Präsident, dann kam 1851 Arista an's Ruder, und Beide suchten die Uebelstände zu heben, die der Krieg so eindringlich kennen gelehrt hatte. In ihren Bemühungen unterstützte sie der regelmässige Zufluss der amerikanischen Indemnitätsgelder, welche 1851 mit 20 Millionen Dollars abgezahlt waren. Es war zu dieser Zeit, dass man in Regierungskreisen ernstlicher als bisher auf Colonisation dachte, und ein darauf bezügliches Gesetz, welches von guten Absichten eingegeben war, aber nie zur Ausführung gelangte, wurde dem Congress vorgelegt. Leider störte Arista seinen eigenen Reformbau und manches Gute, was sein Vorgänger gethan hatte, durch die Hast, mit der er die Armee zu vermindern und zu verbessern suchte. Die Entlassung so vieler Officiere und Soldaten gab den Unzufriedenen neue Nahrung, und ein unbegreifliches Mittelding von Nationalgarde und stehendem Heer, das er schuf, zerrüttete zugleich mit dem Rest der Armee eine der besten Classen der bürgerlichen Gesellschaft. Er führte nämlich eine besoldete Nationalgarde ein, welche in den grösseren Städten besonders die minder wohlhabenden Handwerker in sich aufnahm. Eine unmilitärische, disciplinlose Horde, nützte diese seltsame Art von bewaffneter Macht ihrem Schöpfer, der sich nie auf sie verlassen konnte, absolut nichts, entwöhnte viele sonst ordentliche Leute von ehrlicher Arbeit und erbitterte die Armee. Als die amerikanischen Millionen auf dem dürren Boden mexikanischer Finanzwirthschaft verronnen waren, kam mit der Geldnoth ein Pronunciamiento in Guadalajara, und Arista wurde von seinen einflussreichsten Freunden verlassen und zur Niederlegung seiner Präsidentschaft gezwungen. Santa Anna wurde wieder ins Land berufen und fing sogleich die Reform an einem anderen Ende an, indem er die Föderation abschaffte, ein centralistisches und clericales Regiment einführte, sich mit einer Armee von 40,000 Mann umgab

und als Präsident mit dem Titel Durchlauchtige Hoheit, Hofstaat, Orden und dergl. der Regierung einen halbmonarchischen Stempel aufzudrücken suchte. Wie tief die Hoffnungen klarsehender Leute damals gesunken waren, beweist nichts besser als die Thatsache, dass jener obenerwähnte Lucas Alaman, einer der Besten und vor Allen der klarste Kopf, die das unabhängige Mexico unter seinen Politikern gesehen hat, an die Spitze des santannistischen Ministeriums trat. Er erlebte es nicht mehr, dass Santa Anna durch Revolutionen, die in mehreren Theilen des Landes ausbrachen, gestürzt und 1855 durch den Mulatten Alvarez ersetzt wurde. In dem exaltirt liberalen und föderalistischen Ministerium dieses eben so unwissenden als grausamen Guerillaführers trat zum ersten Mal Benito Juarez, früherer Gobernador des Staates Oajaca, in das grosse politische Leben ein. Diese Regierung ging zum ersten Male der Geistlichkeit mit Entschiedenheit zu Leibe, hob ihre „*Fueros*“ (Privilegien) und gleichzeitig die der Armee auf. Da dieser letztere Schritt böses Blut machte, zog sich Alvarez zurück und übergab die Präsidentschaft dem General Comonfort. Unter der Regierung dieses trefflichen Mannes legte der Finanz-Minister M. Lerdo de Tejada, Bruder des heutigen Präsidenten, einen Plan zur Einziehung der Kirchengüter vor, aber ehe irgend etwas Entscheidendes geschehen konnte, wurde auch Comonfort gestürzt. Nicht die Clericalen, welche bereits einen Guerillakrieg in verschiedenen Theilen des Landes eröffnet hatten, sondern die Untreue seiner Freunde stürzte ihn. Um dem compromittirenden Treiben der Radicalen („*Puros*“ genannt) entgegenzutreten, von denen Comonfort sich schwer befreien konnte, hatte sich Zuloaga mit dessen Zustimmung gegen die Regierung pronuncirt. Comonfort billigte sein Vorgehen; aber nun erklärte sich Zuloaga gegen seinen eigenen Herrn, der nach heldenmüthiger Vertheidigung die Stadt verlassen musste, und jener wurde jetzt Präsident. Die Radicalen brachten es dahin, dass Zuloaga in verschiedenen Staaten des Innern nicht anerkannt wurde, und setzten eine Nebenregierung unter Benito Juarez ein, welche zuletzt ihren

Sitz in Veracruz hatte, während Zuloaga sich in Mexico hielt. Ihm folgte in der Präsidentschaft Miramon, bis der Sieg der Radicalen bei Calentalpa (1860) dem langen Bürgerkrieg ein Ende machte und Juarez 1861 in Mexico einzog. Es folgte nun die strenge Ausführung der anticlericalen Gesetze, welche Juarez 1859 von Veracruz aus erlassen. Aufhebung der Klöster, Einziehung der Kirchengüter, Trennung der Kirche vom Staat wurden noch 1861 verfügt. Aber die wirthschaftlichen Vortheile, welche man sich von dem Verkauf der ungeheuren Kirchengüter versprochen, erntete die Gesammtheit nicht. Trotz der achtzig Millionen Pesos, welche aus dieser Quelle in der Hauptstadt einliefen, musste schon sechs Monate nach dieser Operation die Regierung ihre Unfähigkeit zur Bezahlung der auswärtigen Gläubiger erklären, und noch im selben Jahre sah sie sich gezwungen, zu wiederholten Malen unter dem Namen einprocentiger Capitalsteuern Contributionen von den Besitzenden einzuziehen. Selbst „Wissende“ wissen schwer zu sagen, wo all das Geld hingekommen, das der Staat aus dem Erlös der Kirchengüter zog, zumal Juarez selbst schon damals für einen ehrlichen Mann gehalten wurde. Gewiss ist, dass der Reichthum vieler Privatleute sich aus dieser Zeit datirt, und dass an die Generäle der „liberalen“ Armee enorme Summen verschenkt wurden. Es ist dieses „Verstauben“ einer solchen Summe auch eines von den überraschenden Problemen, welche die mexicanische Geschichte dem Menschen aufgibt, der an europäische ordentliche Verhältnisse gewohnt ist. Wer aber weiss, welche wahnsinnige Fertigkeit der Mexicaner im Verschwenden besitzt, den erstaunt wenigstens die Geschwindigkeit des Verschwindens dieser Summen nicht. Leider blieb dieses Mal das kleine Vergnügen, das sich die Herren mit den Millionen des Schatzes erlaubt hatten, nicht blos innere Angelegenheit Mexicos, denn das Land war seit Jahren gegenüber England, Spanien und Frankreich tief verschuldet, und als die Zwangsanleihen sich wieder häuften und durch das famose Gesetz vom 17. Juli 1861 die Zinszahlung an die auswärtigen Gläubiger — die inneren er-

hielten schon länger nichts — für zwei Jahre aufgehoben wurde, beschlossen jene drei Mächte, ihren Ansprüchen und Klagen durch eine bewaffnete Intervention Geltung zu verschaffen. Wie unfruchtbar diese Intervention zuerst blieb und wie sie von Frankreich zum Deckmantel eines Eroberungskrieges gemacht wurde, ist bekannt.

Die Ereignisse, welche der Aufrichtung eines neuen mexicanischen Kaiserthums vorausgingen, so wie die Schicksale dieser unklugen Schöpfung und ihrer Träger sind ebenfalls noch im Bewusstsein unserer Zeitgenossen. Was ich von Einigen vernommen habe, die den Helden jenes Dramas nahe standen, und von Vielen, die den Ereignissen an Ort und Stelle gefolgt sind, bestätigt die ungünstige Meinung, welche man von der Regierungsbefähigung Maximilian's schon vor der Zeit des mexicanischen Abenteuers da hegte, wo man ihn kannte, während es seine zahlreichen schönen Gemüths- und Geistesgaben in ein noch helleres Licht setzt. Die Gestalt des Juarez könnte uns durch die Abgötterei überdrüssig gemacht werden, welche das mexicanische Volk mit derselben treibt, wenn etwas Ungediegenes in ihr wäre. Aber Juarez ist eine von den seltenen Grössen, die mit der Dauer ihrer Laufbahn immer bedeutender wurden. Die Geschichte seiner öffentlichen Wirksamkeit ist die Entwicklungs- und Läuterungsgeschichte seiner grossen Gaben. Je länger er wirkte, desto nützlicher wurde er seinem Lande. Wer erkennt in dem klaren und eisenfesten Bekämpfer der Invasion den unpractischen Radicalen von 1857? Ein besseres Zeugniss gibt es nicht für die Aechtheit einer grossen Natur, als die stetige Entwicklung, die aus jeder neuen Aufgabe neue Kraft und Wachsthum zieht.

Von einer Seite, der ich Grund habe unbedingten Glauben zu schenken, sind mir unter Anderm auch einige Thatsachen mitgetheilt worden, welche das Wesen dieser beiden Männer klarer zeichnen als lange Beschreibungen. Juarez war eben so glücklich oder sagen wir geschickt, in der Wahl seiner Minister als Maximilian ungeschickt und unglücklich war. Ferner war es für einen Mann von Verstand und Charakter eben so leicht, Minister unter

Juarez zu sein, als es unter Maximilian schwer war. Juarez nämlich pflegte im Ministerrath die Meinungen und Rathschläge seiner leitenden Gehilfen ruhig anzuhören, und gab dann entweder sofort oder nach einigen Stunden seine Entschliessungen kund, welche nur in seltenen Fällen bei der praktischen Ausführung und Anwendung eine Veränderung erfuhren. Maximilian hingegen liess sich bald von einem und bald von einem andern Rathschlag beeinflussen. Er schien am Schluss einer Berathung eine feste Meinung zu haben, aber wenn den nächsten Morgen der oder die Minister kamen, um seine Unterschrift für die Massregel zu erlangen, über welche sie mit ihm im Einvernehmen zu sein glaubten, da zeigte es sich, dass er über Nacht zu einem anderen Entschlusse gekommen war, und oft wiederholten sich diese Schwankungen bei ein und derselben Sache. Manches Gute wurde in dieser Weise verschoben oder verpfuscht, und die Regierung zeigte sich in den wichtigsten Dingen unschlüssig und schwankend. Auch entfremdete sich der Kaiser hierdurch tüchtige Leute. Juarez ging ohne Seitenblick auf den Wegen vorwärts, die er einmal für gut erkannt hatte. Es ist bekannt, welche verderbliche Rolle hingegen in den letzten Tagen Maximilian's die schwankenden Entschlüsse gespielt haben, die sein Schicksal recht eigentlich besiegelten.

---

# Colonisation in Mexico.

## I.

Aus welchen allgemeinen Gründen Mexico nicht als Ziel für die deutsche Auswanderung empfohlen werden kann. Aussichten für die Zukunft. Hoffnungen, die auf Nordamerika gesetzt werden. Uebersicht neuerer Colonisationen. Die Franzosen am Nautla-Fluss und am Goatzocoalcos.

Es ist thöricht, ein Land auf seinen Bodenreichthum und andere natürliche Vorzüge hin den Auswanderern zur Colonisation zu empfehlen, gerade so wie es eine Thorheit ist, wenn Auswanderer mit der Hoffnung

auf Erwerbung grosser Reichthümer ins Ausland gehen. Die Eingewöhnung in ein fremdes Land ist erfahrungsgemäss ein schweres Problem, dessen Lösung für Viele unmöglich ist. Der Bodenreichthum hilft hier nicht. Daher gehen so Viele unter, die mit den besten Hoffnungen, mit gutem Willen zur Arbeit, mit anscheinend genügenden Fähigkeiten, überhaupt unter guten Aussichten in die Fremde gehen, um eine neue Heimath zu suchen. Ein Auswanderer kann in der Regel froh sein, wenn er die Schwierigkeiten überwindet, die der Eingewöhnung entgegenstehen und wenn er mit der Zeit so viel vor sich bringt, dass seine Kinder ihre Kräfte unter besseren Bedingungen verwerthen können, als in der Heimath möglich gewesen wäre. Er kann Gott danken, wenn er mehr erreicht als dieses, und wenn er Reichthümer erwirbt, ist es als ein Glücksfall zu betrachten. Ein Auswanderer, der diese Erfahrungssätze in Rechnung zieht, wird ein Land, welches durch Klima, soziale und wirthschaftliche Verhältnisse seiner Heimath möglichst nahe steht, jedem anderen vorziehen, wenn es auch im Uebrigen nicht eben glänzende Eigenschaften aufweisen sollte. Ich würde trotz des rauhen Klimas und des theilweis armen Bodens viele Theile Canadas als Auswanderungsziele irgend einem Theile von Mexico vorziehen, und wenn es der paradiesischste wäre. In der That ist die Einwanderung nach Canada, unbeträchtlich wie sie ist, enorm im Vergleich zu der mexikanischen, die fast Null ist. Dort vereinigen sich viele Umstände, um das Wurzelschlagen im neuen Boden zu erleichtern, hier im Gegentheil sind allzu viele vorhanden, die es erschweren. Ich habe mich wohl mit hundert Fremden, die hier im Lande sässig sind, über die Aussichten der vielbesprochenen Colonisation Mexicos unterredet und habe nicht Einen gefunden, der es nicht für unverantwortlich hielte, unter den gegenwärtigen Verhältnissen Fremde, und speciell Deutsche ins Land zu rufen. Dem Reichthum des Landes und den schönen Aussichten, welche derselbe dieser Republik für die Zukunft eröffnet, lässt Jeder Gerechtigkeit widerfahren, aber es vergisst auch Keiner, seinem Lob die Klausel

anzuhängen, dass eine gesunde wirthschaftliche Entwickelung im Grossen nicht möglich ist, so lange die Bevölkerung nicht einer festen Regierung unterworfen wird, die die unruhigen Elemente im Zaume hält, die Sicherheit der Personen und Besitzthümer garantirt und für die Aufschliessung des Landes durch Anlage von Wegen und möglichst ehrliche und intelligente Verwaltung Sorge trägt. Ziemlich einstimmig hört man behaupten, dass solches möglich geworden wäre, wenn das Kaiserthum Maximilians sich zu erhalten vermocht hätte. Damals hatte trotz der inneren Unruhen bereits ein Einwandererstrom sich zu ergiessen begonnen und Fremde wie Einheimische loben die Regsamkeit, die zu jener Zeit in Handel und Wandel geherrscht habe. Trotzdem, wie gewöhnlich, diese erste Einwanderung eine Masse Abenteurervolk ins Land gebracht hatte, war doch viel mehr Geld im Umlauf und that sich ein Unternehmungsgeist auf, von dem früher und später kaum Spuren zu merken sind. Nachdem das Kaiserthum gefallen ist, richten sich die Hoffnungen nach den Vereinigten Staaten, ob nicht diese mit den übrigen Theilen Mexicos nach und nach in ähnlicher Weise verfahren möchten, wie mit Texas und Californien. Diese ungemein reichen Gebiete waren bekanntlich arm und fast ganz vom Weltverkehr abgeschnitten, so lange sie zu Mexico gehörten; kaum waren sie dagegen in amerikanischen Besitz gelangt, als sie mit einer Schnelligkeit aufblühten, die die Welt in Erstaunen setzte. Den Bewohnern der nördlichen Staaten, welche an Texas, Neumexico und Arizona grenzen, sowie denen, welche durch ihre Lage an der Südküste den Einfluss der wunderbaren Entwickelung Californiens empfinden, liegt der Vergleich zwischen mexicanischen und nordamerikanischen Zuständen zu nahe, als dass sie nicht in der Stille ihre Schlüsse ziehen sollten. Nicht blos Fremde, die daselbst ansässig sind, sondern selbst einige intelligentere Mexicaner hört man die Ansicht aussprechen, dass das Heil für Mexico nur von Nordamerika kommen könne. Bekanntlich gab es auch in Californien schon vor 1847 eine einflussreiche Partei, welche für die An-

nexion ihres Landes an die Vereinigten Staaten oder an England gestimmt war. Was ich von ausgezeichneten Kennern des Landes gehört, und was ich selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, scheint mir die Ansichten dieser Pessimisten in allen Punkten zu bestätigen. Ohne Zweifel haben dieselben auch Recht, wenn sie hinzufügen, dass der Republik Mexico eine weitere Beschneidung vom Norden her nur zum Vortheil gereichen werde. Für seine verschwindende Intelligenz, seine dünne Bevölkerung und seine schlechten Wege ist dieses Land ohne Zweifel zu gross, was sich sehr klar darin zeigt, dass in den peripherischen Staaten der Föderation die Autorität der Centralregierung gleich Null ist. Selbst im Staate Guerrero, dessen Grenze nur einige Tagereisen von der Hauptstadt entfernt ist, führt der Gobernador von allen Verfügungen der Centralregierung nur die aus, die seinem Gutdünken annehmbar erscheinen. In Sinaloa hat vor einigen Jahren ein amerikanisches Kriegsschiff für Vergehen gegen amerikanische Interessen auf mexicanischem Gebiet Polizei üben müssen und Regierung wie Presse liessen kein Wort der Klage erschallen über diesen Eingriff in die Souveränität. An der texanischen Grenze gelingt es ihr nicht, räuberische Streifzüge auf amerikanisches Gebiet zu verhindern, und die drohende Sprache, in welcher die jüngste Botschaft des nordamerikanischen Präsidenten dieser Unordnungen Erwähnung that, legt den Mexicanern nahe, dass die Vereinigten Staaten von heut auf morgen einen Casus belli in der Zerrüttung und Schwäche ihrer Nachbarrepublik finden können. In der That, wer die Kühnheit, die Unanschmiegsamkeit und den eigenthümlichen Expansionstrieb der Nordamerikaner kennt, wird nicht daran zweifeln, dass sie mit der Zeit in die mexicanischen Grenzstaaten und in die Uferstaaten am Stillen Meer vordringen werden. Für die letzteren ist schon heute San Francisco eine näher liegende Stadt als Mexico selber und gilt als Emporium dieser ganzen Region bis nach Mittelamerika hinein. Dann werden die Colonisationsprojekte, mit denen sich so mancher mexicanische „Staatsmann“ vergebens

gequält hat, ganz von selber, aber in sehr viel anderer Weise realisirt werden, als man in Mexico wünscht. Ich glaube, die Nordamerikaner sind besser geeignet als irgend ein europäisches Volk, die Eroberung Mexicos für die Cultur halb mit Gewalt, halb durch Regsamkeit und Intelligenz zu vollenden. Ihren Spuren wird wie in Texas und Californien die europäische Einwanderung folgen können und wird bis dahin gut thun, sich andere Ziele zu suchen.

Zum Beleg des hier Vorgetragenen und auch als Beitrag zur Naturgeschichte der Colonien überhaupt, die gegenwärtig vielleicht für kein Volk auf der Welt ein so grosses Interesse hat, wie für das deutsche, will ich im Folgenden einige Daten, die mir genauer bekannt geworden sind, aus der jüngsten Geschichte europäischer Colonisation in Mexico herausheben.

Zur selben Zeit als in Deutschland die Auswanderung nach Brasilien in Aufnahme kam, wurde in Frankreich stark für Coloniengründung in Südmexico gearbeitet. Es sind die betreffenden Anregungen auf Persönlichkeiten zurückzuführen, welche in Mexico theils schon Güter besassen, theils neue erwarben und dieselben mit Gewinn an Colonisten zu verkaufen wünschten. Sie brachten in Frankreich Actiengesellschaften zu Stande, indem sie Auswanderungslustige, die nicht ganz unvermögend waren, zu Einzahlungen vermochten, für welche denselben entweder unbekannte Stücke Landes in nicht immer gesunden Lagen der atlantischen Küste oder Antheil an dem Gewinn der Colonie zugesprochen wurden. 1832 und 35 kamen mehr als 200 Colonisten nach Jicaltepec (in Nautla, Staat Vera Cruz) um die Arbeit zu beginnen. Sie sollten die Erträgnisse ihrer Culturen an die Gesellschaft abgeben und dafür 800 Pesos Jahresgehalt empfangen. Andere paktirten so, dass sie ein Drittel ihrer Bruttoeinnahmen der Gesellschaft versprachen und dafür das Land frei bewirthschaften konnten. Aber die Uneinigkeit der Colonisten und die Wortbrüchigkeit der Gesellschaft, die nicht zahlte, was sie sollte, zerstörte diese Pläne und 1836 kam es zu einem Aufruhr, in welchem der Director knapp mit

dem Leben davon kam. Die Colonie löste sich darauf fast ganz auf; Viele waren den klimatischen Krankheiten erlegen, Andere kehrten zurück und wenige Familien blieben, die mit der Zeit zu einigem Gedeihen gelangt sind.

Eine noch trübere Episode in der Geschichte dieser neueren Colonisationsversuche bietet gleichfalls eine französiche Unternehmung, die sich die Ufer des Goatzocoalcos zu ihrem Versuchsfeld auslas. 1830 und 31 wurden in Frankreich Prospekte verbreitet, welche auf die Vortheile der Colonisation dieses Gebietes aufmerksam machten. Ein gewisser De Villevêque zeigte darin an, dass ihm von der mexicanischen Regierung beträchtliche Ländereien, fünfzig Leguas oberhalb der Mündung des Goatzocoalcos abgetreten worden seien, dass bereits sein Theilhaber Giordan daselbst blühende Zucker-, Kaffee- und Kakaopflanzungen besitze und die Einwandernden aufnehmen und in ihren ersten Arbeiten unterstützen werde. Es gingen schon im Laufe des Jahres 1830 fünf Schiffe mit Auswanderern von Hâvre nach dem Goatzocoalcos ab. Zwei von ihnen scheiterten an dieser gefährlichen Küste und statt 300 Seelen, welche Frankreich verlassen hatten, um, wie sie glaubten, ein Paradies zu bevölkern, waren schon im Anfang des Jahres 1831 nicht mehr als zwanzig Ansiedler in der Colonie zu finden. Diese Leute waren so unerfahren, dass sie weder für Tonnengeld, noch für Zollgebühren sich vorgesehen hatten und man nahm ihnen von vornherein fast alle Provisionen weg, da sie dieselben nicht verzollen konnten. Jener Giordan hatte vor der Wuth der Enttäuschten sich flüchten müssen und ohne einen Rathgeber standen diese Armen allein in dem ungesunden, damals noch völlig wilden Lande. Die, welche nicht ertrunken oder den Fiebern erlegen waren, zerstreuten sich im Lande, und von den Wenigen, welche blieben, arbeiteten nur Einige an der Urbarmachung des dichtbewaldeten Bodens und an den Anfängen der Cultur. Als neuerdings die Regenzeit mit Ueberschwemmungen und Krankheiten eintrat, löste sich die Colonie ganz auf und nur einzelne Personen sind in verschiedenen Orten der Landenge geblieben, aber auch von ihnen verkamen

die meisten in kurzer Zeit und die, welchen es am Ende gut ging, kann man zählen. Es sind, mit Ausnahme Mehrerer, die in die grossen Städte zogen, nicht mehr als drei! Und das von dreihundertfünfzig. Im ersten Jahr waren allein an Fiebern fünfundsechszig gestorben.

Ich kann mich nicht enthalten, hier einen kleinen Abschnitt aus dem Buche des Herrn de Fossey aus Dijon herzusetzen, das die Leiden dieser armen Colonen beschreibt (es ist 1857 bei Plon in Paris herausgekommen); man ersieht aus demselben so deutlich die Täuschungen und Enttäuschungen, welche solche Leute ins Unglück führen: „Ich hatte, sagte er, manche Beobachtung über den merkwürdigen Charakter zu machen, den der Mensch entwickelt, wenn er aus seiner gewohnten Sphäre geworfen wird. Ich hatte gedacht, dass wir alle auf dieser fremden Erde, wo alle Interessen uns verbanden, wie Brüder leben würden, und dass der einzige Umstand, dass wir Franzosen und Colonisten waren, jedem ein Recht auf Vertrauen und Freundschaft gebe. Aber kaum waren wir ausgeschifft, so wurden die, welche an Bord Freunde gewesen, gleichgiltig gegen einander. Jeder that für sich, was er wollte und kümmerte sich nicht um die Anderen. Trotzdem wir einen Monat unter den Colonisten der „*Glorieuse*" (eines früher angekommenen Auswandererschiffes) lebten, hatten wir doch so wenig genaueren Verkehr mit ihnen, dass wir, wenige Fälle ausgenommen, nicht einmal gegenseitig unsere Namen kannten. Wie oft begegneten wir einander, aber wie selten gönnten wir uns das Wort! Man konnte glauben, unsere Interessen seien entgegengesetzt und wir sähen uns mit Eifersucht auf demselben Schauplatz erscheinen. Dieses gilt von denen, die ihre Lage mit Ernst betrachteten und deren Geist mit der ungewissen Zukunft beschäftigt war. Es gab auch welche, die der Wein und die Karten bald zu Freunden machten, die aber die erste rauhe Berührung des Unglücks in tiefe Muthlosigkeit warf."

---

## II.

**Colonisationsversuche unter dem Kaiserreich. Amerikanische Colonien bei Cordova und Tuxpan. Verunglückte deutsche Ansiedelung in Yucatan. Die Einzeleinwanderung. Ihr Charakter. Statistik.**

Das Kaiserreich hat trotz der Kürze und beständigen Gefährdung seines Bestandes sich auf manchem Gebiet des öffentlichen Lebens ehrenvollere Denkmale gesetzt, als so manche national-mexicanische und republikanische Regierung; aber auf dem der Colonisation hat es nur Misserfolge zu verzeichnen. Der Kaiser hatte die Colonisationsfrage als eine der wichtigsten erkannt, und er hatte ohne Zweifel den besten Willen, sie auf die beste, für Mexico förderlichste Weise zu lösen. Aber wie in allem, was er während seiner Regierung in Angriff nahm, stand auch hier Klarheit, Bedacht und Festigkeit in Entwurf und Ausführung in einem starken Missverhältniss zu der Vortrefflichkeit seiner Absichten.

In der Nähe von Cordova, das wegen seines gesunden Klima's, seines fruchtbaren Bodens und der Nähe von Veracruz ohne Zweifel einer der geeignetsten Orte für die Anlegung von Colonien ist, war eine Anzahl von grossen Landgütern (Hacienda's) mit schweren Hypotheken belastet, die in den Händen der Geistlichkeit gewesen waren, jedoch durch die von Juarez verfügte Säcularisation des Kirchenvermögens in den Besitz des Staates übergegangen waren. Maximilian liess durch seinen Minister Orozco y Berra, einen Mann, der zwar sehr gelehrt, aber eben so unpraktisch wie er selber war, diese Güter einfach einziehen, ohne auch nur die Form einer öffentlichen Versteigerung zu beobachten und bestimmte sie zur Anlage einer amerikanischen Colonie. Seine und der Kaiserin Vorliebe für conföderirte Offiziere, die in Mexico eine Zufluchtsstätte gesucht hatten, bestimmte ihn diese Güter vorwiegend an dieselben zu vertheilen und zum Ueberfluss noch zwei conföderirte Flüchtlinge, die in Washington sehr schlecht angeschrieben waren, den bekannten Hydrographen Maury und den texanischen General Mc Rewder, zu Vorständen einer Behörde für Colo-

nisation zu ernennen. Der eine wurde mit 10,000, der andere mit 6000 Pesos Gehalt angestellt, aber keiner kannte das Land auch nur oberflächlich. Sie sowohl als ihre Landsleute begingen grosse Missgriffe. Die Letzteren, frühere Sklavenhalter, machten sich bei der Bevölkerung verhasst, fanden keine Arbeiter und waren in Kürze gezwungen, ihre pomphaft begonnene Colonisation aufzugeben. Damit war der Zweck eines Unternehmens verfehlt, das die Regierung der Vereinigten Staaten erbittert, die grossen Grundbesitzer im Lande, die fast ausnahmslos tief verschuldet sind, um das Besitzrecht auf ihre Güter besorgt und der Regierung abgeneigt gemacht und einen grossen Theil der Bevölkerung, die den Americano's ja durchaus feindlich gesinnt ist, verstimmt hatte. Ein gründlicher Kenner der einschlägigen Verhältnisse bezeichnete mir diese unglückliche Unternehmung als einen der Nägel zum Sarg des mexicanischen Kaiserthums.

In einer anderen Unternehmung, die wir weniger kühl betrachten können, weil es sich in ihr um das bitterste Unglück zahlreicher deutscher Familien handelt, zeigt sich die Kopflosigkeit in der Ausführung der Colonisationspläne noch in krasserer Form. Ein deutscher Edelmann, Schlesier, Namens von Hiller, machte dem Kaiser den Vorschlag, nach Yucatan eine deutsche Colonie von 500 Köpfen einzuführen. Er erhielt bedeutende Summen, warb Auswanderer, und zwar, wie ich höre, vorzüglich in seiner eigenen Heimath an und brachte sie nach Yucatan. Nun ist es unglaublich zu sagen, dass weder von seiner Seite noch von der der Regierung Vorbereitungen zur Aufnahme dieser Colonisten gemacht worden waren. Dieselben wurden an's Land gesetzt, an den Ort geführt, wo sie sich anbauen sollten und kein Mensch kümmerte sich weiter um ihr Schicksal. Viele erlagen der Sonnenhitze in jenem kahlen Land, Andere den klimatischen Krankheiten und wer nicht zurückzukehren vermochte, verkam. Nur einigen ist es geglückt, in den nahen Städtchen Merida und Campeche, Unterkommen und Arbeit zu finden. In Mexico mieden die besseren Deutschen die Gesellschaft des Urhebers dieses halb dummen, halb

schlechten Streiches und er musste sich Seelenverkäufer nennen lassen. Die kaiserliche Regierung aber hatte wieder einmal einen Zweck verfehlt und ihre Schwäche verrathen.

Zur selben Zeit hatte sich eine freiwillige Colonie von Nordamerikanern aus den Sklavenstaaten bei Tuxpan (Staat Veracruz) angesiedelt, der es im Anfang nicht besser erging als der von Cordova. Sie wollte sich vorzüglich dem Anbau des Zuckerrohres widmen, hatte aber von Anfang an mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die sie nicht erwartet hatte, weil man dieselben eben nur in einem Lande wie Mexico finden kann. Sie kamen gerade in's Land als eine jener localen Missernten herrschte, die die Carga Mais auf neun Thaler hinauftrieb, während sie im nächsten Jahr für zwei Thaler nicht einmal Käufer fand. Der Mangel an guten Wegen und raschen Beförderungsmitteln erzeugt derartige Nothstände, die in jedem Bezirk alle Paar Jahre wiederkehren. Diese Leute waren mit der Ansicht in's Land gekommen, dass, wie in den Vereinigten Staaten, auch hier eine kleine Familie sich ihre Farm aus eigener Kraft gründen und bewirthschaften könne, wenn sie mit einigen Mitteln anfange und den gehörigen Fleiss anwende. Sie hatten nicht mit den Krankheiten gerechnet, deren Tribut jeder zahlen muss, ehe er sich an's Klima gewöhnt. Die meisten zogen nach einigen Jahren entmuthigt in ihre Heimath zurück, aber Einige, welche blieben, sind gediehen, und zogen mit der Zeit Andere nach, so dass der Bezirk Tuxpan zu einer Zeit eine Colonie von gegen 100 amerikanischen Familien zählte, die sich vorwiegend mit der Cultur des Zuckerrohrs befassten und zum Theil wohlhabend wurden. Wohl fühlen sich aber diese Leute dennoch nicht, denn bei dem weiten Abstand, der amerikanisches und mexicanisches Wesen trennt, ist keine Rede davon, dass dieselben hier ein zweites Vaterland finden und es ist nicht zu verwundern, dass die Colonie nach kurzem Aufblühen jetzt wieder im Rückgang begriffen ist. Schwierigkeiten mit den mexicanischen Behörden sollen ihre Entwickelung vorzüglich gestört haben.

Beim Fehlschlagen aller dieser Versuche zur Coloni-

sation im Grossen, bleibt Mexico einstweilen auf die langsame und unregelmässige Einwanderung angewiesen, welche indessen nicht blos numerisch gering, sondern auch ihrer Qualität nach für das Land von keinem Werthe ist, indem den meisten Einwanderern nicht darum zu thun ist, die Hülfsquellen des Landes für sich zu entwickeln, sondern nur dieselben auszunützen. Mit anderen Worten: Die Einwanderer kommen nicht, um ihre Kraft, ihre Intelligenz und ihre Capitalien dauernd ihrer neuen Heimath zu widmen, sondern nur um baldmöglichst ein Vermögen zu machen, mit dem sie sich zur Ruhe setzen können. Nur von den Spaniern gilt dies nicht so ganz, indem Viele von ihnen sich im Lande verheirathen und demselben in ihren Nachkommen, den sogen. Kreolen, ein Geschlecht ächtester Mexicaner schenken. Aber auch dieser Umstand ist wirthschaftlich von keiner Bedeutung, weil die Abkömmlinge der Spanier selten im Stande sind, das Vermögen ihrer Eltern zusammenzuhalten. Die Fälle sind selten, in denen es nicht in der zweiten oder höchstens dritten Generation wieder an Fremde fällt, welche mit Ausdauer, Genügsamkeit und Sparsamkeit ausgerüstet in's Land kommen.

Man besitzt keine genaue Statistik der Fremden in Mexico. Schätzungsweise gibt man die Zahl der Deutschen einschliesslich der Schweizer und Deutschösterreicher auf 5—600 an, wovon die Hälfte in der Hauptstadt, die nächstgrösste Zahl in Colima und in Veracruz ansässig ist. De Morineau gibt die der Franzosen vor der Intervention auf 10,000 an, was aber wohl übertrieben ist, während andererseits die Zahl 15,000 für die Spanier eher zu niedrig gegriffen sein dürfte. Es ist jedoch gerade bei den Spaniern schwierig, eine genaue Statistik aufzustellen, denn eine grosse Zahl von ihnen zählt sich nach der Verheirathung mit einer *hija del pais* zu den Mexicanern. Von Engländern dürften kaum 100 im Lande sein. Die Zahl der Anglo-Amerikaner ist in den südlichen und mittleren Provinzen und auch in der Hauptstadt geringer, als die der Deutschen, aber im Norden und Nordwesten, besonders in Sonora und Chihuahua, und ferner

in Minatitlan und Tuxpan, übertreffen sie alle anderen Fremden an Zahl und Einfluss.

Die relativen Zahlen- und Bezitz-Verhältnisse und damit auch der Einfluss der verschiedenen Classen von Fremden hat seit der Zeit, dass das Land der Einwanderung geöffnet wurde, einige Veränderungen erfahren, die Beachtung verdienen. In ausgedehntestem Maasse machten sich zuerst die Engländer die Freiheit der Niederlassung zu Nutzen, welche nach dem Sturz der spanischen Herrschaft (1821) proclamirt wurde. Sie errichteten alsbald Handlungshäuser in Veracruz und Mexico, und selbst in Guadalajara finden wir schon 1823 ein englisches Haus von Bedeutung. In ähnlicher Weise setzten sich Nordamerikaner in S. Luis, Tampico, Saltillo u. a. Orten fest, und als die Spanier in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre erst freiwillig und dann gezwungen Mexico in Masse verliessen, ging der grösste Theil ihres Handels in englische und amerikanische Hände über. Deutsche waren im Anfang wenige vorhanden; Franzosen kamen erst, nachdem 1827 ihre Regierung die mexicanische Republik anerkannt hatte.[28]) Sie kamen dann bald in grosser Zahl, spielen aber bis heute keine nennenswerthe Rolle im Grosshandel des Landes, wie zahlreich sie auch als Kleinkaufleute, Schneider, Haarkräusler, Wirthe u. dergl. in den Städten vertreten sind. Anders die Deutschen. Diese wussten von ihren kleinen Anfängen aus mit Geschick zu operiren, so dass schon am Ende der vierziger Jahre der deutsche Handel in Mexico unmittelbar nach dem englischen kam und heute denselben weit überflügelt hat. Mit Ausnahme einiger Punkte im Norden und an der atlantischen Küste, wo die Amerikaner stark vertreten sind, ist der Haupthandel in deutschen Händen. Nach ihnen dürften die Spanier, und erst in dritter Reihe die Engländer kommen. Die Engländer sind noch stark im Minengeschäft interessirt, von dem die Deutschen sich mehr und mehr zurückgezogen haben, weil ihrer Vorsicht und Bedächtigkeit die Unsicherheit nicht zusagt, welche mit Unternehmungen dieser Art verknüpft zu sein pflegt. Die Spanier spielen auf dem platten

Land die Rolle, welche die Juden in Polen oder Rumänien spielen, d. h. sie haben in Händen und betreiben Alles, was Gewinn abwirft. Sie stellen ferner eine grosse Zahl der Verwalter für Hacienda's und Bergwerke und spielen auch im Grosshandel nächst den Deutschen die grösste Rolle. Ueberhaupt sind sie noch immer von allen Fremden diejenigen, welche die grösste Bedeutung für das Land haben, indem sie sich in alle Winkel verbreiten und mit jedem noch so ärmlichen Geschäft abgeben. Da sie aber ausnahmslos, sobald sie Geld gemacht haben, wieder im alten spanischen Schlendrian fortleben, bringen sie das Land im Grossen und Ganzen doch jetzt so wenig weiter wie zur Zeit, da sie es beherrschten. Trotz der alten Feindseligkeit zwischen Mexico und Spanien sind die Spanier natürlicher Weise doch diejenigen Fremden, welche sich hier am heimischsten fühlen und an welche auch die Mexicaner sich am ehesten anschliessen. Sie haben doch immer dieselbe Sprache, dieselben Sitten und Anschauungen. Im minderen Grade kann dasselbe auch von den Italienern und zum Theil selbst von den Franzosen gesagt werden. Der „Romanismus", den man in Europa für ein Phantom halten mag, gewinnt hier Gestalt. Uebrigens sind die Italiener derzeit noch in geringer Zahl vertreten und in ähnlichen Beschäftigungen wie die Franzosen, aber nach allem, was man hört, bewähren sie sich auch hier als gute Geschäftsleute. Dem Ansehen und der Beliebtheit der Franzosen hat die napoleonische Intervention weniger geschadet, als man gewöhnlich glaubt. Ihre Zahl und Handelsbedeutung hat in den letzten Jahren wieder stark zugenommen und sie haben in einigen wichtigen Geschäftszweigen, wie z. B. Schnittwaarenhandel sogar den deutschen und spanischen Grosshändlern starke Concurrenz zu machen begonnen. Trotzdem kein Volk den Mexicanern so viel Unbilden zugefügt hat wie die Franzosen, sind diese doch bei den Mexicanern beliebter als die Deutschen, die sich bis jetzt am friedlichsten, ja zeitweise sogar sympathisch zu Mexico gestellt haben, denen aber doch für immer durch die Characterverschiedenheit von den Mexicanern unübersteigliche Schranken gezogen bleiben [29].

## III.

**Zwei deutsche Stimmen über die Einwanderung nach Mexico. Colonisationsgesetze. Der Mangel an Garantien für ihr Inslebentreten. Fremdenhass.**

Im Anfang der fünfziger Jahre legte die starke Zunahme der deutschen Auswanderung nach Nordamerika und die Erfahrung, dass unsere Landsleute dort nicht fähig sind, ihre Volksangehörigkeit zu wahren, patriotischen Köpfen die Frage vor, ob es wohl möglich sei, den Auswanderungsstrom, der nun einmal nicht zu hemmen, nach Gebieten zu leiten, wo die Deutschen das materielle Gedeihen finden könnten, das sie im Ausland suchen, wo jedoch die Versuchung zur Aufgabe ihrer Nationalität minder stark sei. Unter vielen Projekten, die sich die Lösung dieser Frage vorsetzten, tauchte damals auch der Vorschlag auf, Colonien in Mexiko zu gründen. Einer der hervorragendsten Deutschen im Lande, Carl Sartorius, Besitzer der grossen Zuckerpflanzung Mirador bei Huatusco (Staat Veracruz) ein Mann von klarem Kopf und gediegener Bildung, trat mit diesem Vorschlage hervor. In dem Buche, welches er über diesen Gegenstand im Anfang der fünfziger Jahre veröffentlichte, schildert er die Lichtseiten dieses Landes mit Enthusiasmus, geht dagegen über die tiefen Schattenseiten mit der Leichtigkeit weg, die einem so energischen und vom Glück begünstigten Manne wie ihm ziemlich natürlich war, die aber unter tausend Einwanderern kaum ein Einziger besitzen wird. Optimistische Auffassung und Darstellung sind häufige Fehler der Schriften, welche im Interesse der Besiedelung dieses oder jenes Gebietes herausgegeben werden, zumal wenn sie Männer zu Verfassern haben, die in dem betreffenden Lande ihr Glück gemacht haben, und jetzt, wo sie im Wohlstand sind, der Mühe vergessen, die sie aufzuwenden hatten. Man hat aus diesem Grunde die Einseitigkeit der Sartorius'schen Schrift entschuldigt, aber ich habe nicht gehört, dass irgend Jemand ihre optimistischen Aufstellungen vertheidigt hätte. Die Ent-

täuschungen der (zum Glück nicht zahlreichen) deutschen Landwirthe, welche durch dieselbe zur Auswanderung nach Mexico bewogen wurden, haben sie genügend Lügen gestraft. Dieselben haben auch die andere Wahrheit eingeprägt, dass es ein grosser Unterschied ist, ob man die Einladung zur Einwanderung an einzelne besitzende und unternehmende Männer oder an die Masse der Auswanderungslustigen richtet. Jene Begünstigten werden sich so ziemlich überall eingewöhnen können, für diese dagegen müssen die günstigen Bedingungen vorhanden sein, auf welche ich oben hingedeutet habe und welche sich eben in Mexico entschieden nicht finden.

Viel werthvoller ist das Schriftchen eines Herrn B. von Boguslawsky, welches derselben Bewegung seinen Ursprung verdankt. Es ist als Bericht an den Berliner Verein zur Centralisation deutscher Auswanderung abgefasst und heisst: „Ueber deutsche Colonisation in Mexico.“ Er wurde 1851 in Berlin herausgegeben. Diese ist jedenfalls eine der besten, vorurtheilsfreiesten Schriften, welche über das Thema deutscher Colonisation in tropischen Ländern geschrieben worden sind. Herr von Boguslawsky (gegenwärtig Sekretär der deutschen Gesandtschaft in Mexico) ist einer der besten Kenner mexicanischer Zustände, dabei ein klarer Kopf und unparteiischer ehrlicher Beurtheiler. Er kommt nach Erwägung des Für und Wider zu dem Schluss, dass die Auswanderung nach Mexico nur unter der Bedingung zu empfehlen sei, dass von einer deutschen Regierung, welche sich für diesen Gegenstand interessirt oder von Colonisationsgesellschaften aus auf Beseitigung der drei Hauptübelstände, die einer Colonisation hier entgegentreten, mit aller Energie hingearbeitet werde, nämlich 1) auf Verbesserung der Communicationsmittel und Anlage von Wegen, 2) auf Aenderung der schlechten Justizverwaltung und Einführung von Jury's wenigstens für Colonisten und 3) auf Gewährung der Toleranz des Cultus für dieselben. Diese Punkte, welche also vor nun 25 Jahren als Vorbedingungen einer deutschen Einwanderung hingestellt wurden, haben noch heute ihre volle Geltung. Man könnte vielleicht sagen, dass die Forderung

der Toleranz unnöthig sei, da nach der Verfassung von 1857 alle Religions-Gesellschaften gleich berechtigt sind. Aber dies ist nur ein Verfassungs-Paragraph, dessen Werth die Verfolgung und gelegentliche Tödtung von Nichtkatholiken durch den Pöbel und Clerus genügend illustrirt. Auf keinen Fall dürften die Einwanderer der gewöhnlichen mexicanischen Justiz unterworfen werden, welche in den niederen und mittleren Instanzen zu den schlechtesten gehört. Wenn schon die fremden Kaufleute, trotzdem sie die Mittel und Wege zur Bestechung besitzen und kennen, so oft in Conflict mit derselben gerathen, so würden arme, unerfahrene Leute in ihren Händen gleich verloren sein. Und dass es an Processen nicht fehlen würde, dafür bürgen die verwickelten Verhältnisse der Gütervertheilung in Mexico, über die ich früher gesprochen habe.

Schon von der Zeit des Unabhängigkeitskrieges und der Austreibung der Spanier her, haben sich wohlmeinende Männer um die Colonisation von Mexico bemüht. Es kam jedoch lange Zeit hindurch trotz aller schönen Reden kein Gesetz zu Stande, das die Gütererwerbung durch Colonisten, die Justiz- und Toleranzfrage geregelt hätte. 1846 wurde endlich ein Colonisations-Gesetz geschaffen, das jedoch niemals thatsächlich in Kraft getreten ist. Selbst die nothwendigste Massregel, nämlich die Feststellung der Ausdehnung der sogen. *Terrenos baldios* oder der herrenlosen Ländereien, und etwaiger Besitzrechte, die auf denselben lasten, ist nicht in Angriff genommen worden, wiewohl dies die erste Bedingung einer lebensfähigen Colonisation wäre. Bei der Confiscation der Kirchengüter durch Juarez, wo eine so vortreffliche Gelegenheit gegeben gewesen wäre, ausgedehnte Staatsdomänen zu erwerben, die dann an Einwanderer abgelassen werden konnten, hat man nicht an die Colonisation gedacht. Allerdings hat das langsame Fortschreiten Mexico's an Bevölkerungszahl und sein Zurückbleiben in der Entwickelung der enormen Hülfsquellen, welche es besitzt, denkenden Köpfen nicht verborgen bleiben können und dass der Mangel an europäischer Einwanderung eine

der Ursachen dieses Missstandes ist, gibt man zu. Man hat zu keiner Zeit so viel von Colonisation gesprochen und geschrieben, wie in den letzten Jahren, aber es ist nicht möglich, aus diesen Reden und Schriften die Ueberzeugung zu schöpfen, dass es den Leuten so recht ernst mit der Sache sei. Es ist zu wenig Studium und zu viel Phrase dabei. Bedenkt man allerdings, wie hoch der Deutsche, Engländer oder Nordamericaner durchschnittlich über dem Mexicaner steht, sowohl was geistige Begabung als Charakter betrifft und wie unmöglich es diesen ist, die Concurrenz des Fremden auszuhalten, so begreift es sich, dass diese Frage den Herren als ein sehr heisser Brei erscheinen muss.

Es ist indessen wahrscheinlich, dass man in Mexico dennoch wieder der Frage der Colonisation näher treten wird. Dass dies aber jemals mit dem Ernst und dem unverfälscht guten Willen geschehen sollte, wie in den Vereinigten Staaten, ist in keiner Weise zu erwarten; man wird eben in der beliebten Weise vorgehen, dass man ein sehr viel versprechendes Gesetz macht und dessen Ausführung dem zufälligen guten Willen dieses oder jenes Beamten oder Privatmannes überlässt. Wenn es hoch kommt, wird man einige Aemterjäger als wohlbezahlte Agenten nach Europa schicken oder sonstwie Reclame machen. Es wird Zeit genug sein, das Detail etwaiger Colonisationsprojecte zu erörtern, wenn solche an's Licht treten werden; bis dahin ist es aber nicht überflüssig, noch einmal einige wichtige Gesichtspunkte hervorzuheben, welche ein Deutscher, der in irgend welcher Eigenschaft nach Mexico übersiedeln möchte, unter allen Umständen im Auge behalten muss. Wer Mexico oder überhaupt spanisch-amerikanische Länder nicht kennt, wird schweres Lehrgeld zahlen müssen, wenn er herüberkommt, ohne sich vorher eine feste Stellung, womöglich im Geschäft eines Landsmannes gesichert zu haben; in einer solchen Stellung, sei es als Kaufmann, Bergmann, Handwerker oder Güteraufseher, findet er Gelegenheit, sich über Land und Leute zu unterrichten, ohne den Unterricht mit eigenen Erfahrungen und Enttäuschungen allzu theuer

bezahlen zu müssen und wenn er, was freilich selten der Fall, nach gewonnener Einsicht noch Lust hat, sich im Lande ansässig zu machen, wird er sich auf diese Weise hierzu am besten vorbereitet haben. Setzt er sich in den Besitz eines eigenen Geschäftes, so muss er erwägen, dass bei dem ungemein trägen Geschäftsleben im hiesigen Lande und den häufigen Störungen alles Handels und Wandels durch politische Umwälzungen, ferner durch die endlosen Creditfristen, es immer schwierig bleibt, irgend ein Geschäft zu veräussern. Von Bergwerken und Landgütern gilt dies ganz vorzüglich und Mancher hat die Erfahrung machen müssen, dass es schwer fällt, aus einem derartigen Unternehmen das Capital wieder herauszuziehen, welches man einmal hineingesteckt hat. Ich kenne selber einige Bedauernswerthe, die die Früchte langer und schwerer Arbeiten nicht geniessen können, weil irgend ein unveräusserbares Geschäft sie an einen abgelegenen und uncivilisirten Ort fesselt. Der Mangel an Verkehrswegen und die Unzuverlässigkeit der einheimischen Gehilfen und Arbeiter hängt wie ein Bleigewicht an ihren Unternehmungen, die scheinbar sehr rentabel sind und ihnen doch kaum mehr als die Lebsucht einbringen. Haben dann solche Leute sich gar noch mit Mexikanerinnen verheirathet und sich mit einer Familie umgeben, so sind sie ziemlich sicher an ihren Felsen angeschmiedet, den sie nicht müde werden, sammt ihrer eigenen Kurzsichtigkeit zu verfluchen. Die Meisten würden gern nach Deutschland zurückkehren, wenn sie dort auch selbst nur eines kärglicheren Einkommens sicher sein könnten, als sie hier haben. Sollen ihre Kinder nicht frühzeitig durch den Umgang mit der demoralisirten Jugend des Landes verdorben werden, so müssen sie dieselben zur Erziehung in das Ausland schicken. Schwer wird es auch dem Deutschen, sich an die öffentliche Unsicherheit zu gewöhnen, die nicht blos in Räuber- und Diebsbanden, sondern auch in einer bodenlos schlechten Rechtspflege sich bekundet. Auch die Unsicherheit der politischen Zustände kann man unter das Capitel „Oeffentliche Unsicherheit" subsumiren, denn die Grenze zwischen

den Haufen, die sich für diese oder jene Partei pronunciren und schlagen, und den Räuberbanden ist nicht scharf zu ziehen, und wenn ein Fremder nicht energisch ist, so wird er von beiden Parteien in Contribution gesetzt. Zumal seit dem Fehlschlagen der französischen Intervention sind die Fremden, soweit sie nicht den Vereinigten Staaten angehören oder unter deren Schutze stehen, wenig respektirt, trotz Geschäftsträgern und Consuln. Die Mexicaner wissen recht gut, dass ihre hafenreichen Küsten nie vollkommen zu blokiren sind und dass die Fremden im Lande eine Intervention schwerer ertragen als die Einheimischen, da auf den Arbeiten und Capitalien Jener Handel und Verkehr vorzüglich beruhen. Ein Bombardement der Haupthandelsstadt Veracruz, wie es die Franzosen 1837 beliebten, würde heute viel weniger die mexicanischen als die deutschen Interessen schädigen, denn der dortige Handel ruht vorzüglich in deutschen Händen. Nur eine Macht ist gegenwärtig hier wirklich gefürchtet und das sind die Vereinigten Staaten. Zumal seitdem es scheinen will, als ob der Süden in Folge demokratischer Wahlsiege sich wieder ermanne, merkt man das Beben ganz deutlich, das durch die Herzen hiesiger Politiker geht. Dieses Zusammenschrecken bei jeder Bewegung des Nachbarstaates, die man etwa ungünstig deuten könnte, ist auch einer von den Zügen, welche keine rechte Achtung und Vertrauen in die hiesigen Zustände aufkommen lassen. Hält man demselben die grossen Phrasen entgegen, mit denen man in den Zwischenzeiten sich selber und die Schwesterrepublik feiert, so kann man ein Gefühl herzlicher Verachtung schwer zurückhalten. Es ist übrigens im mexicanischen Charakter ganz natürlich begründet, dass diese Furcht in einen versteckten Hass ausartet. Selbst die Spanier und Franzosen sind trotz der frischen Erinnerung an die Intervention im Vergleich zu den Amerikanern beliebt. Nach ihnen sind von den Europäern, die hier in grösserer Zahl vorhanden, die Italiener angeschrieben. Die Deutschen sind beliebter als die Engländer, aber beide stehen den Sitten und Anschauungen der Mexicaner zu fremd gegenüber. Sie im-

poniren durch ihren Besitz, ihre Energie und ihr Wissen.

Alle diese Grade von Beliebtheit sind indessen einem allgemeinen Fremdenhass untergeordnet. Durchschnittlich kommen die Fremden durch grösseren Fleiss und gediegeneres Wissen viel rascher vorwärts als die Einheimischen, und verhehlen auch nicht die Verachtung, welche sie den schlechten Charaktereigenschaften des Durchschnittsmexicaners zollen. Dieses erregt Neid und ein Gefühl von Inferiorität, das mit der allgemein verbreiteten Eitelkeit zusammen ein sehr übles Gemisch gibt. Nur ein Fremder, der sich ganz zu der niederen Stufe des mexicanischen Lebens herablässt, wird vielleicht von diesem Hass verschont, aber das gelingt eigentlich doch nur den charakterlosesten Gesellen.

---

# Einige Bemerkungen über tropischen Naturcharakter.

---

## I.

Vegetationscharakter der Küste von Acapulco. Die bescheideneren Seiten der Tropennatur. Das Unkraut der Strassen. Einige bemerkenswerthe Gewächse der Hecken und Zäune. Tradescantien, das häufigste Unkraut. Einheit in der Mannigfaltigkeit. Verschiedene Mimosen und Mimosenartige. Die Sinnpflanze. Verschiedene merkwürdige Compositen. Bekannte Gestalten.

Auf der Südwestküste Mexicos entwickelt sich nur in den wasserreichsten Niederungen und Thälern eine tropisch-üppige Vegetation, denn das Klima steht auch hier noch unter dem Einfluss der Factoren, welche weiter nach Südosten und Süden hin an den mittel- und südamerikanischen Küsten und selbst in Tehuantepec eine trockene, starre, blattarme Vegetation begünstigen. Wiewohl ich in der günstigsten Zeit hier ankam, welche man mit Beziehung auf die Pflanzenwelt wohl den Frühling der Tropen nennen könnte, nämlich kurz nach dem Ende

der Regenzeit, Mitte Octobers, so fühlte ich aus all dem erstaunlich üppigen Gedeihen doch eine gewisse Neigung zu Mischungen mit fremdartigen Elementen heraus, die man steppenhaft nennen möchte, besonders mit Cacteen und Mimosen — Elementen, wie man sie in den Beschreibungen der classischen Tropenvegetation des brasilianischen Tieflandes, oder des Orinoco-, oder des St. Juanthales nicht erwähnt findet. Man könnte hieraus schliessen, dass in der siebenmonatlich trockenen Zeit, von Mitte September bis gegen den Mai hin, wenn so viele Bäche versiegen und das jetzt gleichförmig grüne Gewand der Berge an manchen Stellen so versengt, dass es häufig lückenhaft wird, dass zu dieser Zeit die Vegetation viel von dem üppigen Charakter einbüssen müsse, der ihr jetzt noch eigen ist. Vielleicht würde mir also dieses Bild tropischer Natur verhältnissmässig arm erschienen sein, wenn ich vorher die viel feuchtere und pflanzenreichere Nord- und Ostküste Mexicos oder Mittelamerikas schon gekannt hätte. Nun war es aber der erste Anblick tropischer Lebensfülle, den ich genoss, und sie schien mir so unendlich reich, dass ich Tag für Tag hinauswanderte, sammelte, aufzeichnete, und doch nie den Eindruck gewann, als ob der Reichthum zu erschöpfen wäre. In der That ist hier keines der reichsten Gebiete tropischen Pflanzenlebens aufgethan, aber es ist auch keines der armen. Wer die Tropennatur noch nicht kennt, wird immerhin in der Ebene und den Gebirgsthälern von Acapulco einen vollen Eindruck ihres Reichthums, ihrer ungeheuren Lebenskraft empfangen. Mir hat der Anblick einer ihrer reichsten Entfaltungen, den ich am Goatzocoalcos und am Nordabhange der nördlichen Sierra von Mexico geniessen durfte, den ersten Eindruck nicht verdunkelt, den ich von Acapulco und aus der südlichen Sierra Madre brachte. Die Neuheit ersetzt hier in hohem Grade, was der Sache selbst etwa mangeln sollte, und die lebhafteste Phantasie wird noch immer ihre Erwartungen übertroffen finden.

Nachdem ich in alten und neuen Reisebeschreibungen allgemein Enthusiastisches über die Herrlichkeit der tro-

pischen Natur gelesen hatte, war mir das Interessanteste, sie nun in den besonderen Zu- und Umständen kennen zu lernen, welche die Schilderer gar nicht zu berühren pflegen. Da diese z. B. fast einstimmig von der Schönheit der Palmengestalten, oder der Dichte des Urwaldes, oder dem Zauber seltsamer Blüthenformen, oder den brennenden Farben sprechen — Dinge, auf die fast Jeder zurückkommt, ohne dass sie Einer genügend erschöpft, so interessirte es mich vielmehr, diese herrliche Natur gerade in den bescheidensten Verhältnissen kennen zu lernen. Ich schaute mich zunächst mit höherm Genuss an Wegrändern und Rainen als in den Palmengärten um. Der bescheidene Weg zum Walde mit seinen Hibiscus- und Melastomenhecken, seinem Unkraut und seinen Tümpeln schien mir nicht minder beachtens- und beschreibenswerth als der Urwald selbst.

Frühmorgens ging ich die Stadt hinaus nach einem Hügel am Hafen und es fielen mir zuerst als die häufigsten Unkräuter einige niedrige Malven auf. Auf den Acker- und Waldwegen in der Ebene und den Vorbergen fehlen nie die malvenartigen Pflanzen aus dem Geschlechte Sida, deren Blüthen ganz ähnlich denen unserer Wegmalven, deren Blätter aber durch braune Färbung an der Mittelrippe und durch häufige weissliche Sprenkelung der dunkelgrünen Oberfläche vor anderen ausgezeichnet sind. Die oberen Blätter sind pfeilförmig, die unteren spitzfünflappig. Die Blüthe ist blassrosa wie bei den Wegmalven. Eine andere Malve steht noch häufiger an den Wegen und als Unkraut in Gärten und Feldern. Die Blüthen sind etwa groschengross. Morgens sind sie gelblichroth und weitgeöffnet und Abends schliessen sie sich und werden weiss. Eine dritte hat grosse goldgelbe Blüthen, die dicht dem hohen schlanken Stengel ansitzen, so dass die Pflanze an unsere Königskerze erinnert. Eine Abart von dieser hat einen purpurbraunen Ring im Grunde der blassgelben Blüthe. Selbst in den Strassen des Städtchens wächst das erstgenannte Malvenunkraut so häufig wie Gras. Da man hier Wagen gar nicht kennt, sondern Alles auf Eseln und Maulthieren trans-

portirt, so sind die Wege wenig ausgetreten und Rasen und Kraut hat alle Zeit, sich auf denselben festzusetzen. Die Triebkraft der Natur hilft dazu und so finden wir die Feldwege fast immer dicht begrast, wo sie nicht eben allzu sandig sind. In diesem Grase aber wachsen die kleinen Malven häufiger als bei uns an ähnlichen Orten Löwenzahn, Wegerich und Gänseblümchen zusammengenommen. Eine kleine Composite mit Blüthen, die eben so unscheinbar, wie die Blüthen unseres Kreuzkrautes, ist neben ihnen am häufigsten.

Ist diese Wegflora einfach, so sind die Hecken, welche die Wege einfassen, um so reicher umwachsen und umsponnen. Gärten und Felder sind stets umzäunt und zwar vorzüglich mit dürrem, dornigem Gezweige. Lebendige Zäune aus Cacteen oder stacheligen Baumlilien *(Yucca)*, wie man sie im Innern häufig findet, sieht man hier nicht. Nicht selten umgeben statt der Zäune roh aufgehäufte Mauern die Gärten oder Felder. Wie Zäune beschaffen sind, sieht man indessen meistens nicht so leicht, denn in ihrem Schatten und Schutz wächst bald manche Pflanze, Strauch oder Schlinggewächs auf und verhüllt am Ende Alles. Ein Heckenzaun steht kaum ein Jahr, so hat ein zweiter lebendiger Zaun ihn eingehüllt, und in diesem sieht man oft auf einer Strecke von ein paar Hundert Fuss mehr Blumen als bei stundenlanger Urwaldwanderung. Woher mag das kommen? Auf die allgemeine Regel, dass das Innere der Urwälder trotz alles Vegetationsreichthums nicht blumenreich sei, wird zurückzukommen sein; dass aber gerade die Hecken und Raine so pflanzen- und blüthenreich sind, schreibe ich vorzüglich dem Umstande zu, dass die Tausende von Vögeln, welche jeden Tag nach den Pflanzungen ziehen, sich mit Vorliebe auf die umgebenden Zäune setzen und manches Samenkorn hier zurücklassen. Daneben ist der Schatten zu bedenken, der den Keimlingen, und die Sonne, die den höher gewachsenen Pflanzen an solchen Orten gespendet wird, beides in ungewöhnlichem Masse.

Vor dem Städtchen liegen auf allen Seiten *Huertas* (Frucht- und vorzüglich Palmengärten) und *Milbas* (ein-

gezäunte Maisfelder) und zwischen ihren dichtgrünen Zäunen geht man auf grasigen Wegen hin. Prachtvolle dunkelblaue, purpurrothe, rosenrothe Winden haben ihre Blüthenhülle über das Grün des Gesträuchs gewoben und alle ihre Blüthen leuchten in frischen Farben, da sie sich erst geöffnet haben. Um Mittag schliessen sie sich wieder und zahllose, die sich gestern geschlossen haben, sind abgefallen und liegen am Boden umher. Ich habe einzelne Windenstöcke mit über achtzig offenen Blumen gezählt, die noch grösser sind als die Blüthen unserer weissen Heckenwinde. Minder zahlreich, doch noch immer häufig, leuchten die Scharlachglöckchen verschiedener Hibiscusarten, welche auch durch ihr dunkelgrünes, grosses und dichtes Laub ausgezeichnet sind. Diese beiden, Winden und Hibiscus, fehlen keiner Hecke und keinem Waldrande der mexicanischen Tiefländer. Auch bohnenartige, windende Gewächse, bald mit grossen, einzelstehenden, bald mit kleinen zu dichten Aehren geballten Blüthen pflegen an diesen Orten nicht zu fehlen.

Während diese Gewächse durch die Masse und Pracht ihrer Blüthen den Reichthum der Tropennatur anzeigen, prägt eine Aristolochia, die sich um diese Hecken windet, denselben Reichthum durch die originelle Form ihrer Blüthe aus. Es ist eine natürliche Folge der breiteren und mannigfaltigeren Entwickelungsmöglichkeiten in der Tropennatur, dass sie oft die engen Kreise der normalen Blüthenformen verlässt, um in seltsamen Gebilden sich zu ergehen. Die Aristolochienblüthe ist an und für sich, wie wir von der deutschen Vertreterin dieses Geschlechtes, der *Aristolochia clematitis*, einer der schönsten Pflanzen in unserer ganzen Flora, wissen, ein originelles Gebilde. Hier ist die gewöhnliche Krugform ins Extrem ausgebildet durch stärkere Aufblasung des Blüthenbauches, Verlängerung und scharfe Verengung des Halses, und übermässig breit umgeschlagenen Mundrand. Dazu ist die letztere zu einem langen Zipfel ausgezogen, der zurückgebogen und am Rande fein ausgefranst ist. Die Farbe der Blüthe ist grüngelb, der Mundrand und Zipfel aussen braun getigert, der Mund innen durch einen brau-

nen Sternfleck auf sammtnem hellgelbem Grunde geziert. Scheint nicht eine einzelne Blüthe dieser Art in ihrer phantastischen Schönheit einen höhern Begriff vom Vermögen dieser Natur zu geben als tausend Ranunkeln oder Primeln? Sie scheint nur; aber dieser Schein bestimmt in hohem Grade die Schätzung, die wir von der schöpferischen Kraft der Tropennatur hegen. Manches erscheint uns nur so seltsam oder so auffallend schön, weil es hier grossartiger gestaltet ist und dadurch sinnenfällig wird. So ist es mit einem andern windenden Gewächs dieser Weghecken, einem Polygonum oder Knöterich. Die vierblätterige Blüthe, deren reiche Aehren so prächtig in dichtblätterigem Gezweige hängen, ist ganz so gestaltet, wie die des Haidekorns, das zur selben Gattung gehört. Da sie aber sechsmal grösser und von lieblicher rosenrother Färbung ist, fällt sie auf und gefällt, während jenes bescheidenere Kräutlein kaum besehen wird.

Soviel haben wir schon gesehen und sind noch keinen Flintenschuss über die letzte Hütte des Städtchens hinausgegangen. So reich ist diese Natur, die fast auf uns einzudrängen scheint mit ihren erstaunlich unverhofften Schätzen, und doch ist dies nur der Anfang.

Wir schieben das rohe Balkenthor zurück, das den Eingang zu einer weitausgedehnten Maispflanzung verschliesst, und stören zahllose kleine grüne Papageien auf, die sich bereits an den jungen Kolben gütlich thaten. Sie erheben sich unter betäubendem Geschrei in die Luft, ziemlich hoch, immer ein Pärchen zusammen, und fliegen unter beständigem Schnattern und flatterndem Flug dem nächsten Walde zu. Es mochten sechzig sein. Diese Pflanzung bietet einen freundlichen Anblick. Während der junge Mais sich im frischesten, saftigsten Hellgrün darstellt, erscheint der ganze Boden dunkelgrün von einem kriechenden dichtblätterigen Kraut, das reichlich vergissmeinnichtblaue Blüthen trägt.

Es ist eine Tradescantia, das wucherndste Unkraut und zugleich eine der hübschesten Pflanzen dieser Gegend. Sie hat krautartige Stengel, an welchen längsrippige,

eiförmige Blätter stehen, deren Stiele zu Scheiden erweitert sind, welche den Stengel einfassen. Wenn man sie ans Licht hält, sieht man starke, parallele Längsadern, zwischen denen zahlreiche zarte Queräderchen ein feines Netzwerk bilden. Wie der Stengel aus den Blattscheiden, so tritt an der Spitze jedes Zweiges die Blüthe aus der dütenartigen Scheide des obersten Blattes. Auf zarten Stielchen sitzt das Hüllblatt, welches ein herzförmiges grünes Blatt und so in der Mittellinie zusammengelegt ist, dass es wie ein Paar Schmetterlingsflügel aussieht. Es ist im Grunde selbst nur wieder eine Scheide, in welcher sich die Knospen bergen, während die Blüthen, wenn sie sich öffnen, den offenen Rand durchbrechen. Knospen und Blüthen sitzen in einem Döldchen beisammen auf der Spitze eines weissen Stieles und sie umgiebt eine gallertige, wasserhelle Flüssigkeit, mit welcher das dütenartige Hüllblatt in grösserm oder geringerm Maasse angefüllt ist. Immer nur eine Knospe öffnet sich nach der andern, so dass man immer nur einzelne Blüthen aus dem Rande der Düte hervorragen sieht und die Pflanze für einblüthig hält, bis man jene öffnet, wo das Knospenbündel in der Gallerthülle dann wie ein Naturspiel daliegt, welches zarte Pflanzengebilde im Innern eines Krystalles aufwachsen lässt.

Die Blüthe selbst ist so zart, wie wenn sie aus Email gemacht wäre. Sechs ungleiche Blättchen umstehen einen Kranz von sechs Staubfäden und einem Griffel. Von den Blättchen sind vier weisslich, ungestielt, sehr dünn und am Rande durchscheinend wie Glashäutchen, während die zwei anderen auf dünnen Stielchen stehen, kreisrund, viermal so gross wie die anderen und von einem schimmernden, gekörnelten Lila sind. Die vier ersteren stehen um diese beiden, wie der Kelch um eine Krone, aber sie sind unter sich nicht gleichartig; zwei sind grösser als das dritte, das ihnen gegenübersteht, und das vierte steht so klein wie ein Schüppchen zwischen den beiden ersteren.

Auch in den sechs Staubfäden begegnen wir vier verschiedenen Formen. Drei davon sind nur halb so

gross wie die drei anderen, und diese drei kleinen stehen wie die grösseren in einer Reihe, in welcher die beiden äusseren mit einfachen Staubbeuteln gegen den mittleren geneigt sind, der mit breitem, zweisporigem Staubbeutelchen die Symmetrie zwischen den beiden anderen aufrecht erhält.

Bei solcher Mannigfaltigkeit der Elemente, wo bei dreizehn einzelnen Blüthentheilen immer nur je zwei einander gleich sind, ist diese zarte Blume, die nicht grösser als ein kleines Veilchen, nicht im Mindesten unregelmässig gestaltet. Die offene Kante der Scheide, aus der beim Aufblühen ein Knöspchen nach dem andern hervorbricht, mag als Mittellinie gelten, zu deren beiden Seiten je vier symmetrische Blüthentheile liegen, während fünf unpaarige auf der Mittellinie stehen. Diese unsymmetrischen oder unpaarigen sind ihrerseits theilweise selbst wieder symmetrisch gestaltet.

Es giebt viele Varietäten dieses Pflänzchens, sowohl in den Blüthen als den Blättern. Einige sind in die Treibhäuser und Zimmergärten übergegangen und eine Abart mit röthlich braun gestreiften Blättern, die an der Unterseite purpurroth sind, sieht man häufig in Hängscherben bei uns, wo sie aber die Neigung verliert, reichliche Blüthen zu entwickeln. Hier bildet sie, wie gesagt, auf den Aeckern vollständige Rasen und soll mit aller Mühe nicht auszurotten sein.

Wir sind zwischen den Zäunen der Milbas weitergegangen und haben da und dort einen Blüthenzweig aus dem Dornengebüsch gepflückt. Ich trage scharlachrothe und orangegelbe, rosenrothe und schneeweisse Blüthen in der Hand, einige gross fast wie Tulpen, andere winzig; aber wie ich zusehe, sind es fast alles Mimosen oder mimosenartige Gewächse. Ich freue mich dieser Funde ganz besonders, denn die Unzahl von Variationen bestimmter Pflanzengestalten, welche sich hier oft auf engem Raum zusammenfindet, scheint mir hier der ansprechendste Ausdruck tropischen Naturreichthums zu sein. Durch sie kommt Harmonie in die Mannigfaltigkeit, welche ohne den durchgehenden Faden gewisser Grundtypen zu leicht

nur den Eindruck bunter Zusammenwürfelung macht. Mimosen und Compositen zeichnen sich hier in dieser Richtung vor allen anderen aus.

Als Sträucher, Schlingsträucher und Kräuter spielen die Mimosen die bedeutendste Rolle unter den allgegenwärtigen Schmetterlingsblüthlern dieser Gegenden, und ihre leichten, lieblichen Formen bringen, wie gesagt, einen gewissen gemeinschaftlichen Grundzug in die erdrückende Mannigfaltigkeit der niedrigern Vegetation. Immer kehren in ihrem Kreise die zartesten Fiederblätter und die Blüthenköpfchen wieder, welche weissen, rosenrothen, bläulichen oder lichtvioletten Strahlenkügelchen gleichen. Wie in Zeolithen die zartesten, seideglänzenden Fasern zu einer Kugel gefasst sind, von deren Mittelpunkte sie ausstrahlen, so sind hier die Blüthen voll haarfeiner Staubfäden zu Kügelchen angeordnet. Die schamhafte Mimose oder Sinnpflanze (*Mimosa pudica*) ist, abgesehen von ihrer geringen Grösse, eine sehr charakteristische Vertreterin dieser Gruppe.

In den Strauchwäldern der niedrigeren Höhen um Acapulco gehören auch eine weisse und eine rosenrothe Mimose zu den häufigsten Pflanzen. Die weisse ist ein dornenloser Strauch mit zarten, hellbraunen Zweigen und ungemein zartem Fiederlaub — an einem Blatt von stark 1 Zoll Länge zähle ich jederseits über 60 Fiederblättchen —, und trägt gegen die Spitze der Zweige zu in allen Blattachseln an langen dünnen Stielen die weissen Haarkügelchen der Blumen und die ebenfalls kugelförmig zusammengedrängten Knospen. Die rosenrothe ist ein dorniger Schlingstrauch, der grössere Fiederblätter in geringerer Zahl, aber dieselben Blüthen- und Knospenkügelchen trägt, wie die vorige, nur dass die Strahlenkugeln der Blüthen etwas grösser und von leuchtenderer Farbe sind. Beiden Blumen ist ein süsser und starker Duft eigen, der etwas an Goldlack und etwas an Vanille erinnert.

Ungemein häufig, häufiger noch als die vorgenannten, ist die eben genannte Sinnpflanze, welche ihnen auch, abgesehen vom niedrigen Wuchs, so ähnlich ist, dass man

sie ohne die höchst charakteristische Beweglichkeit ihrer Blätter oft verwechseln könnte. Sie wächst hier als 1 bis 2 Fuss hohes Kraut mit sperrigen, bedornten Stengeln und Zweigen und nicht eben reicher Belaubung. Das Laub ist das bekannte zartfiederige Blatt, das zu zweien an langen, zarten Stengelchen steht. In den Blattwinkeln stehen die Blüthen und Früchte an kürzeren Stengelchen. Jene als buschige, zarte Kugeln, diese als breite und kurze, dünne Schötchen. Häufig liegt die Pflanze (welche, beiläufig gesagt, neben der früher erwähnten *Tradescantia* das wucherndste Unkraut der Gärten ist) zu Boden und ihre Blüthenkugeln sehen dann von Weitem wie rother Klee aus. Oft sind sie an Rainen so häufig wie bei uns der Klee. Aber in Centralamerika scheint sie stellenweise noch häufiger vorzukommen. Ein Freund erzählte mir, dass sie in der Nähe von Panama fast Wiesen bilde, und wenn man durch diese Mimosenfluren hinreite, soll der Anstoss, den der Tritt des Pferdes giebt, sich von Pflanze zu Pflanze mittheilen, so dass die bebende, zusammenschliessende Bewegung der Blätter über eine weite Strecke hingeht und eine Spur bildet, wie Schiffe sie in ruhiger See bilden. Der natürliche Zustand wird freilich bald wieder hergestellt sein, denn hier ist die Sinnpflanze nicht so languid wie bei uns in den Treibhäusern. Wenn sie ihre Blättchen auf Berührung geschlossen hat, öffnet sie sie wieder in 2 bis 3 Minuten.

Eine rothblühende Cassia, aus dem Geschlechte *Ponciana,* und eine gelbe geben diesen Abhängen selbst für die Ansicht aus der Ferne lebhafte Farben. Sie stehen dicht und sind blüthenreich. Die erstere wird mannshoch und darüber und trägt an jedem Zweigende Rispen von tief rothgelben Blüthen. Die Kelchblätter sowohl als die Blumenblätter nehmen an dieser Färbung Theil, und aus dem Kranze der letzteren ragt ein langes, scharlachrothes Staubfädenbüschel. Von den ersteren wie von den letzteren sind vier in einen Kreis gestellt, aber von den Kelchblättern ist eines zu der Helmform erhoben und ausgebogen, welche an die Schmetterlingsblüthen erinnert, während von den Blumenblättern eines röhrig zusammen-

gedreht ist und aufrecht dem helmförmigen gegenübersteht. In dieser Unregelmässigkeit liegt die einzige Aehnlichkeit der Blüthe mit den eigentlichen Schmetterlingsblüthen, denn ausserdem erscheint sie mehr azaleenartig, wie denn Grösse und Farbe an manche Abarten von Azaleen erinnern. Aber die zarten, fiederigen Blätter lassen bei näherer Betrachtung keinen Zweifel an der Mimosennatur dieses Strauches aufkommen.

Noch weniger erinnert an die Schmetterlingsblüthen, welche bei den zahlreichen deutschen Vertretern dieser Familie Regel sind, die Blüthe der gelben Cassie, welche in der That eine der abnormsten Blumengestalten ist, die man in dieser so formenreichen Familie finden mag. Kelch, Krone und Staubfäden sind gleicherweise unsymmetrisch. Der Kelch besteht aus fünf grüngelben Blättern, von denen nur zwei gleich gross sind; sie sind alle zurückgebogen und weder im Kreis noch kreuzweise gestellt; auch durch hervorragende Grösse eines einzelnen ist ihre Stellung nicht bedingt, sondern sie sehen wie ineinander geschoben aus. Von den eigentlichen Blüthenblättern sind zwei gross und drei klein; von den zwei grossen ist eines am Grunde zu einem Stiel verschmälert und ragt weit hinaus, während das andere neben ihm stehende helmförmig aufgeblasen und zur Seite gebogen ist, und die drei kleineren, welche ebenfalls gestielt erscheinen, sich in verschiedener Grösse und Stellung zwischen die beiden drängen. Sowohl Kelch- als Blüthenblätter sind geadert gleich den gewöhnlichen grünen Blättern, und bei den zwei grössten Blumenblättern tritt dieses so deutlich hervor, dass man wohl glauben könnte, gewöhnliche Blätter vor sich zu haben, wenn nicht ihre Stellung innerhalb des Kelches solche Annahme verböte. Auch die Staubfäden sind in Grösse ungleich: drei sind gross, vier kleiner, und zwei verkümmert und alle neun sind zu einem Knäuel zusammengeschoben.

Bei solch' unregelmässigem Bau ist diese Mimose doch eine ganz ansehnliche Pflanze, denn die Blüthen sind mehr als halbzolllang, hängen an zarten Stielchen und erscheinen aus der Ferne wie goldene Glocken. Dabei

ist auch dieser Strauch sehr blüthenreich, hat zartes, dunkelgrünes Fiederlaub und bleibt an Höhe nicht hinter dem erstern zurück.

Sind diese verschiedenen Ausprägungen des Leguminosentypus vorwiegend fremdartige Erscheinungen, so umgiebt die kaum minder häufigen Compositen noch der Reiz alter Bekanntschaft. Sie weichen nicht so weit von einem Centraltypus ab, wie die Cäsalpinien oder Mimosen. Wir kennen in Deutschland und überhaupt in Europa die Compositen, Korbblüthigen oder Zusammengesetztblühenden meist nur in den Formen, welche uns durch Löwenzahn, Huflattich, Kamille, Kornblume und ähnliche vertraut sind. Hier, wo diese Familie soviel stärker vertreten ist — sie erreicht nirgends auf der Erde eine so massenhafte und mannigfaltige Vertretung wie in Nordamerika und Mexico, — findet man ganz andere Gestalten, denen man ihre Familienzugehörigkeit nicht mehr so leicht ansieht. Jene pflegen nicht zu den bevorzugtesten Lieblingen der Blumenfreunde zu gehören, denn die Fülle der kleinen Einzelblütchen, die in dem Korbkelche vereinigt sind, lässt keinen einfachen Gesammteindruck aufkommen; höchstens die Rosette oder die Kranzform, nicht aber der Stern oder die Glocke kommt hier zur Ausprägung; statt der einfach schönen Umrissformen tritt uns hier eine Art von Mosaik entgegen, die mit aller Mühe nichts so Erfreuliches schafft, wie es mit weit weniger Aufwand an einzelnen Theilchen und Stückchen bei viel leichterm, willkürlicherm Aufbau den einfachen Blüthen der Rose oder Lilie gelingt.

Hier begegnen wir indessen Zusammengesetztblühenden, die in verschiedener Richtung die hergebrachten Compositenformen erweitern. Ich sah am Wege von Acapulco ins Gebirge oft ein bescheidenes Pflänzchen stehen, dessen weisse Blüthen mich an unsere Miere oder sonst ein silenenartiges Gewächs erinnerten und sah es im Anfang nicht näher an, weil es mir zu bekannt vorkam und so unscheinbar war. Aber als ich es einmal näher betrachtete, sah ich, dass es eine Composite war. Die fünf schmalen weissen Blumenblättchen gehören eben-

soviel kleinen Blüthchen an und umgeben einige andere, die mehr in der Tiefe des Kelches stehen. Jetzt sah ich freilich, dass kein einfacher Kranz von Kelchblättern, sondern ein korbartiger Kelch aus schuppenförmig über einander lagernden Blättern diese Blüthen umgab und dass sie nicht immer zu fünfen, sondern oft nur zu dreien und vieren in einer solchen Sammelblüthe vereinigt waren. Diese Unregelmässigkeit lässt die Zusammengesetztblüthigen immer unter der Maske herauserkennen. So erkennt man auch die Linosyrisarten, die oft wie schmalblätterige, rosenrothe Nelken aussehen, sehr bald als Compositen, wenn sie statt fünf blumenblattartiger Einzelblüthen drei, vier oder sechs in ihrem Korbkelche vereinigen. Nichtsdestoweniger ist die Täuschung in vielen Fällen gross. So passirte es mir auch im Anfang, dass ich hier eine gelbblühende Composite, ein sperriges Kraut mit grossen herzförmigen Blättern, für eine lippenblüthige Pflanze hielt. Auch sie ist nur eine Composite, aber sie hat in jedem ihrer kleinen Korbblüthen drei bis fünf kleine, braune Röhrenblüthen bei nur einem bis zwei grösseren blumenblattförmigen Zungenblüthchen. Die letzteren geben der ganzen Blüthe den Anschein, als ob sie eine Lippenblüthe mit verkürzter Unterlippe sei.

Treten so die Zusammengesetztblüthigen in mancherlei Masken auf, die sie den Blüthen aus weit verschiedenen Familien entlehnen, so sucht uns wieder eine Mimose in anderer Richtung zu äffen, indem sie ihre Knospen in ein kelchförmiges Bündel zusammenstellt, das an den schuppigen Korbkelch der Linosyrisarten erinnert. Wenn die kleinen hellvioletten Schmetterlingsblüthchen sich auf der Spitze dieses Kelches zusammendrängen, könnte man eine echte Composite vor sich zu haben glauben, wenn nicht die zarten Fiederblättchen den Mimosencharakter sogleich verriethen.

Mit besonderer Freude begrüsst man auch einzelne Pflanzen, welche man drüben vielleicht als kostbare Zierden der Gewächshäuser kannte, und die uns nun hier in der vollen Kraft ihres spontanen Gedeihens entgegentreten. Man denke sich die verschiedenen Begonien mit ihren

grossen Ahornblättern von fast fleischigem Grün als kräftige Pflanze von zwei, drei Fuss Höhe, die an Waldrändern und Flussufern im Schatten jedes Gebüsches aufwächst! Als ich zuerst einer Gesnerie mit rosenrothen, im Kelche tief purpurnen Fingerhutblüthen und prachtvoll sammetnen leuchtend grünen Blättern begegnete (sie ist häufig an trockenen Abhängen bei Acapulco), wagte ich kaum sie zu pflücken, so kostbar kam sie mir vor, bis ich sie zu Dutzenden an einer einzigen Felswand antraf.

Am häufigsten fiel mir indessen von solchen Bekannten die scharlachroth und goldgelb blühende Lantana in die Augen, die man bei uns als Topfpflanze so häufig zieht. Man nennt sie wegen der heliotropähnlichen Blüthendolde häufig das „gelbe Heliotrop". Die Blüthendolden sind ganz wie in unseren Gärten aus scharlachrothen und goldgelben Blüthchen zusammengesetzt und hauchen wie dort einen starken Hollundergeruch aus. Sie wird hier übrigens höher als in unseren Gärten und erhält einen holzigen Stengel von beträchtlicher Zähigkeit. Ihre Früchte zeichnen sich durch einen bläulichen und rothen Metallschimmer aus, den ich an unseren Gartenexemplaren nicht so stark bemerkte.

In anderer Weise macht sich eine kleine Labiate mit hellblauen Blüthchen bemerklich, die mit den rauhen, ovalen, dunkelgrünen Blättern und den bescheidenen blauen Blüthchen an manche Vergissmeinnicht- oder Veronicaart erinnert. Aus der Ferne meint man auch ein Sinngrün zu sehen, das tief im Gebüsch sich zum Boden duckt und kaum mit Blättern und Stengeln, fast nur mit grossen dunkelveilchenblauen Blüthenaugen herschaut. Es ist eine Phloxart, deren schöne dunkle Blüthen vollkommen kreisrund und mit fünf hellen Strahlen geziert sind. Eine andere Labiate, salbeiartig, erinnert durch saftige, sperrige Stengel und Aeste und kräftige Belaubung sowie durch die grossen, rosenrothen, weissgesprenkelten Lippenblüthen an ähnliche Gewächse aus derselben Familie, die in unserer Heimath im Dickicht an den Bachrändern stehen.

---

## II.

Wo bleibt das Herz? Eine berechtigte Frage gegenüber dem tropischen Urwald. Bezeichnende Eigenschaften dieser Wälder. Mannigfaltigkeit ihrer Bäume. Unfertigkeit vieler Baumformen. Schling- und Parasitenwerk.

enau spricht einmal vom Walde:

Ein stummes Räthsel, das sich nie verrathen,
Die Pflanze ist sein Bild und seine Hülle,
Und allwärts grünen seine stillen Thaten.
Die Wurzel holt aus selbstgegrabenen Schachten
Das Maass des Stamms und treibt es himmelwärts,
Ein rastlos Drängen, Schaffen, Schwellen, Trachten
In allen Adern; doch wo bleibt das Herz?

Die Frage des Dichters ist mir in einem deutschen Walde nicht in den Sinn gekommen, aber hier ist sie vom ersten Anblick der tropischen Natur an ein Grundton meiner Eindrücke gewesen. Wo bleibt das Herz in diesem Leben, das mit so wildem Reichthum sich aus dem überfruchtbaren Mutterschoosse hervordrängt? Die Lebensfülle ist zu gross, als dass sie anders als im Kampfe sich entwickeln könnte. In diesem Durch- und Uebereinanderdrängen bleibt für die ruhige Beschauung wenig Raum. Ein Urwald Nordamerikas oder der Alpen ist ein wohlgepflegter Park im Vergleich zu diesen Tropenurwäldern. Um in ihren Schatten einzutreten, muss man mit Messer und Beil sich Bahn brechen, muss sich fast jede Einsicht in ihr Inneres erkämpfen, und wenn der Blick endlich in ihre Tiefe dringt und ihr Wesen erfassen will, nimmt er nichts von der tröstlichen Ruhe wahr, die in unseren Wäldern ein süsses Naturvertrauen, ein beruhigendes, erlösendes Weltvertrauen ins Herz giesst. Nur ein überfluthendes Hervorringen tritt ihm entgegen, in welchem tausend verschiedene Formen sich zum Lichte drängen und eine immer auf Kosten der anderen Fuss und Raum zu gewinnen sucht. Kein Gemüth, das dem Weltgetümmel zu entrinnen sucht, meine hier Frieden zu finden, denn was man hier sieht, offenbart einen wildern Kampf

als das betäubendste Ringen der Menschen. Für den Geist ist das ein erfreuliches Schauspiel, weil er keine Sympathie, sondern nur Wahrheit sucht, und weil eine stählende Wahrheit, die von höchster praktischer Lebensbedeutung ist, hier so offen, so scharf sich ausspricht. Er kann, wenn irgendwo, sich hier vergewissern, dass nur im Kampf das gedeihlichste Leben ist. Für alles aber, was über das klare Erkennen hinausliegt, bleibt die schwermüthige Frage offen, die dort der Dichter aufgeworfen hat: Wo bleibt das Herz? Wo ist ein friedliches Plätzlein für es gelassen? Ich sage nicht, dass diese Frage immer zu verneinen sei, aber es gehört Zeit und Arbeit dazu, um zu dieser Natur in ein Verhältniss zu kommen, das auch nur etwas von der Innigkeit hat, welche unsere mildere, ruhigere Waldnatur jedem offenen Gemüth gleichsam entgegenbringt.

Der Unterschied zwischen einem deutschen Wald, überhaupt einem Wald der gemässigten Zone, und einem tropischen Urwald reducirt sich eigentlich auf vier Hauptpunkte: der tropische Urwald hat nämlich eine viel grössere Mannigfaltigkeit von Bäumen; hat mehr Unterholz, welches dazu nicht so scharf als Gesträuch von den Bäumen gesondert ist; hat eine Fülle von Schlinggewächsen, von deren kräftiger Entfaltung selbst die Waldreben Nordamerikas keinen Begriff geben; hat endlich zahlreiche grosse Parasitengewächse.

Unsere deutschen Wälder werden im Ganzen von etwa zwei Dutzend Bäumen gebildet, und von diesen ist kaum die Hälfte als häufige, waldbildende Bäume zu bezeichnen. Dass man unsere Wälder gewöhnlich nur in Laub- und Nadelwälder unterscheidet, ist ganz charakteristisch. Es würde in der That schwer sein, eine weitere Unterscheidung von Bedeutung zu machen, weil im Allgemeinen die Laubhölzer unter einander ebenso wenig erhebliche Unterschiede der Physiognomie zeigen wie die Nadelhölzer. Hier ist das ganz anders. Gehen doch aus den 16 Typen, in welche A. v. Humboldt in seinen „Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse“ alle Pflanzen getheilt hat, nicht weniger als 13 in Baumform in die

Zusammensetzung der tropischen Urwälder hiesiger Gegend über. Welche Verschiedenheit bieten schon an sich diese 13 Typen der Palmen, Malven, Haidekräuter, der Pisang-, Lilien-, Aloëgewächse, Cactuse, Mimosen, Weiden, Nadelhölzer, Gräser, Farne, Lianen — und zu welchen höchst mannigfaltigen Ausprägungen führt noch ihre Entfaltung zu Baumgestalten. Welcher Reichthum allein in den Mimosen, von denen schon Mexico ein Paar Hundert baumförmige Vertreter zählt, in den Palmen, von denen mindestens drei sehr verschiedene in jedem feuchten Urwald zu finden sind, und in den Lorbeeren, Gummibäumen, Eichen und anderen ganz gleichblätterigen Bäumen, die dort alle in den unscheinbaren Weidentypus gefasst sind! Die Zahl der Pflanzenfamilien, welche hier nicht das Bestreben zu baumartigem Wachsthum zeigen, ist in der That gering. Es ist deshalb nicht schwer, auf ein paar Morgen Land, besonders an Flüssen oder in Schluchten (Barrancas), hier hundert verschiedene Bäume beisammen stehen zu sehen.

Die Wirkung dieser Mannigfaltigkeit der Formen wird bedeutend erhöht durch das durchaus gemischte, zerstreute Aufwachsen. In den tropischen Urwäldern vom reinsten Typus, als welche man die der feuchten Niederungen und feuchten Schluchtenthäler bezeichnen muss, findet man kein geselliges Beisammenwachsen einzelner Baumarten in irgend erheblicher Ausdehnung, ausser bei den Palmen. Alle anderen Bäume wachsen gemischt und eine Annäherung zu gleichförmigen Waldbeständen, wie wir sie in der gemässigten Zone haben, zeigt sich nur an Stellen, wo das Feuer oder die Axt in einer nicht sehr entfernten Vergangenheit eine Lücke in den jungfräulichen Wald gerissen haben. An solchen Stellen kommen natürlich die raschwachsenden Bäume und die, welche am wenigsten Schatten bedürfen, rascher auf als alle anderen, und es bedeckt solche Lichtungen die ersten zwanzig oder dreissig Jahre ein lichter Wald von schmächtig aufgeschossenen Cecropien nebst einigen Stachelpalmen (Acromien) und buschartigen Mimosen. Nach und nach wächst aber da und dort ein höherer Baum auf, im Schatten

gedeihen mannigfaltigere Gebüsche und Schlingpflanzen, es kommen Palmen, Baumfarne, Baumlilien hinzu und in verhältnissmässig kurzer Zeit steht wieder ein Wald da, der vom ältesten Urwald kaum zu unterscheiden ist.

Ebenfalls auf den Lichtungen findet man auch geselliges Wachsthum von Kräutern, das im unberührten Urwald wohl nur am Rand der Gewässer und in Sümpfen zerstreut zu finden ist; an solchen Stellen wachsen kleine Gärtchen von Liliengewächsen, besonders Pancratien, von Seerosen und natürlich auch Schilffelder auf. Aber junge Lichtungen bedecken sich in den ersten Jahren oft mit einem kaum wegsamen Gebüsch krautartiger starrer Farnkräuter. Auf einer frischen Lichtung bei Medellin (Veracruz) sah ich ganze Felder einer fast mannshohen Canna aufgesprosst, die mit ihren schönen grossen Blättern und den scharlachrothen Blüthen einen höchst ausgezeichneten Anblick bot. Im echten Urwald sieht man solches selten; vielleicht einmal unter ganz besonderen Umständen kommt es in beschränkter, vereinzelter Erscheinung vor. Bei der grossen Menge verschiedenartigster krautartiger Gewächse fehlt auch das Vorwalten gewisser Kräuter, welche den einheitlichen Charakter unserer Wälder noch verstärken. Wir sehen zu gewissen Jahreszeiten in unseren Wäldern immer dieselben Kräuter und Blüthen vorwalten, z. B. in feuchten Wäldern im Frühling die Anemonen, später die Waldmeister und Maiblumen, in trocknen Wäldern den Sauerklee und die Erdbeeren und so fort. Durch die hiesigen Wälder geht kein so ausgeprägter Zug, wiewohl besonders einige grössere Formen aus den Familien der Lilien, Aaronsstäbe, Begonien, Malven, Bohnenartigen, Gräser und Farnkräuter häufig wiederkehren. Hinter der Masse verschiedenartiger Gewächse treten aber diese einzelnen weitverbreiteten doch immer wieder zurück.

Was aber den Charakter des tropischen Urwaldes mit am meisten bestimmt, das ist die grosse Menge von gleichsam unfertigen Baumformen, welche in seine Zusammensetzung eingehen. Fast jedes Gewächs, scheint es, will baumartig sein. Bei allem Reichthum und aller Mannigfaltigkeit ist dadurch viel Unzulängliches gegeben,

das nicht die Ruhe und Bestimmtheit gestattet, die selbst unseren ungepflegtesten Wäldern einen so klaren, geschlossenen Charakter verleiht. Ich möchte sagen, unsere Wälder haben eine aristokratischere Bürgerschaft als die tropischen, denn fast jeder Waldbaum ist bei uns in seiner Art ein vollkommener Repräsentant der Kraft und des Aufstrebens des Baumtypus. Selbst in den Urwäldern, die ich am Champlain-See und in der Sierra Nevada gesehen habe, wiegen immer die hochgewachsenen, normal gebildeten Bäume über die Masse des Zerfallenden, Aufkeimenden oder Verkümmerten weit vor. Hier dagegen sind Mitteldinge zwischen Strauch und Baum, an welche unter unseren Waldbürgern am meisten der Haselstrauch, Weissdorn und Hollunder erinnern, ferner Gewächse, die man weder Strauch noch Baum nennen kann, wie die hohen Cacteen, die Bananen, die Bambuse, Baumlilien und andere, viel häufiger als die Bäume mit starkem Stamm und voller Krone. Auch viel Groteskes kommt noch hinzu, wie denn die Gummibäume, welche von ihren Aesten stammdicke Luftwurzeln herab- und in den Boden senken, den Blick oft fast peinlich verwirren, da man gar nicht mehr weiss, wo das Aufstreben anfängt und das Herabstreben aufhört. Dies alles gibt einem solchen Walde etwas in grossartigem Massstabe Schlagartiges.

Nun tritt zu den Bäumen, dem Unterholz und dem Rasen (sammt den Kräutern) — den drei Elementen, die einen Wald der gemässigten Zone zusammensetzen — hier noch das Schlingwerk und das Parasitenthum unzähliger Gewächse hinzu, die auf anderen leben, sich an andere anlehnen oder gar gegen alle Ordnung ihre Wurzeln in der Höhe haben und von oben herabwachsen. Durch sie wird die Fülle, die Mannigfaltigkeit, die Undurchdringlichkeit des Unterholzes bis in die Baumkronen hinauf fortgesetzt. Jede Einfachheit und Selbständigkeit wird aufgehoben, da kaum ein einziger Baum ohne Parasit, ohne Liane bleibt. Die Individuen, deren freies Nebeneinanderbestehen unsere Wälder zu einem Bild der „Freiheit in der Einheit“ macht, werden hier zu einer Masse zusammengeflochten, in der sie doch nicht gänzlich

untergehen. Es ist unmöglich, wie in den Geweben des wilden Seidenwurms dieser Gegenden, einen Punkt zu finden, von dem aus das Verworrene zu entwirren, das höchst Verschiedene harmonisch aufzufassen ist. Man muss gewaltsam das Einzelne aus dem Ganzen lösen, um nach und nach zu einem Verständniss und Genuss des Ganzen zu kommen. Dieses ist, wenn man nachdenkt, eigentlich der umgekehrte Weg, den wir beim Genuss unserer massvollern Waldschönheit einschlagen.

---

## III.

**(Blüthenarmuth des tropischen Urwaldes. Einige allgemeine Bemerkungen über seine Ursachen. Die tropische Vegetation erinnert oft an Schuttvegetation. Schwierigkeiten, die ihrer geistigen und gemüthlichen Bewältigung entgegentreten.**

In den üppigsten Urwäldern der Tropen ist nicht der Blüthenreichthum zu finden, der unsere im Uebrigen so viel ärmlicheren Laubwälder, unsere Wiesen und selbst die Haiden schmückt. Die Ueppigkeit der tropischen Vegetation bricht viel mehr in überreichen Blatt- und Stengelgebilden als in farbigen Blüthen hervor. Diese Thatsache lehren uns die oberflächlich enthusiastischen Schilderungen der Tropennatur, welche in den gelesensten Reisewerken immer wiederkehren, weder kennen noch verstehen und sie erscheint auf den ersten Blick befremdend. Aber im Grunde ist sie sehr natürlich. Die Blüthe in irgend einer Form ist nächst der Wurzel der nothwendigste Bestandtheil einer Pflanze, den wir selbst da nicht vermissen, wo die Blätter fehlen oder auf ein Minimum reducirt sind, wie in so vielen Pflanzen der Hochgebirge und der polaren Regionen. Jene Alpen- und Polarpflanzen, welche fast stengel- und blattlos sind, dabei aber Blüthen von erstaunlicher Grösse und Farbenpracht tragen, sind ein lebendiger Ausdruck dessen, was im Pflanzenleben nothwendig ist. Ohne

Blüthe keine Fortpflanzung und ohne Wurzel keine Ernährung. Unter günstigeren Bedingungen bilden sich Stengel, Zweige und Blätter an diesen Gewächsen reich und kräftig aus, aber die Blüthe bleibt im Wesentlichen dieselbe, denn sie ist das Endresultat des ganzen Wachsthums einer Pflanze und erscheint wie der Zweck, zu dessen Erreichung die Stengel und Blätter von der Natur als Mittel verwendet werden. Es fällt ihr leichter, hundert Blätter zu erzeugen als eine einzige Blüthe. Ob eine Pflanze zehn Fuss hoch wächst oder am Boden bleibt, bedingt für das Endresultat keinen wesentlichen Unterschied, denn dieses muss doch immer eine Blüthe sein. Deshalb ist es natürlich, dass die Vegetation reicher an Blüthen erscheint, wo das rauhere Klima nicht so üppiges Wachsthum zulässt, als wo sie unter dem treibenden Einfluss eines Uebermasses von Feuchtigkeit und Hitze sich in schrankenloser, wuchernder Ueppigkeit zu entfalten vermag. Ein naheliegendes Beispiel bieten in dieser Richtung die Gewächse aus der Familie der Aroideen, welche in den tropischen Urwäldern (besonders in der Form der Calla und des Pothos) eine so grosse Rolle spielen und auch in den Wäldern der gemässigten Zone häufig sind. Bei uns kennt Jedermann den Aronsstab, der in grünrother Blüthenscheide ein so seltsames Gebilde, die Keule der verwachsenen Staubfäden und Griffel, trägt. Diese Blüthe fällt Jedem auf, der im Frühling durch einen schattigen, feuchten Wald wandert. Ganz ähnlich und zum Theil noch auffallender sind durch Farbe oder Form die Blüthen der Calla- und Pothosgewächse, die hier in Sümpfen und als Parasiten an Bäumen ungemein häufig sind, aber der Blattreichthum dieser Gewächse ist so gross und nimmt zum Theil so schöne oder merkwürdige Formen an, dass die Blüthen ganz zurücktreten. Fast jeder Baum ist z. B. in den hiesigen feuchten Urwäldern von den grossen, dunkelgrünen Blättern pothosartiger Gewächse eingehüllt, aber man kann Stunden in dieser Pracht herumwandern, bis man eine Blüthe wahrnimmt.

Bei Betrachtung dieser Erscheinung ist auch zu

erwägen, dass nach einer Erfahrung, die man bei der Zucht von Zierpflanzen nur zu oft machen muss, viele Gewächse eine grosse Neigung haben, bei guter Ernährung ins Kraut zu schiessen und statt Blüthen eine Ueberfülle von Blättern und Stengeln zu erzeugen. Es scheint mir, als ob dieser Fall hier häufig eintrete und es setzte mich besonders bei Liliengewächsen wie *Canna, Pancratium* und ähnlichen, der häufige Mangel an Blüthen in der Jahreszeit, in welcher sie der Regel zu Folge hätten blühen sollen, in Erstaunen. Ich dachte hierbei an die schönen, wenn auch viel kleineren Lilien der californischen Sierra Nevada, wo zur Blüthezeit selten eine blüthenlose zu sehen war. Allerdings ist gerade Californien mit seinem trockenen Klima kein Land, welches der Entfaltung luxuriösen Blattwachsthums Vorschub leistet.

Aus den Ursachen, welche die verhältnissmässige Blüthenarmuth des tropischen Urwaldes bestimmen, könnte man den allgemeinen Schluss ziehen, dass im Verhältniss zur Massenhaftigkeit der Vegetation die Masse der Blüthen in dem Maasse zunimmt, als wir von den wärmsten Theilen der Erde uns entfernen und den kältesten uns nähern; oder mit anderen Worten, dass der Blüthenreichthum in demselben Maasse zunimmt, als die Vegetation im Ganzen ärmer und kleiner wird. Dieser Schluss wird im Allgemeinen richtig befunden, aber er erleidet schon in den Tropen dadurch Einschränkungen, dass nicht bloss die Kälte, sondern auch die Trockenheit das üppige Wachsthum der minder wesentlichen Pflanzentheile zu Gunsten der Blüthen einschränkt. So genügt z. B. auf dem Isthmus von Tehuantepec eine einzige Tagreise, um aus dem üppigen Grün des echt tropischen Urwaldes sich auf kurzrasige, blumenreiche Triften und von diesen wieder in Mimosenwälder versetzt zu sehen, in denen die Bäume, welche ihr kümmerliches Laub zum Theil schon abgeworfen haben, in einer Blüthenpracht prangen, von der die grossen Blüthentrauben unserer Akazien, Rosenakazien und Goldregen einen Begriff geben können.

Bei Erwägung dieser Frage ist übrigens auch zu bedenken, welche hervorragende Rolle im tropischen Urwald einer grossen Anzahl blüthenarmer oder sehr unscheinbar blühender Gewächse zufällt. Farnkräuter, Bärlappgewächse, Hirsengräser, Bambuse, Palmen gehören hierher. Wenn ihre Blattgebilde auch oft so schön oder so grossartig sind, dass man den Mangel oder die Unscheinbarkeit der Blüthen leicht übersieht, so leistet dies doch keinen Ersatz für den Mangel der wechselvollen Farben und Formen bedeutenderer Blüthen. Grade diese Blüthenarmuth scheint mir einer der Gründe zu sein, welche dem tropischen Urwald oft einen verwirrenden und selbst abstossenden Charakter aufprägen. Eine Lilie oder sonst eine grosse Blüthe hebt sich oft wie ein Licht- und Ruhepunkt aus dem Wirrsal der überreichen Blatt- und Stengelvegetation hervor. Oft fragt man sich: Wo bleibt die Blüthe? wenn man die Bäume ansieht, die über und über mit Schlinggewächsen und Parasiten bedeckt sind. Solch üppiges Vegetiren, das keine Blüthe treibt, kommt uns fast zwecklos vor, weil wir gewohnt sind, in den Blüthen das Ziel der pflanzlichen Entwickelung zu erblicken.

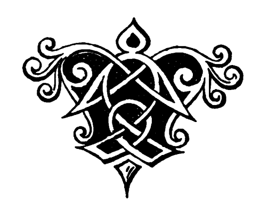
Es hängt hiermit zusammen, dass nicht leicht eine Natur in so abstossenden Formen aufzutreten vermag, wie gerade die tropische. Ich habe es im Anfang noch mehr empfunden als jetzt, wo die fortschreitende Bekanntschaft mit den einzelnen Formen auch die Gesammtbilder vertrauter erscheinen lässt. Wo ein wildverwirrtes Strauch- und Schlingwerk auf viele Meilen den fruchtbaren Boden bedeckt (wie z. B. in den ausgedehnten Sümpfen der Südwestküste Mexicos), ohne dass ein mächtiger emporstrebender Baum, sei es Palme oder Mimose oder auch nur eine schmächtige Baumlilie, sich aus dem Gewirr befreiend erhübe, um damit gleichzeitig unsern eigenen Sinn aus der Dumpfheit zu befreien, in die ihn jenes ziel- und ordnungslose Durch- und Uebereinanderwachsen versetzt, gewann ich nur den Eindruck, den im Kleinen die Nessel- und Klettenvegetationen frischer Schutthaufen zu machen pflegen: eine reiche

Lebenskraft, die sich in krautigem, vergeiltem Gewucher verdirbt, so dass sie im Unbedeutenden verharrt. Unter solchen Scenen hob die Erinnerung einen noch so einfachen und armen Fichten- oder Buchenwald zu wahrhaft idealen Höhen.

Solche überüppige Vegetation wird einem europäischen Auge stellenweis wie ein Stück aus einem verwilderten Garten vorkommen, wo Nesseln und anderes Unkraut sich zwischen die edelsten Pflanzenformen und die seltensten Blumen gedrängt haben. Ein Lantanabusch oder ein scharlachrother Hibiscus in voller Blüthe, eine schöne Winde, deren Blatt- und Blüthenfülle über eine Hecke geworfen ist, eine Begonie in schattiger Felsschlucht, ein Säulencactus, der still und ernst im Hintergrund emporstrebt, sind Lichtblicke der Art in der „kleinlichen“ Wildniss dieser Gegend. Sie sehen wie die Ruinen eines schöneren Zustandes aus, über den alle das stachelige und verflochtene Zeug von Mimosen, Smilax, Gurken- und Passionsblumen-Gewächsen und Aehnlichem eine Decke gezogen hat, welche glücklicher Weise nicht ohne Lücken ist.

Solche Verhältnisse, wie die hier geschilderten, machen es schwer, den Reichthum der tropischen Natur geistig und gemüthlich zu bewältigen. Es zeigt sich eben auch hier, dass es leichter ist, in der Beschränkung sich heimisch zu machen als in der Ueberfülle. Gerade weil unsere heimische Natur so arm im Vergleich mit der tropischen, wird dieselbe uns leichter bekannt und vertraut. Der Verstand und das Gefühl für dieselbe haben sie mit der Zeit ganz durchdringen können und wem es nicht vergönnt ist, ihr mit seinen eigenen Sinnen nahe genug zu treten, dem wird sie von Forschern, Dichtern und Malern in tausend und tausend Spiegelungen nahe gebracht. Sie hat mit einem Wort ganz vermenschlicht werden können. Anscheinende Kleinigkeiten sind hier von Bedeutung, z. B. die, dass man in unseren Wäldern mit Genuss wandeln und wohnen kann, während selbst in dichtbevölkerten tropischen Gegenden die Wege durch die Wälder immer erst mit der Axt gebahnt werden müssen

und jedes Eindringen mit kleinen und grossen Plagen erkauft wird. Schon die blutdürstigen Mücken und Zecken und die zahlreichen dornigen Gewächse machen es unmöglich, die Natur hier so ruhig zu geniessen, wie bei uns. Am Ende bleiben wir vor ihr wie vor dem Meere voll staunender Bewunderung stehen, wagen uns aber nicht zu nahe an sie heran, während sie bei uns nahbar und ungefährlich ist wie ein Waldsee, dessen Ufer wir mit der Zeit umwandeln, in dessen ruhige Tiefen wir untertauchen und dessen Fläche wir nach allen Richtungen zu durchmessen vermögen. Ein solches Bild macht man sich wohl zu eigen, was mit der tropischen Natur so wenig wie mit dem Meere einem Menschen je gelingen wird.



# ANMERKUNGEN UND ZUSÄTZE.

**1)** Ueber den Stand des Handels von Acapulco im Jahr 1877 bemerkt der Reisebericht von S. M. S. Elisabeth in den Ann. d. Hydrographie (1878 VI. S. 248): „Der Handel liegt in Folge der unsicheren Creditverhältnisse fast ganz darnieder. Im ganzen Hafen befanden sich ausser einem mexikanischem Kohlenschiff nur noch 2 Küstenfahrer. Die Dampferlinien zwischen Panama und dem Norden Amerika's laufen Acapulco an, um ihren Kohlenvorrath zu ergänzen. Acapulco ist der einzige Kohlenplatz an dieser Küste. Als Rückfrachten werden Häute und Hölzer exportirt."

**2)** *Psychotria sp.?* (Rubiaceae)

**3)** *Bombax Ceiba Linn.* Vgl. Anm. 19.

**Zu S. 33.** L. Robles Pezuela, Minister *„del Fomento"* (wörtlich: der Förderung, d. h. des Handels und Ackerbau's, der Industrie und des Verkehres) unter Maximilian, spricht sich in einem seiner Berichte an den Kaiser[1]) über diesen Punkt in folgenden Worten aus: Da es nöthig ist, vor der Bereitung der Maiskuchen oder Tortilla's, die in so grosser Menge consumirt werden, die Maiskörner zu mahlen, nachdem sie mit etwas Kalk abgekocht sind, so kann man berechnen, dass mindestens zwei Millionen Weiber zu dieser harten Arbeit verdammt sind. Die Ersetzung dieser Handarbeit durch Maschinen würde von entschiedenem Vortheil sein und ist mit Erfolg versucht worden. In Guanajato verwendet man zur Bereitung der Tortilla's für die Gefangenen hölzerne Cylinder. In Guadalajura hat D. Vincente Artigosa das gekochte Maismehl in gewöhnlichen Mühlen hergestellt und eignet sich dasselbe auf's Beste zur Bereitung der Tortilla's und des Atole. Jüngsthin hat D. Gonzalez ein Privilegium auf eine Dampfmaschine erhalten, welche gegenwärtig im alten Kloster von San Francisco in der Hauptstadt arbeitet und den Teig zu Tortilla's herstellt.

**4)** Verschiedene Vögel aus der Familie der Turdidae und den Gattungen Turdus, Catharus und Cinclus, welche besonders häufig im atlantischen Gebiete Mexico's sind.

**5)** *Calocitta formosa.*

**6)** Ueber den See von Tetzcoco besitzen wir eine vortreffliche Monographie von W. Hay in den Arch. de la Comm. scientifique du Mexique II. 311—333. Derselbe gibt als Resultat zahlreicher Analysen die Dichtigkeit zu 1,0069 und folgende chemische Zusammensetzung:

---

1) *Memoria presentada a S. M. El Emperador por el Ministro del Fomento Por* 1865. *Mexico* 1866.

| | |
|---|---|
| Wasser | 98,890 |
| Chlornatrium | 0,570 |
| Kohlens. Natron | 0,485 |
| Schwefels. Natron | 0,054 |
| Thierische Stoffe | 0,001 |

**7**) Die Jahresmittel der Temperatur sind für nachstehend verzeichnete Orte Mexico's folgende: (in C⁰) Stadt Mexico 16.4⁰, Orizaba 19.6, Mirador 19.8, Cordoba 20.5, Mazatlan 23, Veracruz 25.2. Die Regenmengen in Mm.: Tetzcoco 477, Mexico 627, Chihuahua 646, Matamoras 931, Frontera 1842, Mirador 2150, Cordoba 2867. In Stadt Mexico sind die Monate mit mehr als 100 Mm. Juni-Sept., in Cordoba diejenigen mit mehr als 400 Mm. Juni-Sept. (Oct. hat noch 332, Nov. 119). Das Temp. Maximum ist in Stadt Mexico 29,4, in Orizaba 35,1, in Veracruz 37, das Minimum in Stadt Mexico — 1,1, in Orizaba 8,9, in Veracruz 13, 3. (Oesterr. Z. f. Meteorol. 1874. 232).

**8**) *Schinus molle*, eine Anacardiacee.

**Zu S. 98.** Bei der geringen Zahl von Neubauten und dem langsamen Wachsthum der Stadt behalten hier ältere statistische Angaben immer noch einen gewissen Werth und ganz besonders, wenn keine neueren zugänglich sind. Die Zahl der steinernen Häuser z. B., welche 1854 sich auf 5701 belief, dürfte noch heute auf nicht mehr als 6000 zu schätzen sein, und der gesammte Güterwerth der Hauptstadt dürfte noch immer mit 60—70 Millionen Pesos oder Dollars nicht zu niedrig veranschlagt sein. 1842 wurde der Werth der steuerbaren Finca's (Anwesen) officiell auf 35½ Millionen Pesos bestimmt und auch dieser Werth dürfte heute 40 Millionen nicht übersteigen.

**9**) Tuna heisst die Frucht verschiedener Opuntien-Arten, welche in so grossen Mengen genossen wird, dass sie in einigen Gegenden der Hochebene, wo die Opuntien wuchernde Unkräuter sind, sogar ein wichtiges Volksnahrungsmittel wird. Vgl. o. S. 263.

**10**) Frijoles, ein fast bei keinem Mittagessen fehlendes Gericht aus kleinen schwarzen Zwergbohnen von verschiedenen Arten der Gattung Phaseolus. In Bananenblätter eingeschlagen, hält es sich mehrere Tage und wird in dieser Form als Proviant auf Reisen sehr viel benützt.

**11**) Von Zapotes gibt es *Chico-Zapote*, die apfelartige Frucht von *Achras zapota Linn.* mit einem im Aussehen an das der Mispeln erinnernden honigsüssen Fleisch; *Zapote Mamey*, Frucht von *Lucuma mamorum Gaert.* einem kleinen Kürbis ähnlich mit rothbraunem, halbmehlig-halbschleimig-süssem, schmelzendem Mark in körniger zerbrechlicher Schale; *Zapote Negro*, apfelartige Frucht von *Diospyros virginica Linn.*, welche man nach Art der Mispeln weich werden lässt, ehe man sie isst, schleimig süss; *Zapote boracho*, Frucht von *Lucuma salicifolium H. B.*, ähnlich wie *Mamey*, aber nicht so fein. — *Aguacate*, oder *Abogate*, Alligator-Birne, birnenförmig, aussen glänzend dunkelbraune, innen hellgelbe, butterartig weiche Früchte von *Persea gratissima L.*; man isst sie wie Klösschen in der Suppe oder wie Butter zum Brot, weshalb sie auch vegetabilische Butter genannt wird. — *Marannon*, der Fruchtstiel von *Anacardium occidentale L.*, süss-säuerlich; *Mango*, bohnenförmige, abgeplattete, 6—10 Cm. lange Frucht von *Mangifera indica L.*, in der Farbe wie Aprikosen, im

Geschmack von einer fein aromatischen Süsse, der eine pikante Idee von Harzgeschmack beigemengt ist, die schönste und vielleicht köstlichste Frucht des tropischen Mexico; gedeiht bis 1200 m. Höhe. — *Anonen*, Früchte von *Anona muricata L.* und *A. squamosa L.;* ihnen ähnlich die *Chirimoyas* oder *Cherimollas* von *Anona Cherimolia Mill.*, grossen Aepfeln mit gross- und dünnschuppiger Haut gleichend, mit crême-artig weichem weisslichen Fleisch von sehr süssem, feinduftenden Geschmack; besonders die letztere ist ausgezeichnet und wird von Einigen für die beste der tropischen Früchte gehalten. — Von weiteren tropischen Früchten Mexico's sind Cocosnüsse, Ananas, Bananen, allgemein bekannt, die Tuna's bereits oben (s. Anm. 9) erwähnt. Hervorzuheben sind ausserdem: *Papayas*, melonenartige Früchte von *Carica Papaya*, dem Melonenbaum, die man in Zucker eingemacht isst; die birnenartigen *Guayavas (Psidium pyriferum* u. a. Arten), welche roh und eingemacht gegessen werden und im Geschmack Birnen mit einem feinen Harz-Aroma gleichen; *Granadilla*, eiförmige Früchte von Passionsblumen, die in spröder Schale ein an Stachelbeeren erinnerndes Mark besitzen; *Ciruelas*, judenkirschenartig aussehende und auch ähnlich wie sie schmeckende Früchte von *Spondias Lutea L.; Capulines*, Traubenkirschen von *Prunus Capullin Zucc.*, nicht mit unserer Kirsche zu vergleichen. Wall-, Peccan- und Haselnüsse, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Brombeeren, Himbeeren, Erdbeeren, Maulbeeren, Trauben, Aepfel, Birnen, Mispeln, Granaten, Pfirsiche, Aprikosen, Quitten, Feigen, sehr verschiedene Citronen und Pomeranzen-Arten, unter denen die *Limoncillos*, die an Grösse und Farbe an Kirschen erinnernden, süsssäuerlich und etwas citronenartig schmeckenden Früchte eines kleinen Citrus-Strauches, kommen ferner in Mexico vor, die nordeuropäischen mehr in den höheren, die südeuropäischen bis in die heissesten Gegenden.

**12)** Baron Müller gibt in seiner Zusammenstellung der mexikanischen Fische 9 Arten des Süsswassers an (Reisen in Mexico III).

**13)** Die Bevölkerung des *Distrito Federal*, d. h. der Stadt Mexico mit ihren Dependenzen wurde in der Wahlstatistik für 1877 zu 327,508 angegeben; auf die Hauptstadt entfallen höchstens $^5/_6$ dieser Zahl.

**14)** „Die Indianer des Rancho Tlamacas ersteigen fast täglich den Gipfel des Popocatepetl, um den Schwefel herabzubringen, welche nandere gewinnen, die sich einige Zeit im Innern des Kraters aufhalten. Man gewinnt ca. 4 Tonnen im Monat. Nachdem dieser Schwefel in Tlamacas destillirt ist, verkauft man ihn in Mexico und Puebla zum selben Preis wie den sicilianischen, den er an Güte übertrifft.“ (Arch. de la Comm. Scientifique du Mexique II. 194).

**15)** Höhe nach Smith und Roberts (U. S. A. 1848) 5510, nach Müller 5525, nach Niox 5520 m.

**Zu S. 177.** Wenn auch ein solches Uebermass von Höflichkeit den nicht unbegründeten Verdacht erregt, dass die Leute, welche sich derselben bedienen, zu wenig gutes Gewissen und in Folge dessen zu wenig Selbstvertrauen besitzen, um in einfacheren und wahreren Formen verkehren zu können, so ist doch nicht zu läugnen, dass dieselbe den oberflächlichen, vorübergehenden Verkehr besonders für den Fremden erleichtert. Ist man einmal an diese herkömmlichen Formen gewohnt, so berühren sie nicht mehr so unangenehm wie im Anfang und man fühlt sich doch am Ende

nicht so oft rauh angestossen, wie bei uns. Gerade diese Formen machen es für den, der sich ihrer zu bedienen weiss, leicht, minder ansprechende Elemente ohne Grobheit fernzuhalten und auf der anderen Seite sich denen zu nähern, mit denen man näher bekannt zu werden wünscht. Allerdings muss man aber nicht in die Lage kommen, der Leute hier zu bedürfen, dann halten die schönen Worte selten die Probe aus und die Enttäuschung verbittert dann das Urtheil. Am angenehmsten ist mir immer die Höflichkeit des niederen Volkes gewesen; wenn einem in der letzten Urwaldhütte Nachtlager, Feuer zum Kochen, ein frischer Trunk und gegen die billigste Vergütung selbst Lebensmittel immer mit derselben Freundlichkeit als etwas Selbstverständliches verwilligt werden und nie ein mürrisches Wort oder eine Klage über den ungebetenen Gast laut wird, fühlt man sich als Reisender doch sehr wohlthuend berührt.

**16)** Bejuco ist jede Ranke, jeder biegsame Zweig; Weidenzweige, Rebenranken werden so genannt.

**17)** *Cecropia (peltata)* wegen der Aehnlichkeit mit Papaya auch wilde Papaya genannt. Familie Artocarpeae.

**18)** Eine Schinus-Art *(Schinus molle Linn.?)* Der Absud dieser braunen Rinde soll gegen Sumpffieber schützen.

**19)** Bombax Ceiba Linn. Die grosse Zahl der Ceiba's, die man in Dörfern und auf freien Plätzen gepflanzt sieht, erinnert an die Verehrung, welche die alten Mexicaner dem stolzen Baum zollten. Die seidenartige Bekleidung der Endocarps wird als Polstermittel und dgl. benutzt und heisst *Seda de Arbol* oder *de Ceiba*.

**20)** „*Rolling*" Prairie nennen die Nordamerikaner jene welligen Prärien oder auch Steppen, welche durch die endlose, aber einförmige Abwechselung von Höhe und Tiefe an das Bild eines stark bewegten Meeres *(Rolling Sea)* erinnern.

**21)** Die Regenzeit dauert in der pacifischen Ebene des Isthmus von Ende Juni—Sept., auf den Plateaux der Mitte von Anfang Juni—Nov., in der atlantischen Ebene von Juni—Nov. In der letzten sind ausserdem die häufigen Nordwinde im Winter Regenbringer. Die grösste Regenmenge (nach Schätzung!) fällt in Suchil, also am Ost- und Nordabhang des Isthmus-Höhenzuges. Die Nordwinde, welche den Winter hindurch im mexikanischen Meerbusen so häufig wehen, sind in Minatitlan selten stark, aber wie in Veracruz feucht, wogegen sie trocken und zu Stürmen geworden, auf dem pacifischen Abhang auftreten, den sie in der Einsenkung von Chivela passiren.

**22)** Seronen sind Verpackungen in Rindshäuten, das Gewicht wechselnd, bei Indigo durchschnittlich 60 Ko.

**23)** *Legua,* oder Spanische Meile = 5000 *Varas* oder Ellen. 26,63 gehen auf einen Meridiangrad. Die Vara ist in 4 *Cuartas* und 48 *Dedos* getheilt.

**Zu S. 242 u. f.** Oaxaca und Oajaca. Diese beiden für die Aussprache gleichbedeutenden Schreibweisen sind aus Versehen nebeneinander stehen geblieben, während es richtig gewesen wäre, die gegenwärtig in Mexico allein übliche Schreibweise Oajaca ausschliesslich zu verwenden. Wo Oaxaca steht, beliebe also der Leser im Geiste Oajaca zu setzen. Dagegen habe ich Mexico überall mit Absicht an Stelle des bei Mexicanern

und Spaniern allgemein Mode gewordenen Mejico beibehalten, wiewohl es inconsequent ist, und zwar beibehalten einfach darum, weil wir gleich allen nichtspanischen Europäern das Wort mit dem deutschen X-Laut zu sprechen gewohnt sind und weil ich nicht einsehe, warum wir in diesen Dingen gar so ängstlich sein sollten. Einige Puristen schreiben zwar bereits auch bei uns Mejico und sprechen demgemäs Mechico, aber selbst unsere Landsleute in Mexico sprechen das x in diesem Wort vielfach deutsch und nicht spanisch. Das ist doch fast entscheidend. Ich glaube es ist besser, an einer einmal eingebürgerten Form festzuhalten, statt ewig an uns selbst herumzuschulmeistern. Wenden wir unsere Aufmerksamkeit lieber Dingen zu, die wichtig sind, als diesem unruhigen Gediftel und Gezimper mit den fremden Namen, die man ganz richtig doch selten ausspricht

**24**) Grisebach gibt in seiner „Vegetation der Erde" (II. 330) folgende vertikale Gliederung der mexicanischen Flora zw. den 21. u. 17° N. B.:

*Tropische Region* 0—6000'.

Heisse Region mit überw. tropischen Familien 3000'.

Region des immergrünen mit tropischen Formen gemischten Eichenwaldes 3—6000'.

*Gemässigte Region* 6000—12300' (Baumgrenze) Region des selbstst. Eichenwalds 7800, Region der Coniferen 7800—12300.

*Alpine Region* 12300, (Schneegrenze, die bei 13900–15000' gelegen).

**25**) Auf der Madrona und auf Eichen findet man häufig einen tütenartigen, glänzend weissen Cocon, in welchem zahlreiche Räupchen leben. Derselbe wird in der Umgegend von Tehuantepec versponnen, wiewohl dies wegen der grossen Zahl der Fäden schwer ist. Der Faden ist seidenartig, aber feiner als gewöhnliche Seide. In Tehuantepec verkauft man Bänder und Zeug aus dieser *Seda de Arbol.* Ein Tehuantepeceño sagte mir, dass er ellenlange Cocons dieser Art gesehen habe.

**26**) Vgl. Anm. 5.

**27**) Seitdem dieses geschrieben wurde, hat die Zucker-Ausfuhr einen unerwarteten Aufschwung genommen. „Vor 4 Jahren, sagt ein amtlicher Bericht von 1877, führten wir noch nicht Zucker aus und im verflossenen Jahr betrug die Ausfuhr fast 700,000 Pesos." Ich füge die neueste Liste der grösseren Ausfuhren nach diesem Bericht hier an:

| Jahrgang. | Zucker. Dollar. | Caffee. Dollar. | Cochenille. Dollar. | Vanille. Dollar. | Cigarren Dollar. | Tabak. Dollar |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1872 bis 1873 | | 465,993 | 172,621 | 384,892 | 1,114 | 6,664 |
| 1873 bis 1874 | 1,884 | 700,848 | 493,836 | 367,881 | 24,199 | 59,090 |
| 1874 bis 1875 | 30,540 | 585,361 | 142,113 | 277,820 | 8,124 | |
| 1875 bis 1876 | 228,832 | 1,245,846 | 89,925 | 313,439 | 18,619 | 26,161 |
| 1876 bis 1877 | 671,582 | 1,473,477 | 190,894 | 483,075 | 44,692 | 109,599 |

Die Ausfuhren anderer Häfen sind amtlich nicht veröffentlicht, auch dürften sie zur Zucker- und Kaffee-Ausfuhr nichts beitragen.

**Zu S. 314, Z. 12 v. o.** Die statistischen Angaben über die Bevölkerung Mexiko's sind zu keiner Zeit als sehr zuverlässig betrachtet worden, aber es liegt zum Glück nun eine solche Anzahl von Zählungen und Zusammenstellungen vor, dass durch die Vergleichung der zuverlässigsten unter ihnen die Fehler der einzelnen mindestens dem gröbsten nach abgeschwächt werden können. Die erste genaue Volkszählung, welche 1793 unter dem Vicekönig Revillagigedo angestellt wurde, ergab nach Humboldt's berichtigter Angabe eine Bevölkerungszahl von 5,200,000, eine zweite von 1810 wies 6,120,000, eine dritte von 1838 7,000,000, eine vierte von 1856 7,800,000 nach. Gegenwärtig wird sie auf ca. 9 Millionen geschätzt und würde sie sich also durchschnittlich per Jahr um nahezu 8 p. M. vermehrt haben, was in Anbetracht der kriegerischen Zeiten, der Verarmung, der bedeutenden Landabtretungen ein nicht gerade übermässig geringes Wachsthum anzuzeigen scheint. Aber es bleibt auch bei Ausschluss der kriegerischen Zeiten und bei Abzug des Verlustes durch Landabtretungen immer noch kein stärkeres Wachsthum als 10 p. M. und dieses ist in der That enorm wenig, wenn man bedenkt, wie dünnbevölkert das Land ist und welche Reichthümer seine Natur dem Menschen bietet.

**28**) Frankreich erkannte Mexiko 1827 an. Im selben Jahr sandte es einen Inspecteur général du commerce nach Mexiko, den einige Kaufleute begleiteten. 1828 wurde in Sonora schon ein französisches Haus gegründet. Im Anfange der 30. Jahre brachte die unglückliche Goatzocoalcos-Expedition neues Material. Die Spanier und Santa Anna intriguirten gegen die Franzosen und verfolgten sie damals, aber zu Beginn des Krieges von 1838 waren 1500 Franzosen in Mexiko, 4/5 von ihnen verliessen das Land. Bis dahin hatten die Franzosen ebenso sehr das Monopol des Handels, wie die Engländer das des Bergbaus und die Spanier das der Haciendas. Aber gelegentlich dieses Krieges nahmen die Deutschen, Schweizer und Spanier viel von dem weg, was die Franzosen vorher beherrscht hatten. 1843 untersagte ein Decret Santa Anna's (bloss gegen die Franzosen gerichtet!) den Fremden den Detailhandel, mit Ausnahme derjenigen, die sich naturalisiren liessen oder ein mexikanisches Weib in 6 Monaten heiratheten. Die „chevaleresque catastrophe" des Grafen Raoussette-Bourbon, des Eintagskönigs von Sonora konnte den Respekt nicht vermindern, dessen die Franzosen sich in Mexiko erfreuten. 1861 mögen ihrer 10,000 im Lande gewesen sein, Spanier 15,000. Man sagt, dass sie häufiger beraubt wurden, als alle anderen Völker, die in Mexiko ansässig waren.

(A. de Morineau, Bull. de la Soc. Géogr. Paris 1870 II. 134.)

**29**) Sehr treffend und mit anerkennenswerther Freimüthigkeit äusserte sich über diesen Punkt die in Mexiko erscheinende „Deutsche Wacht" vom 17. Juni 1875 mit folgenden Worten:

„In dem Charakter, den Eigenthümlichkeiten des mexikanischen Volks liegt ferner ein anderes Hauptmoment, welches einer Colonisation durch Deutsche einigermassen störend entgegentreten könnte. Der Deutsche, welcher nach den Ver. Staaten geht, findet dort ein dem germanischen

Stamme verwandtes Volk, eine Sprache, in der sich die vielfachsten Anklänge mit der seinigen wiederfinden und die ihm nicht schwer wird zu lernen; Sitten, Gewohnheiten, Lebensweise sind, wenn auch nicht den seinigen gleich, doch mindestens sehr ähnlich; und mit dem, was er dort anders findet, versöhnt er sich bald, ja nur zu schnell amalgamirt er sich mit dem Americaner und wird nur gar zu leicht ein Bruder Jonathan. In Mexiko ist das ganz anders; der Haupttheil des Volks, der Zahl nach, ist von ganz verschiedener Race, von ganz reinem oder halbindianischem Ursprung, der andre, nnmerisch kleinere aber herrschende, von einer der deutschen ganz fremden Nationalität; der Deutsche findet daher hier nicht nur eine durchaus fremde Sprache, sondern auch einen von dem seinigen ganz verschiedenen Charakter, sowie vollkommen andre Sitten, Gewohnheiten und Lebensweise.

Die Indier, welche die Hauptmasse der Bevölkerung bilden, haben seit der Lossreisung von Spanien, trotz der feierlichen Erklärung, dass sie den Weissen in jeder Hinsicht gleich gestellt werden sollen, durchaus nichts gewonnen, weder an ihrer politischen Stellung noch an Bildung und Wohlstand; zum grössten Theil befinden sie sich noch in derselben traurigen Abhängigkeit wie früher, und bis jetzt ist noch wenig Annäherung an die weisse Race zu bemerken.

Der mexicanische Creole, der Herr des Landes, besitzt unstreitig viel anerkennungswerthe Eigenschaften, aber grade nicht solche, welche den Deutschen besonders ansprechen dürften. Er hat vom Spanier ganz dessen feines, höfliches Wesen geerbt, aber nichts von dessen beleidigendem Stolze, er wird dadurch im ersten Augenblick jeden durch sein verbindliches Benehmen, seine insinuante Sprache, seine angenehmen Formen, sein einnehmendes Wesen für sich gewinnen. Aber das, was der Deutsche so gern hat, Gemüthlichkeit, das wird er bei den Mexicanern nie finden; das was der Deutsche über Alles schätzt, Offenheit und wahre Herzlichkeit, das wird er bei ihnen stets vermissen. Er bleibt mit ihm stets an derselben Stufe, wie beim ersten Zusammentreffen, auch wenn die Bekanntschaft schon zwanzig und mehre Jahre dauerte; er hört dann noch dieselben höflichen Redensarten, wie das erste Mal, erhält denselben matten Händedruck, empfängt dieselben Versicherungen von Freundschaft, aber — Freundschaft, Freundschaft im wahren Sinne des Wortes wird ein Deutscher wohl nie mit einem Mexikaner schliessen können. Beider Charaktere sind zu verschieden; denn nicht blos dieses Ueberschätzen äusserer Formen, dies Sich-steifen auf leere Redensarten ist, was den Deutschen dem Mexikaner immer fern halten wird, nein, auch der dem Mexikaner eigene leichte Sinn mag dem Deutschen nicht zusagen, jener leichte Sinn, vermöge dessen er das grösste Glück wie das grösste Unglück mit demselben Gleichmuth erträgt, mit welchem er lächelnd Hab und Gut auf eine Karte setzt und lächelnd dort als Bettler herausgeht, wo er als Millionär eingetreten ist, jener leichte Sinn, vermöge dessen er Versprechungen, die er nie zu halten vermag, giebt, selbst mit der Absicht sie zu halten; jener leichte Sinn, der ihn nie an gestern denken, nie für morgen sorgen, nur das Heute geniessen lässt."

# NOTIZ ZUR KARTE.

Die vielen irrigen Vorstellungen über diejenigen Eigenschaften Mexiko's, besonders Klima, Fruchtbarkeit und Bewohnbarkeit, welche von der Bodengestalt abhängen, führe ich theilweise auf die wenig augenfällige Darstellung der letzteren in der grössten Zahl derjenigen Karten zurück, welche einem grossen Publikum zugänglich sind. Es erschien mir daher die Beigabe einer Karte, welche die Bodenverhältnisse Mexiko's in einer klaren und übersichtlichen Weise zusammenfasse und dadurch die zahlreichen in der Einleitung und dem Texte vorkommenden Hinweisungen auf dieselben erläutere, als etwas sehr Wünschenswerthes. Der Verleger kam meinem Wunsche mit der einsichtsvollen Bereitwilligkeit entgegen, welche ihn in hohem Grade auszeichnet, und durch die Liebenswürdigkeit eines Freundes, der um keinen Preis genannt sein will, wurde uns ein Originalkärtchen geliefert, wie man es für den angegebenen Zweck nicht passender wünschen konnte. Zusammen mit den Profilen wird dieses Kärtchen den Grundzug der Bodengestaltung Mexiko's, der merkwürdigerweise so oft übersehen wird, nämlich das unbedingte Vorwalten des Hochlandes über das Tiefland, klar erkennen lassen, und auch der Bau dieses Hochlandes, vorzüglich die Umschliessung einer mächtigen Hochebene durch Randgebirge, die am pacifischen Rande im Allgemeinen steiler abfallen als am atlantischen, das Verharren dieser Hochebene auf einer bedeutenden Höhenstufe, welches nur durch sekundäre Einsenkungen und kleinere aufgesetzte Gebirge unterbrochen wird, endlich der Mangel jenes selbst heute noch nicht ganz vergessenen und in Rudimenten noch manchmal gezeichneten Wasserscheidengebirgs, der Sierra Madre, das als dominirender Zug ganz Mexiko durchziehen sollte, werden nicht zu übersehen sein. Um indessen dieses Natur und Cultur des Landes so eingreifend bestimmende Vorherrschen des Hochlandes noch deutlicher hervortreten zu lassen, wurde als Horizontale in 500 M. Höhe eine Linie[1]) eingetragen, welche die

1) Dieselbe ist irrthümlicher Weise bei Colima unterhalb der Stadt gezogen, während sie eine dieselbe umfassende Einbuchtung bilden sollte, und bei Monterey, statt nach Osten abgerundet, nach Westen eingebuchtet.

Grenze andeuten sollte, über welche in Folge der durch starke Erhebung minder günstig gewordenen klimatischen Bedingungen, an vielen Orten die tropischen Culturen (Kaffee, Zucker, Cacao, Bananen u. a. tropische Früchte) nicht hinausgehen. Ganz allgemein kann, wie auch in der betreffenden Inschrift der Karte angegeben ist, diese Linie als Grenze der Tierra Caliente in dem Sinne angesehen werden, dass das was darüber liegt, grossentheils Tierra Templada oder Fria wäre (vgl. o. S. 10), während das tieferliegende unzweifelhaft Tierra Caliente ist. Indessen, wie schon oben hervorgehoben wurde, es ist diese Theilung in die drei Tierras eine sehr schwankende und beliebige, welche in verschiedenen Theilen des Landes in verschiedenem Sinne verstanden wird, und es kann nur in einem allgemeinen schematischen Sinne geschehen, dass man einer orographischen Grenzlinie, wie die grüne unseres Kärtchens es ist, die Bedeutung einer Grenzlinie dieser klimatisch und agriculturell nach der Natur der Dinge selten scharf begrenzten und nicht überall gleich ausgedehnten Regionen beilegen kann Eine annähernde Schätzung ergibt, dass unterhalb dieser Linie ungefähr $^1/_5$ des Gebietes der ganzen Republik Mexico gelegen ist. Bedeutend mehr jedoch, wohl $^1/_4$, sind allerdings den meisten tropischen Culturen, vorzüglich der des Zuckers und Kaffee's, zugänglich, die ja besonders unter den günstigen orographischen und klimatischen Bedingungen (sanfte Abdachung und reichliche Feuchtigkeit) der atlantischen Küste an vielen Punkten in Höhen hinaufgehen, wo der Mexicaner schon von Tierra Templada spricht, wie denn z. B. sogar mit Bezug auf das mit grossem Erfolg kaffeebauende Cordova (903 m) die Ansichten, ob caliente oder templada, schwankend sind. Die Cultur des Zuckerrohres hat wegen der günstigeren Bewässerungs-Verhältnisse sogar ihre grösste Ausbreitung in der Tierra templada.



# NOTIZ ZUR KARTE.

Die vielen irrigen Vorstellungen über diejenigen Eigenschaften Mexiko's, besonders Klima, Fruchtbarkeit und Bewohnbarkeit, welche von der Bodengestalt abhängen, führe ich theilweise auf die wenig augenfällige Darstellung der letzteren in der grössten Zahl derjenigen Karten zurück, welche einem grossen Publikum zugänglich sind. Es erschien mir daher die Beigabe einer Karte, welche die Bodenverhältnisse Mexiko's in einer klaren und übersichtlichen Weise zusammenfasse und dadurch die zahlreichen in der Einleitung und dem Texte vorkommenden Hinweisungen auf dieselben erläutere, als etwas sehr Wünschenswerthes. Der Verleger kam meinem Wunsche mit der einsichtsvollen Bereitwilligkeit entgegen, welche ihn in hohem Grade auszeichnet, und durch die Liebenswürdigkeit eines Freundes, der um keinen Preis genannt sein will, wurde uns ein Originalkärtchen geliefert, wie man es für den angegebenen Zweck nicht passender wünschen konnte. Zusammen mit den Profilen wird dieses Kärtchen den Grundzug der Bodengestaltung Mexiko's, der merkwürdigerweise so oft übersehen wird, nämlich das unbedingte Vorwalten des Hochlandes über das Tiefland, klar erkennen lassen, und auch der Bau dieses Hochlandes, vorzüglich die Umschliessung einer mächtigen Hochebene durch Randgebirge, die am pacifischen Rande im Allgemeinen steiler abfallen als am atlantischen, das Verharren dieser Hochebene auf einer bedeutenden Höhenstufe, welches nur durch sekundäre Einsenkungen und kleinere aufgesetzte Gebirge unterbrochen wird, endlich der Mangel jenes selbst heute noch nicht ganz vergessenen und in Rudimenten noch manchmal gezeichneten Wasserscheidengebirgs, der Sierra Madre, das als dominirender Zug ganz Mexiko durchziehen sollte, werden nicht zu übersehen sein. Um indessen dieses Natur und Cultur des Landes so eingreifend bestimmende Vorherrschen des Hochlandes noch deutlicher hervortreten zu lassen, wurde als Horizontale in 500 M. Höhe eine Linie[1]) eingetragen, welche die

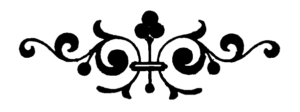
---

1) Dieselbe ist irrthümlicher Weise bei Colima unterhalb der Stadt gezogen, während sie eine dieselbe umfassende Einbuchtung bilden sollte, und bei Monterey, statt nach Osten abgerundet, nach Westen eingebuchtet.

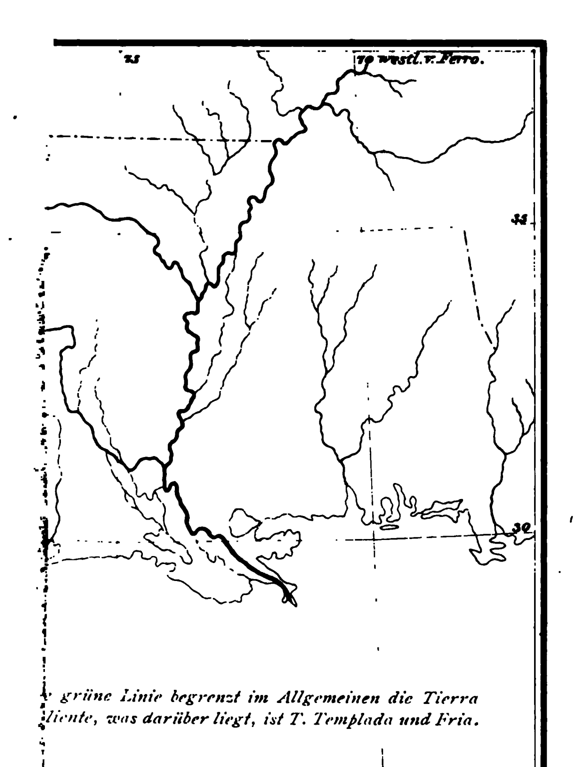
Grenze andeuten sollte, über welche in Folge der durch starke Erhebung minder günstig gewordenen klimatischen Bedingungen, an vielen Orten die tropischen Culturen (Kaffee, Zucker, Cacao, Bananen u. a. tropische Früchte) nicht hinausgehen. Ganz allgemein kann, wie auch in der betreffenden Inschrift der Karte angegeben ist, diese Linie als Grenze der Tierra Caliente in dem Sinne angesehen werden, dass das was darüber liegt, grossentheils Tierra Templada oder Fria wäre (vgl. o. S. 10), während das tieferliegende unzweifelhaft Tierra Caliente ist. Indessen, wie schon oben hervorgehoben wurde, es ist diese Theilung in die drei Tierras eine sehr schwankende und beliebige, welche in verschiedenen Theilen des Landes in verschiedenem Sinne verstanden wird, und es kann nur in einem allgemeinen schematischen Sinne geschehen, dass man einer orographischen Grenzlinie, wie die grüne unseres Kärtchens es ist, die Bedeutung einer Grenzlinie dieser klimatisch und agriculturell nach der Natur der Dinge selten scharf begrenzten und nicht überall gleich ausgedehnten Regionen beilegen kann Eine annähernde Schätzung ergibt, dass unterhalb dieser Linie ungefähr $^1/_5$ des Gebietes der ganzen Republik Mexico gelegen ist. Bedeutend mehr jedoch, wohl $^1/_4$, sind allerdings den meisten tropischen Culturen, vorzüglich der des Zuckers und Kaffee's, zugänglich, die ja besonders unter den günstigen orographischen und klimatischen Bedingungen (sanfte Abdachung und reichliche Feuchtigkeit) der atlantischen Küste an vielen Punkten in Höhen hinaufgehen, wo der Mexicaner schon von Tierra Templada spricht, wie denn z. B. sogar mit Bezug auf das mit grossem Erfolg kaffeebauende Cordova (903 m) die Ansichten, ob caliente oder templada, schwankend sind. Die Cultur des Zuckerrohres hat wegen der günstigeren Bewässerungs-Verhältnisse sogar ihre grösste Ausbreitung in der Tierra templada.



# SACHREGISTER.



BUCHDRUCKEREI LINDNER, BRESLAU.


25
10 westl. v. Ferro.
35
30
grüne Linie begrenzt im Allgemeinen die Tierra
liente, was darüber liegt, ist T. Templada und Fria.



